P.O.germ. 838 h Lessing

LESSING'S PROSA

FÜR

SCHULE UND HAUS

AUSGEWÄHLT

VON

AUGUST LUTHARDT.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

NÖRDLINGEN.

VERLAG DER C. H. BECK'SCHEN BUCHHANDLUNG.

1873.

175 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Nächst Luther ist Lessing der Schöpfer der deutschen Prosa. Auf dem Gebiete kritischer Untersuchung und dialektischer Erörterung steht sein Stil heute noch als unerreichtes Muster da. Er darf das geringste Buch, welches längst vergessen ist, nur mit ein paar Zeilen anzeigen, so erquicken wir uns an dem Spiele der Gedankenentwicklung und lesen mit einer Theilnahme, als ob es um die wichtigste Erscheinung der neuesten Literatur sich handle. Lessing's Schriften sind vollständig frei von aller Weichlichkeit und Sinnlichkeit, von aller Schwärmerei und Unklarheit; aus jedem Satze tritt uns die sittliche Zucht des denkenden Geistes, der rastlose Drang nach Erkenntniss, der eiserne Fleiss strenger Forschung entgegen. Der mit einem gewissen Widerspruchsgeist verbundene Wahrheitssinn von welchem Lessing beseelt war, der kecke Muth mit welchem er in den Kampf trat, die schneidige Schärfe, die er in seine Worte legte, das alles macht, dass seine Schriften wirken wie ein frisch quellender Born.

Lessing wird zu wenig gelesen. Gerade bei den heftigen Kämpfen der Gegenwart kommt so sehr viel darauf an, dass man weder von der gedankenlosen Phrase noch von der selbstsüchtigen Lüge sich bestechen lasse, sondern selbst prüfe und selbst urtheile, dann aber mit dem Muthe der Ueberzeugung entschieden eintrete für die erkannte Wahrheit. Hiezu sollen Lessing's Schriften mithelfen. Denn es gibt keinen Schriftsteller der neueren Zeit, dessen Werke als Schule für geregeltes Denken und kritische Forschung bessere Dienste leisten könnten, dessen ganzes Leben als ernstes Ringen und mühevolles Streiten um Erkenntniss der

Wahrheit mahnender an unser Gewissen spräche. Dazu kommt sein lebhaftes Nationalgefühl und das tragische Interesse, welches sein Lebensgang erregt. Wir können uns des Mitleids nicht erwehren, wenn wir sehen, wie selbstlos er im Dienste der Menschheit sich verzehrte, wie er aber die Ruhe der Befriedigung nicht fand, und wie er mit Widerwärtigkeiten aller Art bis an seinen Tod zu kämpfen hatte.

Diese Gedanken bestimmten mich zu vorliegender Auswahl aus Lessing's Prosa, um damit das Lesen seiner Werke leichter und allgemeiner zu machen, namentlich aber auch um Lessing in die Schulen einzuführen. Ich wollte ein Lesebuch für die oberen Klassen der Mittelschulen, ein Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache liefern.

Diese Auswahl soll ein vollständiges Charakterbild von Lessing geben. So wenig der Stil vom Menschen sich trennen lässt, so wenig lassen die Schriften ohne das Leben des Schriftstellers sich verstehen. Demgemäss suchte ich durch Einhalten der chronologischen Ordnung die schriftstellerische Entwicklung Lessing's zur Anschauung zu bringen und durch die Briefe eine Darstellung seines äusseren und inneren Lebensganges zu bieten. Von selbst springt hiebei die ausserordentliche Vielseitigkeit Lessing's und der grosse Umfang, wie nicht minder die Gründlichkeit seiner gelehrten Studien in die Augen. Nimmt man dazu die Personen mit denen er verkehrt, die Schriftsteller welche er bespricht, die Gegenstände von denen er handelt, die Arbeiten welche ihn beschäftigen, die Streitigkeiten die er ausficht, so ergibt sich ein anschauliches Bild von dem literarischen Gesammt-Leben seiner Zeit.

Da war es nun freilich schwer, nicht zu viel in die Sammlung aufzunehmen, sondern durch gehörige Beschränkung das richtige Mass einzuhalten; letzteres aber war unbedingt nöthig; denn nur von einem Bande mässigen Umfangs kann man erwarten, dass er in Schulen eingeführt, dass er ganz und wiederholt gelesen werde. Wenn auch nicht immer ganze Stücke, sondern häufig nur einzelne Bruchstücke auf-

genommen werden konnten, so bildet doch stets der behandelte Gedanke ein Ganzes für sich, was durch die vorgesetzten selbständigen Ueberschriften auch äusserlich hervortritt. Die beigefügten Verweisungen auf die Gesammt-Ausgabe werden hoffentlich manchen Leser veranlassen, dort den Gedanken Lessing's weiter nachzugehen.

Ich hoffe nichts charakteristisches übergangen und nichts stilistisch oder sachlich unwesentliches aufgenommen zu haben.

Diese Sammlung soll nicht Lessing's Philosophie und Theologie sondern seinen Stil zur Darstellung bringen, sie soll sehen lassen, wie Lessing seine Gedanken ausgesprochen, entwickelt, begründet, vertheidigt, wie er seine Gegner bekämpft, mit welchem Eifer und mit welcher Kunst der Dialektik er nach Wahrheit gesucht und um ihre Erkenntniss gestritten hat. Von einer Kritik einzelner Anschauungen und Aussprüche kann hiebei ebensowenig die Rede sein, als von deren ausdrücklicher Anerkennung. Aber es wird keiner Rechtfertigung bedürfen, dass von den theologischen Schriften der letzten Jahre verhältnissmässig doppelt so viel als von den übrigen Schriften aufgenommen wurde. Wenn man es für gefährlich halten wollte, Schülern die theologischen Streitschriften Lessing's in die Hand zu geben, so möge man bedenken, dass diese Zweifel und Bedenken ohnehin keinem Christen erspart bleiben, und dass es gut sein wird, wenn der Religionslehrer Anlass hat, an die Gedanken Lessing's anzuknüpfen.

Ein kurzer Ueberblick über Lessing's Leben wird hier am Platze sein.

Gotthold Ephraim Lessing, Sohn eines protestantischen Pfarrers, wurde zu Camenz in der Oberlausitz am 22. Januar 1729 geboren. Er erhielt seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meissen und bezog 1746 die Universität Leipzig, wo er nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studiren sollte, aber bald dieses Fach aufgab, um allgemeineren Studien obzuliegen. Schon hier brachte er einige Lustspiele auf die Bühne. Im Jahre 1748 finden wir ihn in Berlin, dann in

Wittenberg wo er Magister wurde, zu Beginn des Jahres 1749 von neuem in Berlin, 1752 vorübergehend wieder in Wittenberg, von 1755 bis 1758 in Leipzig und hierauf bis 1760 abermals in Berlin. Er stand in besonders lebhaftem Verkehre mit Mendelssohn und Nicolai und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten verschiedener Art. Seine hauptsächlichsten Schriften dieser Zeit sind die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters 1750, Kleinigkeiten 1751, Rettungen 1754, Vade mecum für Lange 1754, Theatralische Bibliothek 1754—1758, Miss Sara Samson 1755, Fabeln und Abhandlungen über die Fabel 1759, Philotas 1759, Literatur-Briefe 1759—1760.

Im Jahre 1760 ging er als Gouvernements-Sekretär des Generals Tauenzien nach Breslau, wo er 1763 die Minna von Barnhelm dichtete. Er begab sich im Jahre 1765 wieder nach Berlin, schrieb daselbst 1766 den Laokoon und zog im Frühjahr 1767 nach Hamburg. Hier schrieb er die Hamburgische Dramaturgie 1767—1769, die Briefe antiquarischen Inhalts 1768—1769 und die Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet haben 1769.

Im Jahre 1770 trat er das Amt eines herzoglich braunschweig'schen Bibliothekars in Wolfenbüttel (seit 1776 mit dem Titel Hofrath) an.

Nun erschienen Emilia Galotti 1772, die Beiträge aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel von 1773 an, darunter die s. g. Wolfenbüttel'schen Fragmente, welche ihn in heftige theologische Streitigkeiten (von 1777 an) verwickelten, die Anti-Goeze 1778, die Gespräche für Freimaurer 1778—1780, Nathan der Weise 1779, die Erziehung des Menschengeschlechts 1780. Im Jahre 1775 begleitete Lessing den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien. Er vermählte sich im Oktober 1776, verlor seine Gattin aber schon im Januar 1778 und starb am 15. Februar 1781 in Braunschweig.

Der Auswahl wurde die von Maltzahn durchgesehene Lachmann'sche Gesammt-Ausgabe (Leipzig bei Göschen

1853—1857) zu Grunde gelegt, und bei jedem Stück auf Band und Seite derselben verwiesen.

Es versteht sich von selbst, dass der Lachmann'sche Text sorgfältig beibehalten wurde. Indessen habe ich doch folgende Aenderungen mir erlaubt, weil ich offenbare Schreib- oder Druckfehler erster Hand vor mir zu haben glaubte, welche verbessert werden müssten. Ich habe nämlich auf Seite 21 Zeile 18 die Worte *uns bei* und S. 28 Z. 17 das Wort *sich* eingeschaltet, ferner auf S. 152 Z. 7 *besuchen* statt *besuchten,* S. 210 Z. 14 *Gläubiger* statt *Schuldner,* S. 241 Z. 1 *Romane* statt *Roman,* S. 248 Z. 4 v. u. *dem* statt *den,* S. 265 Z. 17 *den* statt *dem* (auch die zehnbändige Ausgabe von 1855/57 hat *den*), S. 322 Z. 12 *in jenem* statt *in jenen,* S. 343 Z. 14 *Besseren* statt *Besserern* gesetzt. Ich hätte wohl auch besser gethan, wenn ich S. 33 Z. 6 nach *Brem* das Verbindungszeichen eingeschoben hätte.

Auf Seite 129 Zeile 11 v. u. habe ich im Anschlusse an Maltzahn das Wort *einen* eingeschaltet.

Dagegen habe ich an mehreren Stellen den Lachmann'schen Text wieder hergestellt, wo mir die Abweichungen Maltzahn's durch nichts gerechtfertigt schienen. Diese wieder hergestellten Lesarten sind (abgesehen von einigen handgreiflichen Druckfehlern) folgende: S. 67 Z. 3 v. u. *mit* statt *bei,* S. 125 Z. 22 *nur* statt *nun,* S. 128 Z. 2 v. u. *es* statt *er,* S. 253 Z. 13 *Mehrere* statt *Mehrern,* S. 258 Z. 14 *möglich* statt *nöthig,* S. 277 Z. 9 v. u. *seiner* statt *seine,* S. 287 Z. 1 *unstreitigste* statt *unstreitige,* S. 310 Z. 20 *ob* statt *als ob,* S. 317 Z. 13 v. u. *da* statt *dass,* S. 320 Z. 8 das Ausrufungszeichen statt des Fragezeichens, S. 362 Z. 14 v. u. *allem* statt *allen,* S. 364 Z. 2 v. u. *da* statt *dass.*

Ferner habe ich S. 222 Z. 1 in einem Briefe, welchen Lachmann nicht hat, das vom Sinne geforderte *sich* eingeschaltet.

Leider habe ich auf S. 59 Z. 16 das Maltzahn'sche *Analisten* stehen lassen, welches mit Lachmann *Analysten* (Männer der Analysis) geschrieben werden muss.

Die eigenthümlichen Wortbildungen Lessing's: *Bestandheit* (S. 92 Z. 12 v. u., wo übrigens Lachmann *Bestandtheit*

schreibt) und *personifirte* (S. 198 Z. 2) mussten stehen bleiben. Eben so die wenigen alterthümlichen Formen, welche Lessing noch hat; aber in dem Worte *Vernunftswahrheit* und in den Genitiven *des Klopstocks, des Homers* u. d. gl. habe ich das unser Ohr beleidigende *s* gestrichen.

Für den auf Seite 346 Zeile 9 v. u. und S. 348 Z. 17 v. u. noch vorkommenden Dativ nach *ohne* habe ich den Accusativ gesetzt.

Auf einige zweifelhafte Lesarten erlaube ich mir zu weiterer Forschung aufmerksam zu machen. Zwischen *oft* und *mehrere* auf Seite 108 Zeile 10 v. u. gehört nach meiner Meinung *nicht.* Das Wort *erbetenen* auf S. 271 Z. 3 v. u. gibt keinen Sinn; sollte es vielleicht *erwähnten* heissen? Auf S. 368 Z. 4 scheint mir *sind* zu fehlen; es würde aber schlecht lauten, weil dasselbe Wort auf der nächsten Zeile folgt.

Die doppelte Verneinung des gemeinen Sprachgebrauches, welche logisch falsch ist, findet sich auf S. 61 Z. 15 v. u. und S. 340 Z. 12.

Als Nachlässigkeiten des Ausdrucks glaube ich den unvollendeten Satz S. 239 Z. 13—10 v. u., das Auslassen des *haben* (*besitzen*) wegen des vorausgegangenen Hilfszeitwortes *haben* auf S. 270 Z. 1 und die Construction des *vorlieb nehmen* auf S. 368 Z. 7—6 v. u. bezeichnen zu dürfen.

Die diplomatische Beibehaltung der Orthographie der Lachmann'schen Ausgabe würde für den Zweck dieser Auswahl störend gewirkt haben; ich musste mich desshalb an die zur Zeit übliche Schreibweise halten.

An der Interpunktion Lessing's habe ich nichts weiter geändert, als dass ich den überreichen Gebrauch des Komma etwas gemindert habe.

Trotz aller Sorgfalt sind doch mehrere Ungleichheiten und Druckfehler stehen geblieben, wegen deren ich um freundliche Nachsicht bitte.

Augsburg im November 1872.

August Luthardt.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

1. Warum ich lese 1
2. An Lessing's Mutter 1
3. Von der Benützung guter Muster 6
4. An Lessing's Vater 8
5. Zwei schlechte Lustspiele 12
6. Gottsched's Gedichte 13
7. Gellert's Briefe 15
8. Klopstock's Messias 16
9. Selbst-Anzeige 19
10. Eine Ode Klopstock's 20
11. Zeitgeschmack 21
12. Gottes-Beweise 21
13. Ein satirischer Moralist 22
14. Aus einer Vorrede 23
15. Die unglücklichen Dichter 25
16. Rousseau 27
17. Klopstock's Nachahmer 28
18. Apologetische Literatur 29
19. Ein Improvisator 30
20. An Lessing's Vater 31
21. Die horazischen Oden von Lange 33
22. Ein Vade mecum für Sam. Gotth. Lange 36
23. Vorrede zu den Rettungen und Lustspielen 45
24. Rettungen des Horaz 49
25. Beweis der Wahrheit 52
26. Die Werkzeuge Gottes 52
27. Mylius 54
28. Pöbelhaftigkeit 64
29. Voltaire 65
30. Hogarth 68
31. An Moses Mendelssohn 69
32. An Nicolai 72

Seite
33. Aphorismen aus den Jahren 1751—1756 77
34. An Gleim 80
35. Lustspiel-Stoffe 82
36. Ewald Christian von Kleist's Tod 84
37. Fabeln 87
38. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel 88
39. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen . 97
40. Wieland's religiöse Schriften 103
41. Gottsched und das deutsche Theater 104
42. Gottsched's Kern der deutschen Sprachkunst 107
43. Aphorismen aus den Jahren 1759 und 1760 108
44. An Ramler 110
45. An Nicolai 112
46. An Lessing's Vater 116
47. An Ramler 119
48. An Lessing's Vater 119
49. An Lessing's Vater 121
50. An Lessing's Vater 122
51. Vorrede zum Laokoon 123
52. Beruf der Malerei 126
53. Gesetz der Schönheit 127
54. Auffassung des bildenden Künstlers 129
55. Französischer Triumph über die Alten 132
56. Malerische Erzählung und malerische Handlung . . . 132
57. Die Schönheit der Helena 138
58. Das Ekelhafte 140
59. An Gleim 141
60. Ankündigung der Hamburgischen Dramaturgie 143
61. Wahrheiten und Gemeinplätze 146
62. Afterkunst 148
63. Voltaire als Dramatiker 149
64. Ein Geist auf der Bühne 150
65. Historische Dramen 154
66. Corneille's Rodogune 154
67. An Nicolai 157
68. An Karl G. Lessing 159
69. Aphorismen aus den Jahren 1766 und 1767 160
70. Die drei Einheiten des Drama 163
71. Euripides 165
72. Vom Tragikomischen 166
73. Die Schule des Kritikers 167
74. Aristoteles und die Aufgabe der Tragödie 168
75. Aristoteles und Corneille 170
76. Ein unverzeihlicher Fehler 172

		Seite
77.	Die Ränke schlechter Schriftsteller	173
78.	Aphorismen aus dem Jahre 1768	177
79.	Kritik und Genie	180
80.	Nachwort zur Hamburgischen Dramaturgie	182
81.	An Nicolai	194
82.	Vorrede zu der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet	195
83.	Verdrehung und Widerspruch	197
84.	An Nicolai	198
85.	An Nicolai	199
86.	An Frau König	201
87.	An Lessing's Vater	202
88.	An Theophilus Lessing	205
89.	Vorrede zum Berengarius Turonensis	206
90.	Zu den Sacraments-Sreitigkeiten	208
91.	An Lessing's Mutter	210
92.	Das Epigramm	211
93.	Die Bestandtheile des Epigramms	212
94.	Der Witz des Epigramms	213
95.	Hero und Leander	214
96.	An Karl G. Lessing	217
97.	An den Herzog Karl v Braunschweig	218
98.	An Gleim	219
99.	An Lessing's Mutter	221
100.	An Ramler	222
101.	An Karl G. Lessing	223
102.	An Frau König	225
103.	Die Bibliothek in Wolfenbüttel	227
104.	Die Philosophie des Leibnitz	230
105.	Werth des Kleinen	231
106.	Der Glaube des Leibnitz	232
107.	Johann v. Eyck	235
108.	An Karl G. Lessing	237
109.	An Eschenburg	240
110.	An Eschenburg	241
111.	An Ramler	242
112.	An Theophilus Lessing	243
113.	Aphorismen aus den Jahren 1771–1774	243
114.	An Karl G. Lessing	246
115.	An Frau König	248
116.	An Frau König	250
117.	An Karl G. Lessing	251
118.	Physiognomik	252
119.	An Lessing's Mutter	253
120.	An Karl G. Lessing	254

Seite
121. An Frau König 256
122. An Lessing's Schwester 258
123. An Karl G. Lessing 259
124. An Lessing's Schwester 259
125. An Karl G. Lessing 260
126. An den churpf. Minister Freih. v. Hompesch 260
127. An Nicolai 262
128. Bestreitung und Vertheidigung der Religion 263
129. Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft 286
130. Das Testament Johannis 291
131. An Eschenburg 296
132. An Karl G. Lessing 297
133. An Eschenburg 298
134. An Eschenburg 298
135. An Karl G. Lessing 298
136. An Eschenburg 299
137. Die Beweiskraft der Wunder 300
138. Anti-Goeze I 301
139. Anti-Goeze II 306
140. An J. A. H. Reimarus 311
141. An Claudius 313
142. An Eschenburg 314
143. An Elise Reimarus 315
144. An Karl G. Lessing 316
145. Anti-Goeze XI 317
146. Nöthige Antwort 322
147. Die Menschheit in Staaten und Religionen 326
148. An Karl G. Lessing 334
149. An Ramler 336
150. An Lessing's Schwester 336
151. An Herder 337
152. An Karl G. Lessing 339
153. An F. H. Jacobi 340
154. Die Erziehung des Menschengeschlechts 340
155. An Herder 358
156. An Elise Reimarus 360
157. An Elise Reimarus 360
158. An Elise Reimarus 362
159. An J. G. J. Breitkopf in Leipzig 363
160. Aphorismen aus den Jahren 1777—1781 363
161. Aphorismen aus Lessing's Nachlass 366

1. Warum ich lese.

(Aus dem Naturforscher, einer physikalischen Wochenschrift. 1747.)

Herr Naturforscher! Ich habe alle Ihre Blätter bisher gelesen, weil ich Ihr Freund bin. Ich kann es leicht errathen, dass Ihnen diese Ursache nicht allzuwohl gefallen wird. Schlecht genug! werden Sie sagen, dass es blos aus Freundschaft geschehen ist. Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind. Nun gut, gut! erzürnen Sie sich nur nicht! Ich habe das Letzte noch nicht geläugnet, da ich Ihnen das Erste von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und schön sein. Muss ich sie aber desswegen lesen? Ich müsste viel Zeit auf das Studiren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieser Gattung lesen wollte. Was ich lesen soll, muss mich vergnügen können. Sie wissen schon, was ich unter dem Worte vergnügen verstehe. Und in diesem Verstande, ich sage es Ihnen unter die Augen, fehlt es Ihren Blättern noch sehr an dieser, zur Erhaltung meines Beifalls, nothwendigen Eigenschaft. Ich merke, ich bin nun ziemlich nahe bei dem Zwecke meines Briefes. Ich wollte Ihnen nämlich schreiben, Sie sollten sich gefallen lassen, mich künftighin entweder nicht mehr unter Ihre Leser zu rechnen, oder in Ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurz, mehr von dem anzubringen, was mich und meines gleichen vergnügen kann. Sie schreiben zu trocken. (Bd. 3 S. 1.)

2. Hochzuehrende Frau Mutter!

Berlin, 20. Januar 1749.

Ich würde nicht so lange angestanden haben, an Sie zu schreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu schreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu lesen, müssen Sie eben schon so satt sein, als ich bin sie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, dass Sie das Geringste davon in diesen Zeilen finden werden.

Ich besorge nur, dass ich bei Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen schuldig bin, stehe. Ich besorge nur, dass Sie glauben werden, meine jetzige Aufführung komme aus lauter Ungehorsam und Bosheit. Diese Besorgniss macht mich unruhig. Und wenn sie gegründet sein sollte, so würde mich es desto ärger schmerzen, je unschuldiger ich mich weiss. Erlauben Sie mir derohalben, dass ich nur mit wenig Zügen, Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Universitäten abmalen darf, ich bin gewiss versichert, Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren gütiger beurtheilen.

Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, dass mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meissen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniss kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, dass mich nichts Schlimmeres als der Fleiss so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: Soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Andern gewahr. Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhasste Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir, bei meiner eigenen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluss, mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann auch also das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, dass mich diejenigen selbst, die mir im voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermassen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter

geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer, und vielleicht eben so nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr grosse Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster eben so sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiss mehr an andern Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiss über Niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst. Doch ich weiss nicht, was mich damals für eine Thorheit überfiel, dass ich auf den Entschluss kam, selbst Komödien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, dass ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, dass ich sie mit mehrerem Ernste treiben soll. Ich sann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hatte. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hause zu kommen, gestört. Was daselbst vorgegangen, können Sie selbst noch allzuwohl wissen, als dass ich Ihnen durch eine unnütze Wiederholung verdriesslich falle. Man legte mir sonderlich die Bekanntschaft mit gewissen Leuten, in die ich zufälliger Weise gekommen war, zur Last. Doch hatte ich es dabei Dero Gütigkeit zu danken, dass mir andere Verdriesslichkeiten, an denen einige Schulden Ursache waren, nicht so heftig vorgerückt wurden. Ich blieb ein ganzes Vierteljahr in Camenz, wo ich weder müssig noch fleissig war. Gleich von Anfange hätte ich meine Unentschlüssigkeit, welches Studium ich wohl erwählen wollte, erwähnen sollen. Man hatte derselben nun über Jahr und Tag nachgesehen. Und Sie werden sich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte *Medicinam* studiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will

ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdiess, dass ich mich nicht wenig auf Schulsachen legen wollte, und dass es mir gleich sein würde, ob ich einmal durch dieses oder jenes fortkäme. In diesem Vorsatze reiste ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläuftige Bekanntschaft, und die Lebensart, die meine Bekannten an mir gewohnt waren, liessen mich an eben dieser Klippe nochmals scheitern. Ich sah allzudeutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, so werde ich nimmermehr mit dem, was mir bestimmt ist, auskommen können. Der Verdruss, den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheiten zu verursachen, brachte mich auf den Entschluss, von Leipzig wegzugehen. Ich erwählte Berlin gleich anfangs zu meiner Zuflucht. Es musste sich wunderlich schicken, dass mich gleich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg besuchte. Ich reiste mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehen, und alsdann noch zur Sonnenfinsterniss[1] in Berlin zu sein. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermassen für eine göttliche Schickung; wenn es nicht was Unanständiges ist, dass man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie berufen will. Nach meiner Genesung beschloss ich mit des Hrn. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiss, dasjenige wieder zu ersparen, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, dass das, was in meiner Krankheit und durch andere Umstände, die ich aber jetzt verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendien ausmachte. Der alte Vorsatz wachte also bei mir wieder auf, nach Berlin zu gehen. Ich kam, und bin noch da, in was für Umständen, wissen Sie selbst am besten. Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre, hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen, die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schliessen, ob meine letztere

1) am 25. Juli 1748.

Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiss nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Ich will nicht zweifeln, dass meine Stipendia wenigstens noch bis Ostern dauern sollten. Ich glaube also, dass meine Schulden genugsam damit können bezahlt werden. Aber ich sehe wohl, dass die nachtheilig gefasste Meinung von einem Menschen, der, wenn er mir auch sonst nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, mir sie doch gewiss jetzt erzeigt, da sie mir just am nöthigsten sind, dass, sage ich, diese nachtheilig gefasste Meinung die vornehmste Ursache ist, warum sie mir in meinen Unternehmungen so sehr zuwider sind. Es scheint ja, als wenn Sie ihn für einen Abscheu aller Welt hielten. Geht dieser Hass nicht zu weit? Mein Trost ist, dass ich in Berlin eine Menge rechtschaffener und vornehmer Leute finde, die eben so viel aus ihm machen als ich. Doch Sie sollen sehen, dass ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worin Sie mir eben das sagen, was ich aus dem letzten Briefe habe schliessen müssen, will ich mich ungesäumt von Berlin weg begeben. Nach Hause komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzt auch nicht wieder, weil ausserdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiss nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, dass ich, ich mag sein wo ich will, allezeit schreiben, und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich. Darf ich noch was bitten, so ist es dieses, dass Sie gewiss glauben mögen, dass ich meine Eltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den Hrn. Inspector und Hrn. Pastor Lindnern gewiss schreiben, sobald als es nicht mehr scheinen wird, dass meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten sind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorsams zu geben, der ich auch zeitlebens verharren werde

(Bd. 12 S. 9.) Dero gehorsamster Sohn L.

3. Von der Benützung guter Muster.

(Aus der Vorrede zu der Vierteljahrs-Zeitschrift: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. 1749.)

Wir wollen uns bemühen, so viel in unsern Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beizutragen. Der Plan, den wir zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in folgendem. Wir wollen theils auf die sehen, die zu ihrer Arbeit, oder zur Verbesserung ihres Geschmacks, noch Vorschriften nöthig haben; theils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erstern wegen wollen wir alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, dass wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müssten denn so genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft sein, dass sie nicht zu trennen wären. Die drei Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, über das Erhabene, über die Charaktere, über die Sittensprüche, und über andre beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als Komödie werden Vielen, wo nicht was ganz neues, doch was angenehmes sein. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sei, finden, wollen wir unsre eignen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, dass sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister unterstützt sein mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neuesten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunstrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben, als tadeln. Wir glauben also, dass Niemand unsere Kritik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, Jemanden abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sei, vorzustellen. Hierzu werden genaue Charaktere, die wir in ihrem Umfange von dem komischen und dem tragischen Dichter machen wollen, dienlich sein. Wir wollen untersuchen, wie weit sich beider Witz und beider Gelehrsamkeit erstrecken müsse, und Vorschläge thun, wie jeder seine Kräfte prüfen könne.

Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, dass wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unsern Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Auf die erstern zwei wollen wir unsern Fleiss besonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeschylus ein Stück übersetzen; wozu wir allezeit ein solches wählen wollen, das von neuern Poeten ist nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neueres Stück zu finden ist. Dieses wollen wir auch mit dem Aristophanes, Plautus, Terenz und dem tragischen Seneca thun. Wir wollen sie dabei selbst untereinander vergleichen, und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieser vor jenem, beide vor dem Aeschylus, und dieser vor beiden eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug sein, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worin und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Aristophanes nachahme. Wir wollen dabei mit allem Fleisse diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von diesen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einsehen lernen, welches die wahre und die falsche Art nachzuahmen sei, und den Vorzug der Alten vor den Neuern, oder, in gewissen Stücken, dieser vor jenen, daraus festsetzen können. Hierzu sollen besondere Abhandlungen gewidmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber, werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muss. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespeare, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bei uns nur dem Namen nach kennt, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Eben so ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendosa, Francisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvan, Antonio de Azevedo, Francisco Gonsalez de Bustos und Anderen. Diese sind alle Männer, die zwar eben so grosse Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich vieles zu Nutzen machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiener und Holländer nicht vergessen. Von

den erstern haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und desswegen grösstentheils nur auf die jetztlebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel besonderes hat, und von denen jeder meistentheils einen eigenen Weg zu gehen sucht. Von den Italienern und Holländern aber werden wir nur das, was sie regelmässiges und eigenthümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach nicht möglich sein, dasjenige fest zu setzen, was jede Nation vor der andern vorzügliches und eigenthümliches habe? Wir glauben, ja, und sind sogar überzeugt, dass aus keiner andern Sache das Naturell eines Volkes besser zu bestimmen sei, als aus ihrer dramatischen Poesie. Wir wollen dieses an seinem Orte weitläufiger ausführen. Nur ist gewiss, dass es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutchen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigene Stücke; und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von den Deutschen wird bestimmen können ist, dass er überall das Gute, wo er es findet, billige, und es sich zu Nutzen mache. Das ist gewiss, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturelle folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen. (Bd. 3 S. 8.)

4. Hochzuehrender Herr Vater!

Berlin, 2. November 1750.

Die Antwort auf Dero zwei letzten Briefe würde ich bis jetzt nicht schuldig geblieben sein, wenn ich so oft hätte schreiben können, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entschuldige ich mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich diese Entschuldigung so vielmal brauchen hört, als Sie, der sollte beinahe auf die Gedanken kommen, dass ich wenigstens mehr als ein Amt, hier in Berlin, müsse zu besorgen haben. So falsch dieses, Gott sei Dank, ist, so wahr ist es doch, dass meine Entschuldigung so gar unbegründet nicht ist, als Sie wohl glauben mögen. Der B. v. d. G. ist zwar vor 14 Tagen wieder auf seine Güter gegangen, dass ich also einigermassen freier gewesen bin; ich habe aber

nach seiner Abreise das ganze vierte Stück der theatralischen Beiträge besorgen müssen, was eigentlich schon diese Messe hätte sollen fertig werden, und diese Arbeit hat mich bis an vergangenen Sonnabend nicht über eine Stunde Herr sein lassen.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, dass ich meine Meinung wegen Göttingen schon wieder geändert hätte. Ich versichere Ihnen nochmals, dass ich morgen dahin abreisen wollte, wenn es möglich wäre. Nicht weil es mir jetzt eben schlecht in Berlin ginge, sondern weil ich es Ihnen versprochen habe. Denn in der That, ich habe grosse Hoffnung, dass sich mein Glück bald hier ändern wird. Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, allein ich muss gestehen, dass vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite dabei mit untergelaufen sind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntschaft des Hrn. B. v. d. G. hat mir nicht wenig genützt, mich hier auf einen sichern Weg zu bringen. Denn, ausser dass ich etliche 30 Thlr. dabei gewonnen habe, so hat er mir bei verschiedenen von seinen Freunden Zutritt verschafft, welche mir wenigstens einen Haufen Versprechungen machen. Auch diese sind nicht zu verwerfen, wenn sie nur nicht immer Versprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung darauf, und habe meine Sachen so eingerichtet, dass ich auch ohne sie, diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heisst bei mir, was ein anderer vielleicht z u r N o t h nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will unterdessen, da ich es noch in Berlin mit ansehe, meine Zeit so anzuwenden suchen, dass ich sie nicht für verloren schätzen darf, wenn meine Hoffnung auch fehl schlägt; und will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur noch vorige Woche habe ich ein sehr beträchtliches Anerbieten des Hrn. B. von Dobreslaw ausgeschlagen, weil es mich an allen meinen übrigen Vorsätzen hindern würde. Diesem Hrn. ist von dem vorigen Könige die Bibliothek des in Frankfurt sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit als wegen seiner Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den König von Spanien wollte vermacht haben, geschenkt worden. Unter den *Maspt.* dieser Bibliothek befindet sich eine lateinische Uebersetzung der *Bibliotheque orientale* des Herbelot. Diese Uebersetzung nun will der Besitzer jetzt drucken lassen, weil sich das Original sehr rar gemacht hat und oft für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil sie aber sehr

unleserlich geschrieben, und auch oft der Verstand des französischen darin sehr falsch ausgedrückt ist, so hat der B. v. Dobreslaw seit einigen Wochen sehr in mich gedrungen, diese Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk auf's neue umzuschmelzen. Er versprach mir so lange als ich daran arbeitete freie Wohnung und Holz, und 200 Thlr. Allein da es eine Arbeit ist die mich wenigstens drei Vierteljahre so beschäftigen würde, dass ich gar nichts ausser derselben verrichten könnte, und also verschiedene angefangene Sachen müsste liegen lassen, so habe ich es bedächtlich ausgeschlagen. Die Fortsetzung des Ihnen bekannten Journals und die Uebersetzung der römischen Historie des Rollins besetzen meine Zeit so schon mehr als mir lieb ist. Da ich übrigens zu Ostern einen Band von meinen theatralischen Werken, welcher in den Jenaischen gelehrten Zeitungen schon längst ist versprochen worden, zu liefern gedenke, dessgleichen auch eine Uebersetzung aus dem Spanischen der *Novellas exemplares* des Cervantes, so werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdessen auch mit einem Verleger wegen des englischen Werks, wovon ich Ihnen schon zu verschiedenen Malen geschrieben habe, zu Rande kommen, so werde ich es auch gerne sehen, denn auf meiner Seite habe ich gar nichts mehr daran zu thun. Auf das Spanische habe ich eine Zeit her sehr viel Fleiss verwendet, und ich glaube meine Mühe nicht umsonst angewendet zu haben. Da es eine Sprache ist, die eben in Deutschland so sehr nicht bekannt ist, so glaube ich, dass sie mir mit der Zeit nützliche Dienste leisten soll.

Hr. Mylius ist zwar Auctions-Commissär geworden, doch wer ihm die 1500 Thlr. Besoldung angedichtet hat, der hat ihm gross Unrecht gethan. Wenn es so viel einbrächte, so wäre ich es selbst geworden, da mir es der jüngere Hr. Rüdiger, welcher diese Stelle wieder niederlegte, so zuerst ganz ernstlich antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis er einen Andern an seinen Platz geschafft hatte. Wenn es viel ist, so trägt es 400 Thlr. ein. Auch dieses ist genug für ihn. Doch dieses schreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht seine Ursache mag gehabt haben, seinem Bruder in Elstra solchen Wind vorzumachen. Ich bin der Mensch nicht, der andern Leuten seine Projecte gerne zu Schanden macht. Der jüngere Mylius ist mit dem ältern Rüdiger zerfallen, und schreibt also die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben,

wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Lust gehabt hätte.

Ich habe ein besonderes Vergnügen, dass Sie mit Theophilo in Meissen so wohl zufrieden sind. Wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie es mit mir auch sein sollen. Da er so fleissig studirt, so möchte ich gar zu gerne wissen, was er, und wie er studirt. Ich habe es in Meisen schon geglaubt, dass man vieles daselbst lernen muss, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzt sehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hrn. Wehsen wollte ich von Grund meiner Seelen noch eine Null an seine Besoldung wünschen. Sein Amt aber scheint mir sehr wunderbar zu sein. Wenn die, die zu unserer Religion treten wollen, erst müssen informirt werden, so haben sie offenbar andere Ursachen, als die Ueberzeugung der Wahrheit. Denn wenn diese die Ursache der Veränderung ist, so brauchen sie die Information nicht. Doch dieses muss das Oberconsistorium besser verstehen als ich. Wenn Sie Hrn. Wehsen sprechen sollten, so werden Sie so gütig sein, ihn meiner fortdauernden Freundschaft zu versichern.

Ich sende Ihnen hierbei das dritte Stück der theatralischen Beiträge, worin Sie des Hrn. Gregorius in Ehren gedacht finden. Die Recension ist von mir, und es dauert mich nur, dass ich sie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich durch solches Zeug bekannt machen wollen, als er thut, so wollte ich schon ganze Folianten geschrieben haben. Sollte er sich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beschweren, so will ich ihm das Recht geben, mit meinen Sachen auf gleiche Weise zu verfahren. Die Simonettischen und politisch berlinischen Zeitungen kann ich Ihnen schicken, ohne dass sie mich etwas kosten. Es ist also nur die Frage, ob Sie das Postgeld daran wenden wollen. Wenn Bezolt nach Berlin bald kommt, so will ich Ihnen dieses Jahr von den gelehrten Zeitungen bis jetzt complet überschicken. Ich würde es heute beilegen, wenn das Paquet nicht zu gross werden möchte.

Wer Ihnen geschrieben hat, dass es mir sehr schlecht ginge, weil ich bei Hrn. Rüdigern nicht mehr den Tisch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine grosse Lüge geschrieben. Ich habe mit diesem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir seine grosse Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieses ist geschehen, und wir waren also geschie-

dene Leute. Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Gr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geschrieben habe, ist hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift *l'homme machine* hat viel Aufsehen gemacht. Edelmann ist ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm gelesen, welche *Antiseneque ou le souverain bien* heisst, und die nicht mehr als zwölfmal gedruckt worden ist. Sie mögen aber von der Abscheulichkeit derselben daraus urtheilen, dass der König selbst zehn Exemplare davon in's Feuer geworfen hat.

Es ist Zeit, dass ich meinen Brief schliesse, wenn er noch auf der Post soll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiss ein Mehreres schreiben, dessgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

(Bd. 12 S. 20.) Dero gehorsamster Sohn L.

5. Zwei schlechte Lustspiele.

(Anzeige der Bücher: Die Weiberstipendien, oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Der Faule und die Vormünder, ein Lustspiel in drei Aufzügen. 1751.)

Wir nehmen diese zwei Stücke zusammen, weil wir zuverlässig wissen, dass sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das Eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher sein könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerst oder zuletzt lieset, genug, dasjenige, welches er zuletzt lieset, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Eckel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdauer in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muss; ob wir gleich sonst gestehen müssen, dass beide, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig sind. Plan, Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welches dem Verfasser Böhmische Dörfer sind. Wenn er bei dem ersten anstatt Lustspiel, Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermassen entschuldigt. Bei dem andern wenigtens droht er den Lesern gleich auf dem Titel, dass sie, vermöge der komischen Sympathie einschlafen werden; und kann man von einem Ver-

fasser mehr begehren, als dass er dasjenige erfülle, was er auf dem Titel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, dass er unser Urtheil gegründet finden wird, und dass wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhaft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben, ihm zu sagen, dass ein gewisser Herr O. in D.. der Verfasser dieser schönen Lustspiele sei. (Bd. 3 S. 143.)

6. Gottsched's Gedichte.

(1751.)

Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an.

Herrn Johann Christoph Gottsched's, der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bei der jetzigen zweiten Auflage übersehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebst einer Vorrede an's Licht gestellt von M. Joh. Joachim Schwapen. Leipzig, verlegt von B. Chr. Breitkopf. 1751. in gross 8.

Das Aeusserliche dieser Gedichte ist so vortrefflich, dass sie, wie wir hoffen, den Buchläden grosse Ehre machen werden, und wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsere Kräfte. Der erste Theil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bei dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das grosse Kunststück nämlich, seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abtheilung von den Oden zu setzen. Der andere Theil ist grösstentheils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bei dem ersten so vorzüglich angebracht ist; so dass nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch; die auf gräfliche, adelige und solche, die ihnen gewissermassen gleich kommen, in's zweite; alle freundschaftliche Lieder aber in's dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibnitz so-

gleich in die Augen gefallen. Der grösste Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wenn dieser erhabene Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts Rühmlicheres zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füsse, oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, dass er statt seiner seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig! das heisst die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottsched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernsthaft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltweisen auf die Erfindung verschiedener Kleinigkeiten stützt, wie zum Exempel seine Dyadik ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte sein dürfen. Doch die Dyadik ist für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben so unbegreifliches Ding als ihm die Analysis infinitorum zu sein scheint, die er, mit vieler Einsicht, die Rechenkunst in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Hrn. Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Messias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses grosse Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt, es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre schöpferische Geister zu besitzen vertheidigen kann. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer, „sagt der Herr Prof. Gottsched, hat an den Hrn Schuch, Principal „einer deutschen Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben, „und ihn eingeladen, nach Zürich zu kommen, nicht etwa tragische „und komische Schauspiele daselbst aufzuführen, sondern durch „seine geschicktesten Personen beiderlei Geschlechts den Messias „auf öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der Brief ist vor„handen.“ Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheint. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsere Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedener Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bei den Römern üblich war? Hat er vergessen dass Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten in den

Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefähr das Nützliche.

(Bd. 3 S. 151.)

7. Gellert's Briefe.

(Anzeige des Buches: Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. F. Gellert. 1751.)

Was abgeschmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geschmacks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortrefflichste Art geleistet. Der Herr Verfasser hat sich das Recht längst erworben, dass die Welt auf alles, was aus seiner Feder fliesst, aufmerksam sein muss; und wer ist geschickter als er, die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweisen, dass man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, dass man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltene Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus? Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntniss der Welt, ein empfindliches Herz, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge, die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, dass sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studirten Empfindungen, staubigten Realien und künstlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeschreiblich würde der Nutzen sein, wenn die praktische Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informirte Briefsteller und alle die gelehrten Männer auf *us de conscribendis epistolis* aus den Classen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius besser nutzen lernen, und einige lateinische Brocken würden das wenigste sein, was man ihnen zu danken hätte. Ist es zu hoffen? . . . Die Briefe des Hrn. Gellerts selbst sind durchgängig Meisterstücke, die man ebenso wenig als seine Fabeln zu lesen aufhören wird. Die schöne Natur herrscht überall, alle Zeilen sind mit dem süssesten Gefühle, mit den rühmlichsten Gesinnungen belebt; und die Ueberzeugung, dass sie der Verfasser an wirkliche Personen geschrieben hat, macht den Antheil, welchen die Leser daran nehmen, ungleich grösser. Von was für einem Herzen sind sie die Beweise! Wie

liebenswerth hat sich der Verfasser selbst, ihm unbewusst, darin geschildert! welche Freundschaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philosophischen Gleichgiltigkeit sind zwei Briefe abgefasst, wobei wenigstens seine Leser nicht gleichgiltig bleiben werden. Verdient ein Mann, welcher das Vergnügen Deutschlands ist, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung sein kann? (Bd. 3 S. 161.)

8. Klopstock's Messias.

(Aus: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. 1751.)

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worin zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich; wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. . . „Ihn „ersah Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum „Vater des Vaterlandes . . Umsonst winkt ihm der schimmernde „Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu theuer „durch's Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen „der Mutter und Braut erkauft wird . . Für ihn war der Eroberer „zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen „Bilde seines gleichen zu sein . . Nach dem Ruhme nur weint er, „geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der „Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden . . Er ist ein „Christ! . . Er belohnt redliche Thaten, und belohnt sich zuerst . . „Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugend„hafter und edler macht . . Er winkt dem stummen Verdienst, das „in der Ferne steht.“ Seht da, die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andere hervorbringen, und jede bleibt gross genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wenn ihr mit der Zergliederung fortfahret.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungene Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl lässt. „Der König der Dänen,

„heisst es, hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muse gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nöthig war.“ . . Ein vortreffliches Zeugniss für unsere Zeiten, welches gewiss auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darin sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht, dass wir mehr sehen, als wir sehen sollten. . . Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. . . Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätherei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge . . Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager, und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesläugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Ross, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Dass er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch läugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf, und liess die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen. etc.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichniss ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite schildert; so wie Virgil den Löwen . . Es würde eine Beleidigung gegen unsere Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerissenen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsere Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine

Unvollkommenheit ansieht . . Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias in's Gericht zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Dass er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt lässt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wenn alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen *(tibicines)* nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Geradewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabenen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit grösser, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. . .

Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als dass sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluss kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsere Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniss weiss er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine

Unbegreiflichkeit vergisst, und sich in der Bewunderung verliert. Er weiss in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, dass das Christenthum wahr sein möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, dass es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unseres Wunsches. Wenn dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so lässt er ihr keine Zeit auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittener Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter fasst die Schwäche der feindlichen Klinge. Wenn die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt . . Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrlost sind, oder sich selbst verwahrlost haben, dass sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den grössten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben. (Bd. 3 S. 213, 215, 218.

9. Selbst-Anzeige.

(Anzeige des Buches: Kleinigkeiten. 1751.)

Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, dass sie der Verfasser desswegen so benannt habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste sein, diejenigen davon mit zu verdammen, die sie verdammt; sie, der zum Verdruss er wohl einige mittelmässige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmässige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es sogar, wenn er ihr anders vorgreifen darf, sie, durch uns, selbst anzuzeigen, und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon; die Sparsamkeit; der Vetter und die Muhme; die Ente; der bescheidene Wunsch; das Schäferleben; der Schiffbruch und die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wie jene würden gewiss weggeblieben sein, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganze drei Jahre aus den Händen gewesen wären.

Und kann man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzt vielleicht ist? Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennet . . Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist? (Bd. 3 S. 193.)

10. Eine Ode Klopstock's.

(1751.)

Ohne Benennung des Ortes ist auf einem Bogen in 8⁰. eine Ode an Gott von dem Herrn Klopstock, abgedruckt worden. Der Dichter bedauert in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten Er scheint sein Mädchen, wie ein Seraph den andern, zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, dass man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien, und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darin bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine etc.

Wir wollen folgende drei Strophen zur Probe hieher setzen, und weil das Silbenmaass ein Horazisches ist, welches den meisten unbekannt sein möchte, so wollen wir die erstere bezeichnen.

Mach GOTT! | dies Le | ben |, mach es zum schnel | len Hauch,
Oder | gib die | mir |, die du mir gleich | erschufst,
Ach! gib | sie mir | dir leicht | zu geben,
Gieb sie dem | bebenden | bangen | Herzen,
Dem heiligen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfliesset.
Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgestreckt,
Wenn ich mit heisser Stimm' voll Andacht
Dich um die ewige Ruh' anflehte.

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! (Bd. 3 S. 193.)

11. Zeitgeschmack.

(Anzeige des Buches: *Memoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. Siècle, par M. Duclos, de l'Academie royale des belles lettres.* 1751.)

Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit seiner blöden Bescheidenheit jetzt eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unseren Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennt, beilegt, wenigstens in's Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andere kommen, und es wäre Schade, wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäss sein wird, ein guter Christ zu heissen, so wie es jetzt die Artigkeit erfordert, sich für nichts schlechteres als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen. Wenn man in gesitteten Ländern von Anfang an alle diese Abwechslungen in besonderen Büchern aufgezeichnet hätte, so würde man diese Bücher nicht besser als die Schandchronik des menschlichen Geschlechts nennen können. Noch ist es Zeit, (uns bei) unsern Nachkommen diese Erniedrigung zu verschaffen. Hr. Duclos, welchen man schon aus seinen Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennt, scheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verschiedenen Bilder von den Sitten seiner Zeitgenossen in die Lebensbeschreibung eines artigen Mannes gebracht. Diese Lebensbeschreibung ist wahrscheinlich genug um wahr sein zu können; gleichwohl wird sie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausspruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen sollte, als der unsinnigste Roman vorkommen; so viel ausschweifende Thorheiten, so viel unbegreifliche lächerliche Kleinigkeiten wird sie darin aufgezeichnet finden.

(Bd. 3 S. 196.)

12. Gottes-Beweise.

(Anzeige der Bücher: Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der heil. Dreieinigkeit gesammelt und beurtheilet von Johann Thomas Haupt, königl. preus. Kirchen- und Schul-Inspector zu Templin. 1751.)

Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und derjenige der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie desswegen nicht selbst. So unbillig als es folglich sein würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Be-

weise von dem Dasein Gottes durch eine prüfende Musterung gehen lassen, und die wenigsten für richtig erkennen, für Gottesläugner halten wollte, eben so unbillig würde es sein, wenn man dem Herrn Inspector Schuld geben wolle, dass er das Geheimniss der Dreifaltigkeit nicht erkenne und annehme; da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmsten Gründe, die von verschiedenen Verfassern zur Erläuterung und zum Beweise desselben sind gebraucht worden, vorlegt und diese Gründe mit seiner Beurtheilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, dass er 1) alle angeführten Gleichnisse zur Erläuterung der Dreieinigkeit in dem göttlichen Wesen für unzugänglich, und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von eben dieser Lehre als solche nicht annimmt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowohl für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt, als auch für die Dreieinigkeit insonderheit verwirft. Diese drei Punkte machen die drei Hauptstücke seines Werkes aus, indem er noch in dem ersteren einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt vorausschickt. Alle welche das Gründliche lieben, und die Wahrheit von den seichten und ungegründeten gereinigt zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beifall zuerkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen, dass man Beweise, welche bei ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat.

(Bd. 3 S. 196.)

13. Ein satirischer Moralist.

(1753.)

Bald wird in Frankreich die Profession eines Sittenlehrers, die Profession eines Wagehalses werden. Schon wieder eine Moral die man in Paris verbrannt hat! Hier ist der Titel: *L'école de l'homme ou Parallele des portraits du siècle et des tableaux de l'Ecriture sainte. Ouvrage moral, critique et anecdotique en III Tomes*, in 8. Der Verfasser hat sich seine glücklichen Vorgänger in moralischen Schilderungen nicht abschrecken lassen. Auch nach einem Bruyere, Claville und Panage, glaubt er etwas neues sagen zu können.

Ihre Werke, behauptet er, hätten blos die Kraft einen **artigen Mann**, oder auf's höchste einen **ehrlichen Mann** zu bilden; er aber wolle, nebst diesen, einen Christen zu bilden suchen. Und in der That, darin geht er von allen jetzlebenden französischen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, dass er Religion habe, dass er sie seinen Lesern einzuflössen suche, dass er überführet sei, nur sie gäbe allen guten Eigenschaften den wahren Werth, nur durch sie könne man ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffener Sohn, ein rechtschaffener Ehemann, ein rechtschaffener Freund, ja sogar ein rechtschaffener Liebhaber sein. Und das Werk eines solchen Schriftstellers, wird man sagen, ist verbrannt worden? Nicht allein; man hat sogar den Verfasser, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, sein soll, in's Gefängniss gesetzt, wo er sein Schicksal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil werden wollen, von welchem Horaz sagt:

Primores populi rapuit, populumque tributim,
Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge satirischer Schilderungen, in welchen man beinahe den ganzen parisischen Hof, und wer weiss was noch für hohe Häupter finden will, sind die Ursache seines Unglücks. Aber soll denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben schildern? Sollen denn alle seine Gemälde ohne Aehnlichkeit sein? Und wenn er auch Niemanden zu treffen Willens hat, so darf er nur die aller groteskesten Figuren von Narren auf das Papier werfen, und die Anwendung dem Leser überlassen; er wird gewisse Personen vor den Augen müssen gehabt haben, wann er das Gegentheil auch beschwören wollte. Derjenige also hätte das Unglück des Verfassers verdient, welcher seinem Werke einen Schlüssel beigefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimnisse aufschliessen soll, wo der Verfasser keine wissen will. Unterdessen wird er gewiss mehr Leser anlocken, als es die strenge Moral des Verfassers würde gethan haben. (Bd. 3 S. 381.)

14. Aus einer Vorrede.

(1753.)

So sind die Schriftsteller. Das Publikum gibt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es versteht sich, dass meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, dass einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Dass ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und dass ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sei, das ist eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, dass ich sie eben desswegen so nannte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, dass ich der erste sein wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruss ich wohl einige mittelmässige Stücke könnte gemacht haben, der zum Trotze ich aber nie diese mittelmässigen Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr sogar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, dass die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sei.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger sein können; wenn ich nämlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die Niemand liest, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum sein; ich bekenne es, dass ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und dass sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen lässt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuss; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral,

oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da und ich glaube, dass man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer anderen zu schämen hat.

(Bd. 3 S. 275.)

15. Die unglücklichen Dichter.

(Aus den Briefen von 1753.)

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handschrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück schicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte, diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig, der muss sehr viel müssige Stunden haben, dass er sich sogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung sowohl als die andere war mir ungelegen; mir, der ich so gerne immer beschäftigt scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburten, meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiss Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück und hier ist es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüssten, dass ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das auf's höchte einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläufige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiss wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniss und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebt; dort schmachtet einer auf einem Lager das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt, fern von seinem

Vaterlande und seinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Grossen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewunderern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Musen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheirathet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, dass sie häufiger wären, dass sie aus ihren Erzählungen ungezwungener flössen und in einem minder schulmässigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, dass Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche so zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen sein, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andere haben ihre üblen Eigenschaften unglücklich gemacht und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst oder eine allzu eifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt lässt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen und nicht in einer ungewissen Ferne, durch das Vergrösserungsglas ihrer eigenen, mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung anderer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, ebenso viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige etc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wenn ich Ihnen rathen soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, dass Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiss nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch

eine. Ich finde, dass Sie in Ihrem Verzeichniss einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darin verdiente; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl?

(Bd. 3 S. 280.)

16. Rousseau.

(Aus den Briefen von 1753.)

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau[1]) gelesen. Ich finde sehr viel erhabene Gesinnungen darin und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmt, sind zwar nicht allezeit die stärksten: gleichwohl weiss ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit geht. Man könnte verschiedenes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, dass die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staates zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht desswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich grösseren Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle grossen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierathen, oder ohne Kunst und Zierathen gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind

1) Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon, en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Academie: si le retablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. Rousseau Citoyen de Genève. Bekanntlich hat Rousseau die gestellte Frage verneint.

wir desswegen auf der Welt, dass wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie missbrauchen. Ist die Malerei desswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Jst die Dichtkunst desswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind. — — Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weiss keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. (Bd. 3 S. 301.)

17. Klopstock's Nachahmer.

(Aus den Briefen von 1753.)

Es ist mir lieb, dass Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen und dass Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart, ich weiss nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmass, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reisst, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht und dort ein anderer in einem Heldengedicht von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter und sie haben, grosse Dichter zu heissen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke,

in den Tempel des Geschmackes durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstauntes Gefolge sieht sich ausgeschlossen und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen liess, in ein spöttisches Gelächter. (Bd. 3 S. 326.)

18. Apologetische Literatur.

(Anzeige des Buches: P. J. Hollander's Bibliothek für unstudirte wahre Religionsliebhaber: oder auserlesene Schriften und Auszüge aus den alten sowohl als neueren Zeiten, zur genugsamen Bestätigung der Wahrheiten des Seelenheils, wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. 1753.)

Wenn es wahr ist, dass in den neueren Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, dass zu eben den Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch sein, wenn man behaupten wollte, dass die Schriften sowohl der einen als der andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die ersteren besitzen meistentheils die unselige Geschicklichkeit, dem Falschen alle Reize der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen und sich so auszudrücken, dass man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meistentheils ein allzu gelehrtes Ansehen und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine Gedanken anstrengen? Daher kommt es, dass diese nur diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen, jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so dass allezeit das kritische Wörterbuch hundert Leser und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht, diesem Uebel dadurch abzuhelfen, dass er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudirten, welche die Weitläufigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Uebersetzungen oder fassliche Auszüge in die Hände liefere. So rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführt; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drei ersten Theilen enthalten sind etc. Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können,

dass dieses Werk, wenn die übrigen Theile diesen gleich werden, Unstudirten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntniss von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. (Bd. 3 S. 382.)

19. Ein Improvisator.

(1753.)

Königsberg prangt jetzt mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürnberg ein grosser Geist hätte sein können. Es ist derselbe Herr Johann Friedrich Lauson, wohlverdienter College bei der Kneiphöfischen Schule, *I. V. C.* und Verfasser eines unter der Presse schwitzenden Versuches in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 40 gute Gr. Vorschuss annimmt. Dieser berühmte Mann hat bei dem am 20. Mai vorigen Jahres eingefallenen Gröben'schen Actu, im grossen academischen Auditorio, von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreife, über eine Stunde eine Rede (*horresco referens!*) in deutschen Versen gehalten. Eine so miraculöse Geschicklichkeit ist vielen, und endlich ihm selbst, so unglaublich vorgekommen, dass er nöthig befunden hat, sie mit einem Attestate des academischen Senats bewähren zu lassen und dieses Attestat aus Liebe zur Wahrheit in der Welt herumzusenden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns, mit Erstaunen gelesen zu haben, dass es Kranke gegeben hat, welche bei phrenetischen Zufällen in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiss wissen, dass er ein gleiches frisch und gesund gethan hat? Nothwendig müssen die verfolgten Reime bei jetzigen bedrängten Zeiten ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben, um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergiessen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Attestat auswirken wird, welches der Welt versichert, dass er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in

guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts, und das hinzugefügte angesuchtermassen wird bei Vernünftigen den academischen Senat hinlängich rechtfertigen, welcher es freilich nicht wohl hat abschlagen, können, dem Herr Lauson eine begangene Thorheit zu attestiren.

(Bd. 3 S. 393.)

20. Hochzuehrender Herr Vater!

Berlin, 29. Mai 1753.

Es ist mir eine unbeschreibliche Freude, dass Sie mich einer Antwort gewürdiget haben. Wenn Sie es erlauben, so will ich durch mein künftiges fleissiges Schreiben beweisen, dass ich nicht desswegen so lange stille geschwiegen, weil ich auf meinen Vater ungehalten gewesen, auf welchen ich nimmermehr ungehalten sein könnte, wenn er mir auch wirklich etwas zuwider gethan hätte da Sie mir doch lauter Wohlthaten erwiesen haben.

Ich will lieber von dem vergangenen gar nichts mehr erwähnen, als dass ich meine Entschuldigungen immer vergebens widerholen muss. Nur eins geht mir nahe, dass ich die Bekanntschaft mit dem Hrn. M. noch immer hören muss. Sie schreiben: sie sähen wohl, dass ich der Nachfolger des Hrn. M. hätte sein sollen und müssen. Ich verstehe dieses ganz und gar nicht. Nicht in dem geringsten Stücke bin ich es, welches ich Ihnen deutlich zeigen könnte, wenn es sich der Mühe verlohnte. Es kommt aber daher, weil Sie weder eigentlich wissen, was Hr. M. hier gemacht hat, noch was ich hier mache. Ich würde wieder nach Berlin zurückgegangen sein, wenn Hr. Mylius auch da geblieben wäre, wie er denn auch wirklich ganze drei Monate da gewesen ist. Er hat jetzt sein Glück auf eine sehr gute Art gemacht, und es ist ihm eine Professur in Götttingen versprochen worden, sobald er wieder von seiner Reise zurückkommt. Auch der ältere Bruder hat hier eine sehr vortheilhafte Heirath von wenigstens 10000 Thlr. gethan. Ich bin vor 14 Tagen auf seiner Hochzeit gewesen; und ich muss es ihm nachsagen, er mag sonst sein wie er will, dass er sich immer sehr redlich gegen mich erwiesen hat.

Es ist gar nicht mein Wille gewesen, meinen Bruder aus Wittenberg hieher zu ziehen. Ich habe Sie um nichts gebeten,

als ihm die Erlaubniss zu geben, mich auf einige Wochen zu besuchen. Es sind jetzt Ferien in Wittenberg, und er hätte nicht nöthig hier etwas zu verzehren. Sein kurzer Aufenthalt könnte ihm auch auf verschiedene Art nützlich sein; wenn es auch nur in Ansehung der orientalischen Sprache wäre. Es muss Ihnen nothwendig angenehm sein, dass er darin etwas besonderes thun will, und es ist gewiss, dass er ein grösseres Glück dadurch machen kann, als durch die blose Theologie. In Holland gelten die orientalischen Sprachen ungemein viel, und da ich an dem Hrn. Prof. König in Haag einen grossen Gönner habe, welcher bei der Statthalterin, deren Bibliothekar er zugleich ist, alles vermag; so würde es etwas leichtes sein, ihn auf eine vortheilhafte Art dahin zu bringen. Doch Sie haben ihn zu etwas anderem bestimmt. Er soll predigen. Ich habe nichts dawider zu sagen; dieses aber weiss ich aus der Erfahrung, dass seine Leibesconstitution gar nicht dazu ist, weil er nicht vermögend ist eine Viertelstunde, geschweige eine ganze, ohne Verletzung zu reden. Doch vielleicht gibt sich dieses; und wenn er auch schon mehr Zeit auf die orientalischen Sprachen als auf die Theologie selbst gewendet hätte, so würde er doch noch immer zehnmal eher im Stande sein zu predigen, als ein Schmieder, oder ein anderer Candidat in Camenz. Ich glaube nicht, dass Sie sonst die geringste Klage seinetwegen führen können.

Hier erfolgen verschiedene Neuigkeiten. Die Götting'schen Zeitungen halte ich ordentlich mit, und sie stehen allezeit zu Dero Diensten, wenn Sie mir nur anzeigen wollen, wie ich sie allezeit bequemlich übermachen kann.

Die Historie der Araber habe ich übersetzt. Es werden drei Theile, und den vierten werde ich selbst dazu machen, welcher von der Geschichte der Moraviden in Spanien handeln soll. Ich würde mich auf dem Titel genannt haben, wenn ich nicht wegen der Vorrede einiges Bedenken getragen hätte.

Die 3 Schreiben an das Publikum haben den König zum Verfasser, welcher sie französich geschrieben hat. Ich habe sie übersetzt. Es ist eine Satire, ohne dass man eigentlich weiss worauf. Weil sie der König gemacht hat, so hat sie viel Aufsehens und verschiedene Deutungen verursacht.

Die englische Schrift wegen des gegenwärtigen Streits

zwischen England und Preussen, die Ihnen aus den Zeitungen bekannt sein wird, habe ich sogleich übersetzt.

Der christliche Verweiss hat den Hrn. Prof. Bosen zum Verfasser, es betrifft seinen bekannten Streit mit den Wittenbergischen Theologen.

Die Brem und Werdische Bibliothek halte ich auch, und will die folgenden Stücke richtig überschicken; wie ich Ihnen denn wenigstens alle 8 Tage etwas Neues senden könnte, wenn ich nur wüsste, mit was für Gelegenheit.

Sie schreiben mir von Gottloben. Ich wollte wünschen, dass ich ihn hier hätte, und dass Sie mir ihn anvertrauen wollten. Noth sollte er gewiss nicht leiden, und ihm etwas zu lernen würde ich mir ein Vergnügen machen. Wird denn Gottfried bald auf die Universität gehen?

Die Zeit erlaubt mir nicht diesesmal mehr zu schreiben. Ich empfehle mich Ihnen und der Frau Mutter, und umarme meine Geschwister. Ich bin Zeitlebens

Dero ergebenster Sohn Gotthold Ephraim.

(Bd. 12 S. 31.)

21. Die Horazischen Oden von Lange.

(1. Erste Anzeige: 1753.)

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herr Pastor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unseren wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochenen Uebersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten, hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein that, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eigenen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buches und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung liess mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus *pocula ducentia somnos*, aus schlaferweckenden Bechern, *ducenta pocula* zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muss ihrer mehr als zwei hundert ausgeleeret haben, die ihm das innerste der Brust so stark mit Vergesslichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, dass Herr Lange welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und dass es etwas unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, dass Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange

So rühre ich mit erhab'nem Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heisst *vertex* der Scheitel. Ein Wort das auch zwei Silben hat.

1. B. Ode 2

Galeae leves heissen dem Herrn Lange leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heissen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in *leves* zu sehen ist. Der *Gradus ad Parnassum* ist nicht zu verachten!

(Hier folgt nun eine Reihe von Uebersetzungsfehlern, nach welchen Lessing mit den Worten schliesst:)

Bedanken Sie sich ja, dass ich nicht freigebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, dass er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sei, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen Andere entscheiden. Ich wenigstens wüsste nicht, wo ich sie finden sollte.

(Bd. 3 S. 361.)

(2. Erklärung vom 27. Dezember 1753.)

Gleich jetzt erhalte ich zwei Bogen in Octav, welche in Halle bei Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind: Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artikel in dem Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178 und 179sten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horaz. Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Kritik zu antworten; und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, dass nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den anderen. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können; und es gelingt ihnen so gut, dass ich einige Tage Bedenkzeit haben muss, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kann. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geschweige von einem Geistlichen vermuthet hätte, muss ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erstemal übertrifft. Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bei grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er gibt mir auf der 25ten Seite einen recht abscheulichen Anstrich; er macht mich zu einem kritischen Breteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausforderung abkaufen sollen. Ich weiss hierauf nichts zu antworten als dieses: dass ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshaftesten Verleumder erkläre, wenn

er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das schriftliche Zeugniss eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, dass mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener. (Bd. 3 S. 407.)

22. Ein Vade mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange,

Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von Gotth. Ephr. Lessing. (1754.)

Mein Herr Pastor!

Ich weiss nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, dass ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Massgebung ihrer Politik, einem Dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wenn sie auch darüber bersten müssten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht sein; ich will sie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muss ich Ihnen gestehen, dass es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muss ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen, und stehen noch, in dem Rufe eines grossen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sei, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsere Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritischen Kenntniss seiner Sprache einen untrüglichen Geschmack und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre

Uebersetzung erschien; und ich sage es noch einmal, dass ich sie in der Versicherung, unüberschwängliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wusste vor Verdruss nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, dass Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, dass ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich desswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theiles meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloss ich Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir selbst, hat Niemand das Publikum für diese Missgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiss in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiss wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, dass er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne dass Andere, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will Niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief war gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, dass ich mich wahrhaftig, von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestossen zu sein.

Dass Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweite Theil aber soll Ihnen darthun, dass Sie noch ausser Ihrer Unwissenheit eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, dass Sie ein Verleumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwei kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, dass Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und dass sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten, — — Verzeihen Sie mir, dass ich in einem Briefe so ordentlich sein muss!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein,

ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, dass *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiss geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiss etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewusst, was *vertex* heisse, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermassen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, dass man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstossen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses musste Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich Niemand lehren kann: dass die französische Sprache kein eigenes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muss sie sagen: *sommet de la tête.* Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Dass meine Anerkennung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das *sommet de la tête* hat brauchen können, sondern blos und allein sagen muss: *de ma tête glorieuse je fraperai les astres.* Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweite Ursache ansehen. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande, als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genaueste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstösst, und die Beine gerade herunter hängen lässt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn

Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für stolzer Freude auffahren, und mit erhabenem Scheitel an die Sterne stossen; was sagt er denn? Wir sprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinnen erkannt und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus:

Ἐς οὐρανὸν ὔμμιν ἁλεῦμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herabschauet. — — O dass er doch auf Sie herabschauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniss einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muss. Ich sage mit Bedacht tragen, weil ich jetzt gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Hui, dass Sie denken *feriam* heisse: ich will tragen; weil Sie sich erinnern von *feram* einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen sein.

1. B. Od. 2.

galeaeque leves.

Sie sind ein possierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also, glauben Sie es noch nicht, dass *levis*, wenn die erste Silbe lang ist, allezeit glatt oder blank heisst? Und also meinen Sie wirklich, dass es blos auf meinen Befehl so heissen solle? Wahrhaftig Sie sind listig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bei Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie *levis* nach der Meinung grosser Stilisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, dass alle Diphthonge lang sind? Ich vermuthe, dass in Laublingen ein Schulmeister sein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bei diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben so unwissend sein, als Sie; so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, dass sie ihm Knall und Fall die Schippe geben.

Ich weiss auch schon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiss ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Silbenmass, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas seltsameres träumen lassen? Horaz muss Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buches soll Horaz noch einmal die erste Silbe in *levis* lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heisse:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutzen zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kann ich unsern Lesern sagen, dass die besten Kunstrichter für *levi* hier *leni* lesen, und dass man ihnen nothwendig beifallen muss. Ich berufe mich desswegen von Herr Langen dem Uebersetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck sein würde? Und ob das Beiwort *non lenis* ein nicht sanfter ihm nicht weit anständiger sei? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni habent aliquot libri manuscripti?* Und wissen Sie denn nicht, dass auch in den allerbesten die Verwechslung des *n* in *v*, und umgekehrt nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zusah, so fand ich, dass ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, dass ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegen setzen müsse. Bei einem Manne, wie Sie, pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die

mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt *laeves.* Mancinellus erklärt dieses Wort durch *splendentes*; Landinus durch *politae* und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: *leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat, sin autem prima syllaba producta profertur significat politum.* Beruht dieser Unterschied nun noch blos auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: *qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac fulgore delectatur.* Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft ihr Schild und Schutz sein muss: *qui n'aime à voir que l'eclat de casques.* In der Anmerkung leitet er *levis* von *λειος* her und erklärt es durch *polies* und *luisantes.* Habe ich nun noch nicht Recht? O zischt den Starrkopf aus!

(Nach einer Reihe bald längerer bald kürzerer Nachweisungen ähnlicher Fehler durch das ganze erste Buch der Oden fährt Lessing fort:)

Und so weit wären wir. —— Glauben Sie nun bald, dass es mir etwas sehr leichtes sein würde, zwei hundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die fünfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer sein. Doch wahrhaftig, ich müsste meiner Zeit sehr feind sein, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wenn Sie sich auch zehnmal auf's neue vertheidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, dass einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdann vergessen sein, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiss geschehen sein, wenn mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, dass Sie weder Sprache, noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniss der Erde noch des Himmels besitzen; kurz, dass Sie keine einzige von den Eigen-

schaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müsste, dass Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und dass Sie, mit einem Worte ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeste aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, dass ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhasst, und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Geld abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Geld? — — Doch es würde mein Unglück sein, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie blos in die Unmöglichkeit setzte, ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwidersprechlich zu beweisen.

Der Dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein anderer sein als eben der Hr. P. N. dessen Sie auf der 21sten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahres, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reiste, und mich daselbst der Ehre seines Besuches würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen, und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber, war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsere angefangene Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, dass ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darin gefunden hätte; ich sei nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, dass ich freundschaftliche Briefe so missbrauchen muss. — —

„Oeffentlich, sind seine Worte, wolle ich es Niemanden rathen, „Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — — — — — — — — — —[1] „Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man „ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte „ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht an„gehen, dass man ihn selbst aufmunterte Verleger von den Bogen „zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Ab„sicht, dass er dieselben drucken lässt; sondern dass es in seiner „Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen „Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muss sich aber „auch alsdann gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen, als ein bil„liger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden „haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —“

Ich wiederhole es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas leichtes sein, die Beschuldigung umzukehren, und es wahrscheinlich zu machen, dass Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so

1) „Hoffnung haben könnte, im Preussischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hof durch Mittel ausrichten.“ So lautet das Fehlende nach dem Abdrucke des Briefes vom Professor Gottlob Samuel Nicolai in der Vorrede zum vierten Theil der vermischten Schriften S. 11.

glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, dass er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiss ich doch so viel gewiss, dass ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen; es verdross mich ein wenig, dass mich der Hr. P. N. für eine so eigennützige Seele hat ansehen können. Gesetzt auch, dass er aus meinen Umständen geschlossen habe, dass das Geld bei mir nicht im Ueberflusse sei, so weiss ich doch wahrhaftig nicht, wie er hat vermuthen können, dass mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgiltig sein würden. Doch schon diesen Umstand, dass ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Missbilligung seines Antrages annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder sind über das schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eigenen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichere, dass ich ohne die jetzt berührten Lügen Ihrer Antwort wegen gewiss keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, dass Sie als ein *senex ABCdarius*, mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius und ich weiss nicht was nennen; dass Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöcherische Gelehrten-Lexikon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der anderen wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schliessen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also

das übergeschriebene Mein Herr aus und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem *Vade mecum*, das ich Ihnen zur Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABC Bücher binden zu lassen und mit einem schriftlichen Empfehle zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

(Bd. 3 S. 411, 444.)

23. Vorrede zu den Rettungen und Lustspielen.

(1754.)

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Theile meiner Schriften, hie und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wenn ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sei aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren lässt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht misslungen ist, so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nannte es einen zweiten Schritt, aber ich irrte mich: es ist eben so wohl ein erster, als jener. Ein zweiter würde es sein, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch ihren Witz empfehlen, der desswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen und mit den höflichsten Wendungen so nachdrücklich als möglich zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, dass man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, dass ich den dritten Theil mit einem Mischmasch von Kritik und Literatur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, dass ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt in lateinischer Sprache habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben sind alle Rettungen überschrieben. Und wen glaubt man wohl, dass ich darin gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein saueres Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiss ich nicht, was unbesonnen sein soll. . . Man erlaube mir, dass ich nicht ein Wort mehr hinzusetzen darf.

Ich komme vielmehr sogleich auf den vierten Theil, von dessem Inhalt sich mehr sagen lässt, weil er Niemanden oder, welches einerlei ist, weil er Alle und Jeden angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muss es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, dass unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren da ich nur die Menschen aus Büchern kannte . . beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermässigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte . . Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich zum Theil der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dortige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, unge–

mein versüsst. Auch ungemein erleichtert, muss ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muss und aus der blosen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu geniessen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspieles einen tiefsinnigen Weltweisen und Messkünstler genannt zu finden? Vielleicht, wenn es ein anderer, als der Hr. Prof. Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte; sie liess ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wenn es aber ungewiss ist, ob diese Zeichen des Beifalls mehr für den Schauspieler oder für den Verfasser gehören, wenn es wahr ist, dass der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, dass er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schliessen, aus welchem sich nichts schliessen lässt.

Dieses aber glaube ich, dass mein Stück sich auf dem Theater gewiss würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig und folglich auch aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Druckes versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug sein, wenn er finden sollte, dass ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidenen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht,

ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! . . Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte? Was herrscht auf unseren gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, dass nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsere Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen, abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal so zu reden alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas gutes, sondern etwas besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelinderen Beurtheilung bewegen? . . . Gewiss nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den jungen Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, dass ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, dass ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heisst die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muss, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so gross, dass sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für

eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig, mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein besserer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts, als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhängen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermassen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt sein, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wenn mehr Anstrengung des Fleisses, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet . . Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri! (Bd. 4 S. 3.)

24. Rettungen des Horaz.

(Eingang.)

1754.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden sein, die ich vor kurzem gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeschreckt und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so dass es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verläumdet sein?

Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, dass man, um sie zu besitzen, gestorben zu sein wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch grössere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, dass es sehr gut sein würde, wenn

auch noch lebende Gelehrte immer im voraus ein wenig todt zu sein lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon jetzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekommt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halbes Jahrhundert nach dem Tode für einen grossen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, dass man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegentheile. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen: ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wenn auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiss, dass er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, dass jene eine Zeit lang beschmitzt und diese aufgeputzt sein können; dass sie es aber immer bleiben sollten, lässt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhängt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wenn es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er so vorzüglich liebt, dass er nicht gerne ein Sonnenstäubchen darauf sitzen lässt. Ich bleibe also in der Vergleichung und sage, dass auch ich einige grosse Geister so verehre, dass mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht sein? Er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wusste, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm Niemand abgestritten und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wenn er entschiedene Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er gibt dem, dem er den grossen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muss, lässt er sie und macht ihn dafür zu einen Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, dass eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, Niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht und tausend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert, sie haben alle zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen

die so natürlich sind, dass ich mich wundern muss, warum man sie nicht längst gemacht hat. (Bd. 4 S. 9.)

25. Beweis der Wahrheit.

(Aus der Rettung des Cardanus. 1754.)

Vor allen Dingen frage ich also: ob es erlaubt sei, bei Untersuchung der Wahrheit sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weiss wohl, dass man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sache sogleich verlieren müsste. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wenn er nicht gewiss wäre, dass er alles und jedes auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des Andern Gewinn verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als dass er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht für sich zu haben scheint. Dieses aber findet sich bei den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andere Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Partei, welche verliert, verliert nichts als Irrthümer und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muss mir keinen Satz desswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger übereinkommt, als mit dem System eines Anderen; und keinen Einwurf desswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, dass er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft macht und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschliessen will. (Bd. 4 S. 58.)

26. Die Werkzeuge Gottes.

(Schluss der „Rettung des Cochläus“. 1754.)

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsere Gegner gewinnen würden, wenn es auch

wahr wäre, dass Luthern der Neid* angetrieben habe, und wenn auch sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich und öfters auch nicht, denn das ist unstreitig, dass es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, dass auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet und uns doch nicht das geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, dass durch die Reformation unendlich viel gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, dass wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, dass wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, dass jeder Neid eben so glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todtschlag und man mag sagen was man will, durch einen strafbaren Todtschlag veranlasst; ist er aber desswegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weiss wohl, dass es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, gibt; allein ich weiss auch, dass diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit seiner Erkenntlichkeit an der nächsten Ursache kleben und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bei uns im Segen; allein die Verehrung so weit treiben, dass man auch nicht den geringsten Fehler auf ihm will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heisst meinem

* Lessing hatte den Cochläus gegen den Vorwurf vertheidigt, dass er zuerst die Verleumdung ausgesprochen, Luther habe sein Werk bloss aus Neid darüber angefangen, dass man den Ablasskram seinem Orden entzogen und den Dominikanern gegeben habe.

Urtheile nach, viel zu ausschweifend sein. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viele Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch sein. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiss, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel des Menschen ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wenn sie ihr eigenes nicht damit verbinden können. (Bd. 4 S. 102.)

27. Mylius.

Erster Brief.

(März 1754.)

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem 6. und 7. ds. in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als dass Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besonderen Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anderes als die See von der unserigen trennt. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage und kein Abschied, so gewiss bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wissbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniss seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpässlichkeit unterworfen gesehen hatte und auf das Urtheil erfahrener Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun Willens war und die darauf schworen, dass er das vollkommene Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns sein liesse, was es in der That ist: nichts? . . . Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödtlich sein; und ich kann noch immer behaupten, dass sie es ihm nicht würde gewesen sein, wenn er nicht v o r h e r gestorben wäre. . . So viel ist gewiss, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, dass ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen G e n i e s, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Grösse nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer sein, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig sie ist so klar, dass sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, dass ein solches G e n i e in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen der elendeste, sondern nur zu mittelmässig ist, als dass er noch zu der sogenannten güldenen Mittelmässigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat ein Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr grosse Geister hervorzubringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses G e n i e, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hilfs-

mittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt und unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, dass es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, dass Armuth, Aergerniss, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darin gewesen. Er ward in einem Dorf geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihm daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuliess, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als dass er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wusste. Er besass eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, dass er viel schreiben musste, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniss der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verliess endlich die Akademie und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, dass man sich nur mit Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reiste auch, allein er reiste auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. . . Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, dass er mehr darin geleistet hat, als tausend Andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, dass er keinen

Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, dass er in einer vollkommen philosophischen Gleichgiltigkeit wird gestorben sein. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte, haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem grossen Vorhaben gestört, aber nicht so, dass er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnt im Verlieren und ist vielleicht eben jetzt beschäftigt, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiss ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiss zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhigt, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. . . Ich will aufhören, Sie mit diesen traurigangenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen. Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, dass ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle sein, besonders wenn ihn äusserliche Umstände nöthi-

gen, den Gewinnst seine Minerva und die Nothwendigkeit seine Begeisterung sein zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt dass die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muse und mit Anwendung aller Hilfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu sein pflegen. . . Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, dass ich anfangen soll? . . Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzu sehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, dass man sich bloss gegeben hat, und will allzuspät durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, dass der Herr Inspector Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich meines Theils habe sie allezeit blos wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht sein, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den *Actis Eruditorum* hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller geradeweg als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir

noch alle unser Feuer beisammen haben? . . Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, dass man die Thiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe . . . Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, dass Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr grossen Analisten daselbst gemein, dass es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr fasslich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar . . . als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Genug, wenn man zeigt, dass man selbst klug ist . . . Ausser diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Silbenmass sehr wohl beobachten und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muss Ihnen sagen, bei was für Gelegenheiten es gemacht worden. Der Hr. Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeussersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist, der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er

wollte es sein, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es sein, der auch Andere, es zu glauben, nöthigte. Er setzte sich also und schrieb ein ziemlich langes Gedicht, worin er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht geläugnet hatte und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth; wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur Schade, dass er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur Schade, dass er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, dass er sich von dem Reime fortreissen liess und in sein ganzes Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr, als eine einzige schöne Zeile darin gefunden; diese nämlich:

Was nützt der grösste Stern, der ewig müssig geht?

Er glaubte eine feine Anspielung auf die grossen einflusslosen Sterne unter den Menschen darin zu sehen, von der sich noch zweifeln lässt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den inneren Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewusst hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, dass Hr. Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fliessend und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein . . Sie sehen wohl, mein Herr, dass ich mir heute kein Blatt vor's Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müsste. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Freilich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. . . Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniss der

Welt fehlte. Engländer, die in der grössten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluss auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte... Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Grösstentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. . . . Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freigeist anfing, und ihn durch zweiundfünfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, dass man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiss es aus dem Munde des Verfassers, dass er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äusserliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. . . . Hr. Mylius sah sie allerdings ein, und man kann nicht läugnen, dass sich nicht ein grosser Theil von seinem Freigeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darin gibt, sind etwas mehr als blose Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebenen Wurzeln und Kräuter, welche Andere aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabaksdose bei sich trug. Die Uebersetzung, die er am angeführten Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nämlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter

nicht das geringste darin finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es . . . und dieses muss ich Ihnen zu melden nicht vergessen . . seinem guten Namen einigermassen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buches statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewöhnt, die Namen Mylius und Freigeist ebenso ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, dass diese Verbindung bei denen, welche die wahre Ursache davon nicht wussten, oft ein sehr empfindliches Missverständniss werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, dass ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hiess der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheren Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinnen sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satire ist beleidigend. Er schonte Niemanden und hatte nichts schlechteres zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronik der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzugrossen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, dass wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, dass ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrösste Misshandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muss sie hier aus Mitleiden verbieten. . . . Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wusste Hr. Mylius noch nicht, wie es heissen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können

sich nicht entschliessn, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K** zu ihm; nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeist zu hören, die werden gewiss nicht zu klug sein, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig bosshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, dass unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. . . Ich bin etc.

Sechster Brief.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, dass Verschiedene in Ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdriesslich sind und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heisst es bei Einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! . . „Nichts weiter?“ versetzte man. „Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsere Naturaliensammlungen würden vermehren können.“ . . Ei! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commissionär an, der für Sie nach Amerika reisete, um die Lücken Ihres Cabinets so wohlfeil als möglich zu erfüllen? . . „Nicht viel anders!“ . . Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, dass ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüssten, die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und . . „Was? hat man mich unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?“ . . Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satirischen Sendschreiben meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge ertheilet, wie man die Thor-

heiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als dass mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiden. „Die Verschwender, sagt er, lasse man ihr Geld auf die Besoldüng einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoden und Wagehälsen auf und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützigen Handlanger einigen Schaden davon haben.“ . . Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, dass sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiss überzeugt, dass Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen sein, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, blos mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen sein, und die Kenntniss des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. . . Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, dass ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge . . . Lassen Sie uns vielmehr etc. . . . (Bd. 4 S. 480 u. 493.)

28. Pöbelhaftigkeit.

(Anzeige des Lustspieles: Die Advokaten. 1754.)

Nichts kann unbilliger sein, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines Einzigen, in welcher man die Laster

aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittelmässige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satire, so zu reden, von der Strasse nehmem müssen, und sonst nichts lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir die Geistlichen auf dem Lande, die Aerzte, und andere Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advokaten, sehr viel gleiches hat. Es ist eben so giftig, und ebenso unregelmässig: der Verfasser hat ebenso wenig die wahren Schranken der Satire gekannt, und das Komische ebenso wenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewusst. Man wird uns nicht zumuthen, in unserem Tadel diesesmal bestimmter zu gehen, und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzelnen kleinen Verbesserungen einem Stücke nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen lässt. (Bd. 4 S. 499.)

29. Voltaire.

(Bücheranzeige. 1754.)

1. Leben des Moliere, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt, nebst einem Anhange von übersetzten und selbst verfertigten Poesien.

Der Herr von Voltaire hat sich niemals zu dieser Lebensbeschreibung verstehen wollen, man findet sie daher auch nur bei einer einzigen Ausgabe seiner Werke von Amsterdam, die er niemals für authentisch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner seine Art zu denken und zu schreiben darin finden, mit dem Zusatze, dass es nicht die erste Schrift sei, die er abläugne. Wenigstens wird man auf der 100. Seite dieser Uebersetzung einen historischen Umstand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher fast mit eben denselben Worten in das Jahrhundert Ludwigs XIV. gekommen ist; und dieses könnte also eine Vermuthung wider ihn mehr sein. Unterdessen mag der Verfasser sein wer er will, so ist sein Aufsatz einer Uebersetzung doch sehr wohl werth gewesen, besonders jetzt, da Moliere durch die deutsche Uebersetzung auch denen bekannt sein kann, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können. Man findet verschiedene kleine Nachrichten darin, die angenehm sein würden, wenn sie auch noch weniger wichtig

wären, und wenn die Kritik der Molierischen Schauspiele nicht von dem Herrn von Voltaire ist, so muss sie doch von einem Manne sein, der nicht weniger Geschmack und Einsicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hrn. Uebersetzer, welcher sich hier nicht zum erstenmale als einen geschickten Poeten zeigt. Sie bestehen aus Fabeln, Erzählungen, Sinnschriften, und einem scherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Gesängen, welches besonders gefallen wird.

2. Lettres du Comte de Cataneo à l'illustre Monsieur de Voltaire sur l'édition de ses Ouvrages à Dresde.

Der Herr Graf Cataneo in Venedig hat sich schon durch seinen wahren Geist der Gesetze, welchen auch die Engländer einer Uebersetzung werth geschätzt haben, so vortheilhaft bekannt gemacht, dass auch nur sein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungelesen zu lassen, die er an einen von den berühmtesten Schriftstellern unserer Zeit gerichtet hat. Sie enthalten verschiedene die Zweifel, ihm bei Lesung der Voltairischen Schriften eingefallen sind, und die er mit weniger Bescheidenheit grösstentheils starke Einwürfe hätte nennen können. Der erste Brief ist statt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie sie die Fechter zu machen pflegen, ehe sie einander wund zu stossen anfangen. Der zweite Brief betrifft die Historie, worin der Herr Graf besonders den Unglauben des Dichters in Ansehung der alten Geschichte untersucht, und sonst einige Widersprüche aufdeckt, die bei einem Verfasser, der überall witzig sein will, nichts seltenes sein können. Der dritte Brief handelt von einigen falschen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Methaphysik, sowie der vierte von seinen Irrthümern in der Naturlehre. Diese beiden Briefe müssen auch schon desswegen sehr angenehm zu lesen sein, weil es einen sehr artigen Anblick gibt, wenn zwei Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederholt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn ebenso wenig als in den Berybeschen Briefen verstehen. Der fünfte Brief ist der Moral, der sechste der Religion, und der siebente der Poesie bestimmt. Es wundert uns dabei, dass gleich der sechste der kürzeste geworden ist, da er doch der längste hätte werden können, wenn es anders wahr ist, dass bei einem witzigen Kopfe die Religion

immer das Problematischste ist. Ueberall wo der Herr Graf Cataneo seinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueste Dresdener Ausgabe von seinen Werken angeführt, ohne Zweifel weil diese der Herr von Voltaire für ächt erkannt, und sich also ausser Stand gesetzt hat, seine Gedanken für verändert und verstümmelt anzugeben, welches er wohl sonst zu thun soll gewohnt gewesen.

3. Annales de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siècle de Louis XIV.

Man weiss, dass vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein *Abregé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charlequint* erschien. Nach dem Vorgeben dieses Gelehrten, soll es nichts als ein Theil einer unvollständigen Handschrift von einem grössern Werke sein, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es sei bei einem Treffen in Böhmen in die Hände der Husaren gefallen, und er vermuthet, dass eben diese Husaren den Druck müssten besorgt haben, weil alles auf das grausamste darin verstümmelt und verfälscht worden. Damit aber eine solche Missgeburt nicht auf seiner Rechnung bleibe, so habe er nunmehr selbst Hand angelegt, und es in Ansehung der deutschen Reichsgeschichte so umgearbeitet, dass es anstatt eines Inbegriffs derselben dienen könne, welcher weder trocken noch bis zum Ekel umständlich sei. Nach dieser neuen Einrichtung ist es unter dem Tilel *Annales* in Holland in zwei Duodezbänden gedruckt, und auch in Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von diesem Nachdrucke ist das oben angeführte der erste Theil, welcher von Carl dem Grossen bis auf Ludwig den Fünften geht; der zweite Theil enthält die Geschichte von diesem Ludwig bis auf den Tod Carls des Sechsten. In der Einrichtung scheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präsidenten Henault zum Muster genommen zu haben; die Art des Vortrags aber ist völlig sein eigen; denn Niemand weiss so gut als er die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen lässt. Das merkwürdigste bei diesem ganzen Werke sind wohl die *Vers tecniques,* in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kaiser und ihre wichtigsten Thaten nach einer chronologischen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit mit der sich bei uns Berkenmeyer und Andere abgegeben haben. Diese Probe gibt Anlass zu fürchten, dass der Dichter, wenn er

noch lange in Deutschland bleiben sollte, zuletzt Chronodisticha machen dürfe, und vielleicht aus keiner andern Absicht, als sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, so wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade, und in England den Brutus und den Tod des Cäsar gemacht hat.

(Bd. 4 S. 501.)

30. Hogarth.

(Anzeige des Buches: Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmacke festzusetzen; geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Englischen übersetzt von Mylius. 1754.)

Herr Hogarth ist unstreitig einer der grössten Maler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn besonders berühmt gemacht, ist dieses, dass er in alle seine Gemälde eine Art von satirischer Moral zu bringen gewusst, die das Herz, an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen, nöthiget. Natur, Leben und Reiz hat man durchgängig darin bewundert, und diese bei ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, dass auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenstände seiner Kunst damit verbunden gewesen. Und diesem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben so wenig, als auf der Seite des Künstlers fehlte. Er hat seine Schrift in siebenzehn Hauptstücke abgetheilt. In den ersten sechsen handelt er von den schon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugesteht, dass sie, wenn sie wohl vermischt werden, allen Arten von Zusammensetzungen Annehmlichkeit und Schönheit geben. Diese Gründe sind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Grösse, welche alle bei Hervorbringung der Schönheit zusammen wirken, indem sie einander gelegentlich verbessern und einschränken. In dem siebenten Hauptstücke wendet er sich zu den Linien, in welche alle Formen eingeschlossen sein müssen, und findet, dass die wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reizes sei. Auf der Betrachtung dieser beiden Linien beruht das ganze Hogarth'sche System von der Schönheit. Er zeigt nämlich, wie aus ihrer Zusammensetzung alle angenehmen

Formen entstehen, und wie wunderbar sie besonders in dem Meisterstücke aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper, angebracht sind. Auch in den übrigen Hauptstücken, wo er von den Verhältnissen, von dem Lichte und Schatten und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluss, welcher sich besonders in in dem 16. Hauptstücke von der Stellung am meisten äussert. Man darf nicht glauben, dass blos Maler und Bildhauer oder Kenner dieser beiden Künste das Hogarth'sche Werk mit Nutzen lesen können. Auch Tanzmeister, Redner und Schauspieler werden die vortrefflichsten Anmerkungen darin finden und noch mehrere durch kleine Anwendungen selbst daraus ziehen können. Ja, sogar Dichter und Tonkünstler werden, vermöge der Verbindung, welche alle schönen Künste und Wissenschaften untereinander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darin entdecken und ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwei dabei befindlichen Kupfertafeln sind von der eigenen Hand des Herrn Hogarth, die ihnen mit Fleiss nicht mehr Schönheit gegeben hat, als sie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Uebersetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da sie sich von einem Manne herschreibt, der selbst mit dem Schönen in der Natur und Kunst bekannt war und den wir zu beider Ausbreitung viel zu zeitig verloren haben. Sein Aufenthalt in London verschaffte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth selbst bei der Uebersetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch so oft gethan zu haben versichert, dass man seiner Uebersetzung dadurch eine Art von Authenticität beilegen kann. (Bd. 4 S. 506.)

31. An Moses Mendelssohn.

1. Potsdam, 18. Februar 1755.

Liebster Freund!

Es ist mir recht sehr angenehm gewesen, die Versicherung von Ihnen zu erhalten, dass Sie in meiner Abwesenheit noch an mich denken. Ich habe Ihnen von einem Tage zum andern schreiben wollen, aber Sie wissen ja wohl, dass nicht alles geschieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen meine Ursachen nach der Länge anführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die bewusste

Preisschrift* mit Fleiss zurückgehalten habe. Ihr Verweigern, sich nicht dabei zu nennen, war die vornehmste. Gesetzt nun, dass wir aus dieser gelehrten Lotterie das grösste Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, dass alsdann geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdann Niemand genannt hätte, so hätten wir unsere Schrift auch nicht einmal dürfen drucken lassen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, dass wir den uneigennützigen Weltweisen spielen und unsere Entdeckungen der Welt ohne 50 Dukaten überlassen? Ich hoffe binnen 3 Wochen wieder in Berlin zu sein, und ich will Ihnen nur im voraus sagen, dass wir sogleich unsere Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philosophischen Gespräche, wollen drucken lassen. Das projectirte Journal kömmt gleichfalls noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie sollen in acht Tagen die ersten Bogen davon gedruckt sehen. Schicken Sie mir also Ihre Recension von der Psychologie mit nächstem. Haben Sie sonst noch etwas, so legen Sie es bei; dessgleichen fragen Sie auch bei dem Hrn. D. Gumpert, dem ich mein ergebenstes Compliment mache, in meinem Namen nach. Vielleicht, dass er auch noch etwas gemacht hat. Haben Sie die Recension von Ihren Gesprächen in dem Correspondenten gelesen? Hier ist sie. Sie können das Blatt behalten. Ich würde mir das grösste Vergnügen daraus machen, ein paar Stunden mit Ihnen hier schwätzen zu können; allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders als mit Ihrer Incommodität machen könnten. Ich komme wohl gar ehestens selber auf einen Tag nach Berlin. — Haben Sie von dem Hrn. Voss die Werke des Corneille bekommen?

2. Leipzig, 8. December 1755.

Ich habe Ihren dritten Brief erhalten, und hier ist mein zweiter. Ich sehe es, so wie in keiner Sache, also auch hier nicht ungern, dass Sie den Schritt vor mir voraus haben.

Karl der XII., ein Held, wie die alten Helden, die lieber Könige machten, als Könige waren, und der vorige König von Polen, auch ein Held, wie man sagt, wenigstens aber nur ein subalterner Held, der sich in die Krone vergafft hatte; diese zwei kamen einst zu einer mündlichen Unterredung. Jener besuchte

* Pope ein Metaphysiker! nachher in Danzig gedruckt 1755.

diesen in seiner Residenz, eben, wo ich mich nicht irre, als er diese Residenz belagerte. Von was sprachen sie wohl in einem so kritischen Zeitpunkte? Von ihren Stiefeln — — Es wäre nicht ein bischen komisch, wenn Sie und Maupertuis etwas wichtiges mit einander gesprochen hätten. Und da mir jetzt alles um so viel lieber ist, je komischer es ist, so bin ich recht wohl damit zufrieden. Besuchen Sie ja den grossen Mann fleissig! Mir es aber allezeit zu schreiben, wenn Sie ihn besucht haben, das brauchen Sie eben nicht. Sie könnten mir es einmal zu einer Zeit schreiben, da ich das Komische nicht liebe.

Wie gesagt, jetzt liebe ich es sehr. Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, dass ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiener? Wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doctor der Rechte und prakticirte ehedem in Venedig. Jetzt aber ist er Director einer Bande von Schauspielern. Die Ausgabe seiner Werke von 1753 besteht aus sieben Octavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es ist fast in allen viel gutes, und die meisten sind auch ziemlich regelmässig. Ich will Ihnen nichts mehr davon schreiben, weil ich ehestens einen Auszug daraus nach Berlin schicken werde, welcher in das vierte Stück meiner theatralischen Bibliothek kommen soll.

3. Leipzig, 21. Jan. 1756.

Sorgen Sie nur nicht; ich verspreche Ihnen, dass Sie am Ende wenn wir uns unseres Briefverkehrs wegen berechnen werden, sehr wenige Procente Verlust haben sollen; so wenige, dass Sie nicht anstehen sollen, mir wieder neuen Credit zu geben. Sie sind jetzt mit drei Briefen im Vorschusse, mit zwei geschriebenen und einem gedruckten. Aber was wollen drei Briefe sagen, wenn ich einmal in's Antworten kommen werde? Erlauben Sie, dass ich jetzt des gedruckten zuerst gedenke. *) Noch habe ich ihn nur zweimal gelesen. Das erstemal beschäftigte mich der Freund so sehr, dass ich den Philosophen darüber vergass. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu sein. Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, noch Ihnen, eine Lobrede zu halten, ich will nichts, als mich von ihr hinreissen lassen.

Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind! Bei der zweiten Lesung war ich nur darauf bedacht, Ihre Gedanken zu fassen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwürfe auf unsere mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornehmlich das zweite Stück, aus welchem Sie, nach den eigenen Einräumungen des Rousseau, die Moralität den Menschen wieder zusprechen wollen: die *Perfectibilité*. Ich weiss eigentlich noch nicht, was Rousseau für einen Begriff mit diesem Worte verbindet, weil ich seine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert, als gelesen habe. Ich weiss nur, dass ich einen ganz andern Begriff damit verbinde, als einen, woraus sich das, was Sie daraus geschlossen haben, schliessen liesse. Sie nehmen es für eine Bemühung, sich vollkommener zu machen; und ich verstehe blos die Beschaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommener werden kann, eine Beschaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nöthig war. Ich glaube, der Schöpfer musste alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte. Der Wilde z. E. würde, ohne die Perfectibilität nicht lange ein Wilder bleiben, sondern gar bald nichts bessers als irgend ein unvernünftiges Thier werden; er erhielt also die Perfectibilität nicht desswegen, um etwas besseres als ein Wilder zu werden, sondern desswegen, um nichts geringeres zu werden.

Leben Sie wohl, ich bin

Dero beständiger Freund G. E. L.

(Bd. 12 S. 39, 41, 47.)

32. An Nicolai.

Leipzig, 13. November 1765.

— — — Es kann sein, dass wir dem Grundsatze: Das Trauerspiel soll bessern, manches elende, aber gut gemeinte Stück schuldig sind; es kann sein, sage ich, denn diese Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu sinnreich, als dass ich sie gleich für wahr halten sollte. Aber das erkenne ich für wahr, dass kein Grund-

*) In Mendelssohns Uebersetzung von Rousseaus Schrift vom Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen.

satz, wenn man sich ihn recht geläufig gemacht hat, bessere Trauerspiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie soll Leidenschaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, dass der erste Grundsatz ebenso wahr als der andere sei, so kann man doch noch hinlängliche Ursachen angeben, warum jener bei der Ausübung mehr schlimme, und dieser mehr gute Folgen haben müsse. Jener hat nicht desswegen schlimme Folgen, weil er ein falscher Grundsatz ist, sondern desswegen, weil er entfernter ist, als dieser, weil er blos den Endzweck angibt, und dieser die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, so habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müssen also stärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Aristoteles abgehen, und ich wünschte, dass Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieser Verabsäumung schreiben Sie es nunmehr zu, dass Sie hier meine Gedanken lesen müssen, wie ich glaube, dass man die Lehre des alten Philosophen verstehen solle, und wie ich mir vorstelle, dass das Trauerspiel durch Erzeugung der Leidenschaften bessern kann.

Das meiste wird darauf ankommen, was das Trauerspiel für Leidenschaften erregt. In seinen Personen kann es alle möglichen Leidenschaften wirken lassen, die sich zu der Würde des Stoffes schicken. Aber werden auch zugleich alle diese Leidenschaften in dem Zuschauer rege? wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachsüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet so weit bringt, dass er diese Leidenschaften in der spielenden Person billiget, sondern ob er ihn so weit bringt, dass er diese Leidenschaften selbst fühlt, und nicht blos fühlt, ein Anderer fühle sie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden sagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung sind keine Leidenschaften, nach meinem Verstande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben, was Schrecken ist, *eris mihi magnus Apollo,* und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, *Phyllida solus habeto.*

Setzen Sie sich hier auf Ihre Richterstühle, meine Herren, Nikolai und Moses. Ich will es sagen, was ich mir unter beiden vorstelle.

Das Schrecken in der Tragödie ist weiter nichts als die plötzliche Ueberraschung des Mitleides, ich mag den Gegenstand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Priester damit heraus: Du Oedip bist der Mörder des Lajus! Ich erschrecke, denn auf einmal sehe ich den rechtschaffenen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmal rege. Ein anderes Exempel: es erscheinet ein Geist; ich erschrecke: der Gedanke, dass er nicht erscheinen würde, wenn er nicht zu des Einen oder zu des Andern Unglück erschiene, die dunkle Vorstellung dieses Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen soll, überraschen mein Mitleid, und dieses überraschte Mitleid heisst Schrecken. Belehren Sie mich eines bessern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmässig auszudrücken, ist sie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held ist unglücklich, aber er ist über sein Unglück so weit erhaben, er ist selbst so stolz darauf, dass es auch in meinen Gedanken die schreckliche Seite zu verlieren anfängt, dass ich ihn mehr beneiden, als bedauern möchte.

Die Staffeln sind also diese: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heisst: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung sind nichts als die ersten Sprossen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmal: nun ist Cato so gut als des Cäsars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Person des erstern, und auch nachher mit seinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet sich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn sagen: Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth. Die Bewunderung setzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichsam zum Ruhepunkt desselben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erste Schreck aufmerksam macht, und das Mitleiden nützt sich ab, wenn es sich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es also wahr ist, dass die ganze Kunst des tragischen Dichters auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, so sage ich nunmehr, die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie soll uns

nicht blos lehren, gegen diesen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, sondern sie soll uns soweit fühlbar machen, dass uns der Unglückliche zu allen Zeiten und unter allen Gestalten rühren und für sich einnehmen muss. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moses vorläufig demonstriren mag, wenn Sie, Ihrem eigenen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Grossmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes thut, thut auch dieses, oder — es thut jenes, um dieses thun zu können. Bitten Sie es dem Aristoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weise verfahre ich mit der Komödie. Sie soll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen, und eben dadurch der wohlgezogenste und gesittetste Mensch werden. Und so ist auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beider Nutzen, des Trauerspiels sowohl als des Lustspiels, ist von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen, und es ist grosser Vortheil für den dramatischen Dichter, dass er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andere sein kann.

Ich bin jetzt von diesen meinen Grillen so eingenommen, dass ich, wenn ich eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläufige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranschicken würde. Ich würde beides sogar mit einander vergleichen, ich würde zeigen, dass das Weinen eben so aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermischung der Lust und Unlust entstehe; ich würde weisen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der einen Seite Lust zur Freude, und auf der andern Unlust zur Traurigkeit, in beständiger Vermischung anwachsen lässt; ich würde — Sie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundsatze, nicht nur die vornehmsten bekannten Regeln, sondern auch eine Menge neuer Regeln fliesse, an deren Stelle man sich mit dem blosen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerspiel soll so viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann: folglich müssen alle Personen, die man unglücklich werden lässt, gute Eigenschaften haben, folglich muss die beste Person auch die unglücklichste sein, und Verdienst und Unglück in beständigem Verhältnisse bleiben. Das ist, der Dichter muss keinen von allem Guten entblössten Bösewicht aufführen. Der Held oder die beste Person muss nicht, gleich einem Gotte, seine Tugenden ruhig und ungekränkt übersehen. Ein Fehler des Canuts, zu dessen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelanget sind. Merken Sie aber wohl, dass ich hier nicht von dem Ausgange rede; denn das stelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen, oder durch einen unglücklichen uns noch interessanter machen will. Ich verlange nur, dass die Personen, die mich am meisten für sich einnehmen, während der Dauer des Stücks die unglücklichsten sein sollen. Zu dieser Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich gesagt, ist das überraschte Mitleiden, ich will hier noch ein Wort hinzusetzen: das überraschte und unentwickelte Mitleiden; folglich wozu die Ueberraschung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerspiel voller Schrecken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, so viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht so gleichgiltig werden soll, dass wir ihm mit einem kindischen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, ist das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk ist, so muss es folglich so selten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muss seinen Held nicht zu sehr, nicht zu anhaltend der blosen Bewunderung aussetzen, und Cato als ein Stoiker ist mir ein schlechter tragischer Held. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopee; der bedauerte des Trauerspiels. Können Sie sich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homer, des Virgil, des Tasso, des Klopstock, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerspiels, wo der Held mehr bewundert als bedauert wird? Hieraus können Sie nun auch schliessen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerspiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniss ganz weg. Ich habe nicht Lust, noch einen dritten Bogen anzulegen, sonst wollte ich mich noch über einige andere

Punkte erklären. Ich verspare es bis auf einen nächsten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweiten enthalten soll.

Leben Sie wohl! Ich bin ganz der Ihrige

(Bd. 12 S. 60.) L.

33. Aphorismen aus den Jahren 1751—1756.

1. Es ist ein Glück, dass noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren; bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion znsammenflicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht.

(1751. Bd. 3 S. 154.)

2. Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bei dem . . . hätte man die gothischen Buchstaben also immer noch behalten können. (1751. Bd. 3 S. 222.)

3. Die untermengte Satire (aus dem Pariser Leben) ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich; und in Paris selbst ohne Nutzen, sobald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechslung, worin Frankreich so sinnreich, als in Veränderung seiner Kleider ist. (1751. Bd. 3 S. 224.)

4. Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, dass es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst

nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendsten seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammen genommen. (1753. Bd. 3 S. 282.)

5. Die Franzosen haben schon längst angefangen, eben das mit dem Jahrhunderte ihres grossen Ludewigs zu thun, was man sonst nur mit dem Alterthume zu thun pflegte; sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie dem ungeachtet zu ausserordentlichen Geistern macht. (1753. Bd. 3 S. 399.)

6. Eigentlich zu reden, hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen. (1753. Bd. 3 S. 381.)

7. Der Dichter muss die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen! er muss scheinen, aus der Erfahrung und nicht aus der blosen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiss, ist eben das was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. (1754. Bd. 4 S. 19).

8. Es wäre ein Glück, wenn alle diejenigen das Uebersetzen wollten bleiben lassen, welche nichts als übersetzen können, und wenn sich nur solche Gelehrte von Zeit zu Zeit damit beschäftigen wollten, denen man den Vorwurf nicht machen kann, dass sie nichts besseres anzufangen wüssten. (1755. Bd. 5 S. 52.)

9. Man kann jedes deutsche Trauerspiel von zwei Seiten betrachten; als ein Trauerspiel, und als ein deutsches Trauerspiel. Als dieses kann es oft einen sehr grossen relativen Werth haben, den es als jenes nicht hat. (1755. Bd. 5 S. 59.)

10. Wir haben zwar seit einiger Zeit verschiedene gute Muster des epistolarischen Stils erhalten; doch sind derselben noch lange nicht so viele, dass man über die Vermehrung derselben ungehalten werden dürfte. Die Klagen sind überhaupt thöricht, die man über

den Anwachs dieser oder jener Art von Schriften führet. Man sage nicht: schon wieder anakreontische Lieder! schon wieder Predigten! Sondern wenn man ja etwas sagen will, so sage man: schon wieder schlechte anakreontische Lieder! schon wieder schlechte Predigten! Nur das Schlechte wird durch die Menge noch schlechter, und des Guten kann nie zu viel sein. Eben dieses wird auch bei den Briefen gelten, deren wenigstens siebenerlei in dem jetzigen Messkataloge zu finden sind. Doch auch alsdann noch, wenn schon die meisten von ihnen nicht die besten sein sollten, wird man noch Ursache haben, gütig von ihnen zu urtheilen. Denn sind sie nicht wenigstens Beweise, dass die Bemühung, gute Briefe zu schreiben, allgemeiner wird? (1755. Bd. 5 S. 66.)

11. Ich muss Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht, oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, so werde ich von der Faust weg schreiben und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen. (1756. Bd. 12 S. 66.)

12. Lassen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen?
(1756. Bd. 12 S. 69.)

13. So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, alle andere Affecten, das Mitleiden besonders, ihr untergeordnet sind, so auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affect, die Bewunderung besonders, sei ihm nur untergeordnet, d. i. diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter lässt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten in's Licht zu setzen. Der Tragödiendichter setzt seines Helden Vollkommenheiten in's Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.
(1756. Bd. 12 S. 75.)

14. Wir können nicht lange in einem starken Affecte bleiben, also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmässige Dichter haben dies bemerkt und das starke Mitleid bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher als am Ende des fünften Aufzugs einige Thränen auspressen.
(1756. Bd. 12 S. 76.)

15. Ihre (des Moses Mendelssohn) Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht grossem Vergnügen gelesen; wenn ich sie noch ein paarmal werde gelesen haben, hoffe ich, Sie so weit zu verstehen, dass ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. (1756. Bd. 12 S. 82.)

16. Das Unglück des Helden in der Epopee muss keine Folge aus dem Charakter desselben sein, weil es sonst Mitleiden erregen würde, sondern es muss ein Unglück des Verhängnisses und Zufalles sein, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Theil haben. (1756. Bd. 12 S. 83.)

17. Aus dem Oedipus wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eines daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beiden Dichtungsarten keinen wesentlichern Unterschied als den beständigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben sollten. (1756. Bd. 12 S. 83.)

18. Das Trauerspiel muss auch ohne Vorstellung und Acteurs seine völlige Stärke behalten; und diese bei dem Leser zu äussern braucht es nicht mehr Illusion als jede andere Geschichte.
(1756. Bd. 12 S. 83.)

34. An Gleim.

Leipzig, 14. Juni 1757.

Loben Sie mir mein Odengerippe (auf Friedrich II., König von Preussen) wie Sie wollen, ich weiss doch, dass die Person, an die es gerichtet ist, Sie bestochen hat, so viel gutes davon zu sagen. Unterdessen, wenn ich wüsste, dass Sie mich noch einmal loben wollten, (denn bei dem allen lasse ich mich doch sehr gern von Ihnen loben, ich mag es nun verdienen oder nicht) so könnte ich Ihnen vielleicht am Ende dieses Briefes noch ein zweites solches Skelet zu lesen geben. Ich will mich während dem Schreiben besinnen, ob ich es thun soll. Das zwar, was ich Ihnen jetzt vor allen Dingen zu melden habe, könnte mich leicht davon zurück halten. Denn denken Sie nur einmal, was sich Ihres Königs Soldaten alles unterstehen! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Der unbändige Ehrgeiz! Da bekomme

ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgesang mit dem Zusatze, dass ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Er lautet so:

Auf, Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ist auf, und winkt uns in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, dass du nur
Den Tod verspätet hast.

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süssen Wein,
Du Ungar! Merseburger Bier
Soll dann verschmähet sein.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unsrer Waffen Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lobositz,
Und unser war der Sieg!

Und böt uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz;
So lachten wir doch ihrer Macht,
Denn Gott ist unser Schutz!

Dass sich ein Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poesie weder handwerksmässig gelernt hat, noch darauf gewandert ist, solche vortreffliche Verse zu machen unterstehen darf! Das einzige Merseburger Bier will mir nicht recht zu Halse! Wenn der tapfere Dichter nicht seit der Zeit geblieben ist und ich ihn jemals kennen lerne, so soll er mir diese Zeile ändern müssen. Mit der alten Lesart soll das Lied alsdann im Lager, und mit der neuen auf dem Parnasse gesungen werden. Und wie dächten Sie wohl, mein lieber Gleim, dass die letztere ungefähr heissen könnte? O ich bitte Sie recht sehr, denken Sie einen Augenblick darauf. Die Sommersprosse auf dem schönen Gesichte eines Landmädchens ist sehr natürlich; aber dieses Natürlichen ungeachtet, wünsche ich die Sommersprosse doch lieber weg. Oder wollen Sie ein Gleichniss von einem Stadtmädchen? Zum Exempel von der Mad. Weisen? — — Hören Sie nur, es ist unsers lieben Herrn von Kleist sein wahrer Ernst und obendrein ist es auch der meinige, dass Sie aus dieser Mademoiselle eine Madame Gleim machen sollen. Reisen Sie nur geschwind nach Langensalze und kommen Sie in acht Tagen mit ihr hierher nach Leipzig, unser beider poetischen Segen abzuholen. Und damit dieser desto besser anschlage, so können Sie zusammen auch den Brunnen hier trinken. Wir haben bereits einen Garten dazu für Sie ausgesucht. Wenn Sie gewiss kommen wollen, so

bleibe ich so lange in Leipzig und mache auf Ihre Hochzeit etwas ganz Neues — — ein anakreontisches Heldengedicht; die gedämpften Hagestolze, aber nicht zur Nachahmung der gedämpften Hunnen.

Was schreibe ich Ihnen denn noch alles? Ich werde es wohl thun müssen, was ich oben gedroht habe. Da lesen Sie es nur, mein abermaliges Gerippe einer Ode auf den Tod des Marschalls von Schwerin, an den Hrn. von Kleist.

Leben Sie wohl, mein lieber Gleim; vorher aber empfangen Sie meinen Dank wegen der Mühe, die Sie sich meinetwegen bei Ihren Freunden in Berlin gegeben haben. Ich bin ganz der Ihrige. L.

(Bd. 12 S. 100.)

35. Lustspiel-Stoffe.

(Aus der theatralischen Bibliothek. 1758.)

Es ist bekannt, dass die Italiener den grössten Theil ihrer Komödien aus dem Stegreife spielen und sich dabei blos nach kurzen geschriebenen Entwürfen richten, in welchen ohngefähr die Intrigue überhaupt, die Anzahl der spielenden Personen, die Folge der Scenen, einige der scherzhaftesten Einfälle und hier und da ein Theaterspiel bemerkt sind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauspielers eigener Geschicklichkeit überlassen. Viele von diesen Entwürfen sind sehr alt und haben sich seit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter sie sind, desto vortrefflicher sind sie oft; ja sie scheinen nicht selten Ueberbleibsel alter verlorner römischer Lustspiele eines plautinischen Kopfes, wenigstens von der geringern Art der Mimen, zu sein; verunstaltete Ueberbleibsel zwar, aber doch Ueberbleibsel. Neuere Komödienschreiber haben sich ihrer auch sehr wohl zu bedienen gewusst, und besonders will man von Molieren wissen, dass er sich ungemein aus ihnen bereichert, und dass er, wenn man ihn zur Wiedererstattung dieses gelehrten Raubes zwingen könnte, der grosse komische Kopf vielleicht nicht mehr scheinen dürfte, für den er jetzt durchgängig gehalten wird. Es ist diese Beschuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muss man nicht glauben, dass sie dem Manne, dem man sie macht, schimpflich sei. Ein komischer

Dichter von Molieres Gattung kann unmöglich alles aus seinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komische Dichter, deren Personen man es aber auch ansiehet, dass sie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert sich endlich das Publikum darum, wo ein Moliere den Stoff, es zu belustigen, hernimmt? Wenn das stehlen heisst, sagt das Publikum, so wollten wir alle komischen Dichter höflich ersucht haben — gleichfalls zu stehlen.

Dieses nun und die Betrachtung, dass wir Deutsche, ohne Widerrede unter allen gesitteten Völkern in dieser Art von Poesie die meisten Hilfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die besten Entwürfe ungedruckter italienischer Lustspiele zu sammeln und gleichsam ein Magazin für unsere komischen Dichter anzulegen, aus welchem sie sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht selbst in einer Uebersetzung auf unserer Bühne erscheinen und sie also der Gefahr, verglichen zu werden, aussetzen möchten.

Ich werde mich zwar blos auf das itatienische Theater zu Paris einschränken müssen; doch da auf diesem so viel berühmte Schauspieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italienischen Bühnen zusammen gebracht und ausgelegt haben: so wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollständiger werden. Ich muss noch erinnern, dass die wenigsten dieser Entwürfe alt sein werden; — (Ich komme zu spät! die alten sind verbraucht) auch dass nicht alle in italienischer Sprache gespielter, sondern nur in dem italienischen Geschmacke abgefasster Komödien sein werden. Dieses letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem ist es unbekannt, dass sich die italienischen Schauspieler in Paris gleichsam nationalisirt haben, und eben so wohl in der französischen, als in ihrer eigenen Sprache spielen? Genug, dass es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken sein werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unsere theatralischen Dichter haben können. (Bd. 4 S. 387.)

36. Ewald Christian von Kleist's Tod.

(In drei Briefen an Gleim.)

1. Berlin, 25. August 1759.

Liebster Freund!

Wir sind hier bis gestern mit Ihnen in gleicher Ungewissheit wegen unsers lieben Kleist's gewesen. Nunmehr aber wissen wir leider, dass er sich in Frankfurt unter den Gefangenen befindet und verwundet ist. Der beste Mann! Ob er gefährlich verwundet ist, wissen wir nicht, und wir wollen es nicht hoffen. Ich habe heute den Weg über Danzig suchen müssen, an ihn zu schreiben; denn geraden Weges ist es nicht möglich, einen Brief nach Frankfurt zu bekommen. Wir haben zugleich in der Geschwindigkeit hier die Verfügung getroffen, dass er in Frankfurt, oder, wenn er von da nach Polen oder Preussen sollte gebracht werden, in Danzig so viel Geld bekommen kann, als er nöthig hat, weil es leicht möglich ist, dass ihn die Russen zugleich rein ausgeschälet haben.

Sehen Sie, liebster Freund, ich habe Ihnen eine so schlimme Nachricht ohne die geringste Vorbereitung geschrieben; weil Ihnen alle meine Vorbereitungen vielleicht noch eine schlimmere hätten können vermuthen lassen. Er lebt noch, unser liebster Kleist; er hat seinen Wunsch erreicht, er hat geschlagen und sich als einen braven Mann gezeigt; er wird von seiner kleinen Wunde bald wieder genesen; und dieser Zufall wird ihn zufriedener mit sich selber machen. Mit dieser angenehmen Hoffnung trösten Sie sich unterdessen, liebster Gleim, bis wir nähere Umstände von ihm erfahren. Jetzt bin ich nicht im Stande, Ihnen mehr zu schreiben; und ohne Zweifel werden Sie auch nicht im Stande sein, mehr lesen zu wollen. Mit der nächsten Post ein mehreres. Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige. L.

2. Berlin, 1. September 1759.

Ich setze in der grössten Verwirrung die Feder an. Ich weiss, Sie werden sich alle Posttage nach einem Brief von mir umsehen; ich muss Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch jetzt noch nichts ganz zuverlässiges von unserm theuersten Kleiste melden kann.

Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundiget und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, dass er sich in Frankfurt noch bis dato befinde. Er soll nicht mehr als 6 Wunden haben; der rechtschaffene Mann! Er hat sich — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm noch viel andere Offiziere gesagt, — an dem unglücklichen Tage ausserordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie auf's beste angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen bleiben, und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir Nachricht, dass die Russen Frankfurt verlassen hätten. Sie haben sich nach Guben gezogen, um sich mit den Oesterreichern zu conjungiren. Ich schrieb also sogleich, nebst dem Hr. Prof. Sulzer nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mir bange, dass ich ihn wohl würde vergebens geschrieben haben. Herr Venino nämlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da für gewiss erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muss — er will erfahren haben, dass unser liebster Freund an seinen Wunden bereits gestorben. Noch mehr; heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag, während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen, hier angekommen, und auch in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, dass ein Major Kleist daselbst begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Major Kleiste, und ich weiss auch gewiss, dass noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit unserm ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn

in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige. L.

3. Berlin, 6. September 1759.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den grössten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, dass die Kugeln einen andern Weg nehmen sollten, weil ein ehrlicher Mann da stehet. Aber ich verlange, dass der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Denn es kann doch wohl sein, dass ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man: aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiss nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden! Die ihn versäumt haben. —

Ha, ich muss abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein Anderer, ich weiss nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleisten verloren haben, die das jetzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiss gewiss, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit in's Grab genommen, als sich solch Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramlern Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden jetzt mehr, als dass Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleichviel, was Sie sagen und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhiger sein.

(Bd. 12 S. 160, 161, 162.) Ihr ergebenster Freund L.

37. Fabeln *).

(1759.)

1. Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Thier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichtesten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen, la Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sei des ungekünstelten Geschichtschreibers, sowie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand?“ höre ich einen Leser fragen. „Wenn du uns doch nur wahrscheinlicher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte eine blose Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte sein, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

2. Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, dass ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er grösser ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, dass die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büssen lassen!

*) Die Zahl der Fabeln Lessing's beträgt 90, welche er in 3 Bücher mit je 30 Fabeln getheilt hat.

3. Der Löwe und der Hase.

Aelianus de natura animalium lib. I. cap. 38. *Ὀῤῥωδεῖ ὁ ἐλέφας κεράστην κριὸν καὶ χοίρου βοήν.* Idem lib. III. cap. 31. *Ἀλεκτρυόνα φοβεῖται ὁ λέων.*

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner näheren Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, dass euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, dass wir grossen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, dass ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket.

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreife ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

4. Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermass sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuss und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heischern Hals und den schon seit acht Tagen. (Bd. 1 S. 163.)

38. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.*)

(1759.)

Der grösste Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon

*) Lessing hat 5 Abhandlungen über die Fabel geschrieben; die erste handelt vom Wesen der Fabel, die zweite vom Gebrauch der Thiere in der Fabel, die dritte von der Eintheilung der Fabeln, die vierte von dem Vortrage der Fabeln und die fünfte von ihrem besonderen Nutzen in den Schulen. Lessing hat diese Abhandlungen in seinen Briefen, die neueste Literatur betreffend, selbst angezeigt und charakterisirt (Bd. 6 S. 176—181).

zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, dass die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des ersten Erfinders, beibehält, weil er wenigstens schnackisch ist — *quod risum movet?* Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, dass er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen *à la Françoise!* Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, dass wir ihn hören. „Weil Aesopus, sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also musste er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen: Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts ungemeines oder merkwürdig reizendes an sich haben, so musste man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sicheren Eingang in das menschliche Herz aufzuschliessen. Nachdem man nun wahrgenommen, dass allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen, und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung besteht aus zwei wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muss das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen

soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, besteht vornehmlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache; weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas ungewohntes und seltenes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines oder merkwürdiges an sich haben, so sah man sich gemüssiget, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen, einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit etc. in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thicre, die Pflanzen, und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsere Lehrer abzugeben etc.“

Breitinger also behauptet, dass die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Thiere und andere niederigere Geschöpfe reden und vernunftmässig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, dass die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier, versprochenermassen, untersuchen muss.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen;

ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem, mit einmal, über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem *Φασί*, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (*ταῖς αἰτιατικαῖς*) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget, und es zwar desswegen für rathsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere. (*ἵνα παραμυθήσωνται τὸ δοκεῖν ἀδύνατα λέγειν.*) War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mussten sie nothwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muss sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muss das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein blos in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unserer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkömmt. Auf einen fleissigen Bibelleser wird das grösste Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er liest es endlich mit ebenso wenigem Erstaunen, dass die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht

*) Nach der Angabe des Camerarius S. 28.

unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, dass die Thiere fast in allen Fabeln sprechen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so gross sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreissen lässt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: dass die Thiere, und andere niedere Geschöpfe, Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen; und soll nichts weniger als wunderbar sein. — Wenn ich in der Schrift lese*): „Da that der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu Bileam etc.“ so lese ich etwas wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese**): *Φασίν, ὅτε φωνήεντα ἦν τὰ ζῶα, τήν οἶν πρὸς τὸν δεσπότην εἰπεῖν:* „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben:“ so ist es ja wohl offenbar, dass mir der Fabulist nichts wunderbares erzählen will; sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniss seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäss war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, dass ich mich schämen muss, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen liese. Wird sie sich desswegen von Jedem, ohne Ausnahme, darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, dass man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem Jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch immer zweifelhaft ist, ob sie bei Allen die nämlichen Ideen

*) 4. B. Mos. XXII, 28.

**) Fab. Aesop. 316.

hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiss, dass auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiss Jeder, was er höret, und weiss, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniss, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiss nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre blosen Benennungen in unserer Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel vom Wolfe und dem Lamme anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und Zwerg sind Iudividua, deren Charakter, ohne weitere Hinzuthuung, ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel; „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten*) und sagte: Bringe dein weisses Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiderte: mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld; war die Antwort. — Nun so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen liesen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen.

*) 2. B. Samuels XII.

Gottloser! zürnte der Priester; du lästerst! und riss das Lamm aus seinem Schoosse etc.« — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es blos daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit, leider, noch geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahn.*) Doch weil man auch hier sich das Verhältniss der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniss des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten kritischen Briefe ist mit Breitinger einerlei Meinung, und sagt unter andern, in der erdichteten Person des Hermann Axel**): „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbaren Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust davon zu essen mächtig reizte. Er bemühte sich lange, auf denselben hinauf zu klimmen, aber es war umsonst, er musste es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist mir gesunder, dass ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug. Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug; es ist zu platt etc.« — Ich gestehe es Hermann Axeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt, und verdienet nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es blos desswegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiss nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen blosem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben lässt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch!« Das ist ein viel

*) Fab. Aesop. 6.

**) S. 166.

zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es gibt deren so viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabulist weiss nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, dass die Fabel durch die blose Weglassung des Thieres so viel eben nicht verliere, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen, lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „dass der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergiesse." *) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studiren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, dass ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden lässt. Denn dass es desswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, dass diese geringeren Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Eabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

*) Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, dass die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weis es sehr wohl, dass sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein grosses vermehren, welches alsdann kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniss eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniss mehr als die Leidenschaften. Folglich muss der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders, z. B. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt. Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, dass es unserer anschauenden Erkenntniss des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, dass wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als dass die anschauende Erkenntniss des moralischen Satzes hier eben so klar sein könnte, als sie dort ist? (Bd. 5 S. 430.)

39. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

(1759.)

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als W o l f gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle *casus obliquos* zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen etc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weiss ich nicht, warum man eben die Fabel dazu missbrauchen muss, die sich, als Fabel, ganz gewiss nur auf eine einzige Art g u t erzählen lässt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den h e u r i s t i s c h e n Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott gibt uns die Seele; aber das G e n i e müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man, so viel als möglich, beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wusste, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen lässt; den man lehret sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herab zu lassen: Der Knabe wird ein Genie w e r d e n, oder man kann nichts in der Welt w e r d e n.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellt werden müssten, glaube ich, würde die Erfindung aesopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines

Schülers am aller angemessensten wären: nicht, dass ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unläugbar ist, dass das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muss. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction, und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören: *Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, principio nimirum reductionis: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur; nisi praxi officere velimus.*

Doch dieses Principium der Reduction hat seine grossen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläufige Kenntniss des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müsste dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde zu legen. Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die blosen Eigenschaften der Thiere und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die äsopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläufigen Kenntniss nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln

anfangs müssen mehr *finden*, als *erfinden* lassen; und die allmählichen Stufen von diesem *Finden* zum *Erfinden*, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines *zweiten* Buches habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerksam sein, und so oft etwas sonderbares und merkwürdiges zum Vorschein kommt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe, und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne.“ Die Mühe mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagden zu legen weiss; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, dass sich eine andere Moral darin erkennen lässt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: *Λέων καὶ ὄνος, κοινωνίαν θέμενοι, ἐξῆλθον ἐπὶ θήραν* — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in der Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten Buches.)*) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.)**) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

*) Diese Fabel lautet: Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging. begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. — Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du desswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

**) Diese Fabel lautet: Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine nasenweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen. So denken die Grossen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, schliesst sich: καὶ ὁ κολοιὸς ἦν πάλιν κολοιός. Vielleicht war sie nun auch etwas schlechter, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, dass er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)*)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die fünfzehnte)**) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben

*) Diese Fabel lautet: Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfaue, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureissen. Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein! — und hackten weiter.

**) Diese Fabel lautet: Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbei schlich, und ihm zurief: Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiderte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zevs auf diese Eiche herab kömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt? Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muss, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Grossmüthig dumm liess er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und frass es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verrekte. Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.) *)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) **)

*) Diese Fabel lautet: Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biss; und der gute freundliche Mann musste sterben. Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unserigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht? Ach, schweig nur, erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewusst! Recht, mein Sohn, fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem ausserordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecken brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschen hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, dass sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

**) Diese Fabel lautet: Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, ich hoffe, keiner von den grössten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret hatte, so nahe, dass ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgiltigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte. Und das alles

Herkules wird in den Himmel aufgenommen, und unterlässt dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todtfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)*)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es gibt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: *τότε αὐτοὺς ἀπαλλαγήσεσθαι τῆς κακοπαθείας, ὅταν οὐροῦντες ποιήσωσι ποταμόν.* Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, dass ich den Jupiter würdiger antworten lasse, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)**)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Versuche zu schreiben.

(Bd. 5 S. 457.)

kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

*) Diese Fabel lautet: Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruss unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe. Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

**) Die Fabel lautet: Die Esel beklagten sich bei dem Zevs, dass die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müssten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheinet dass du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht sein. Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, dass eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und

40. Wieland's religiöse Schriften.

(Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend. 1759.)

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das anstössigste gewesen.

Empfindungen des Christen heissen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können auf's höchste Empfindungen eines Christen sein; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süsser Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, dass dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, dass ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabei denket, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch' ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniss, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was seh' ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen wie erstarret herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet. —

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiss das Herz leer, kalt.

so lange sie dieses nicht glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil sein; eure Haut soll sich gegen Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden. Zeus, schrien die Esel, du bis allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Sowie es tiefsinnige Geister gab und noch gibt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so gibt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können. (Bd. 6 S. 15.)

2. Die christliche Religion ist bei dem Herr Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologen, und die ungeschickte Eintheilung in *Theologiam dogmaticam* und *moralem.*“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Eintheilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, sie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber, so ausdrücklich als Herr Wieland, darwider erkläret, der gibt zu verstehen, dass er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion blos als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr Wieland wenigstens verräth diesen Vorsatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „dass man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Worten der Schrift reden solle.“ — Und nun sind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooss seiner Kirche aufgenommen! —

Dieses, und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury, den er in seiner Akademie zum klassischen Schriftsteller macht, werden hoffentlich unsere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn Wieland verwickeln lassen. Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange. (Bd. 6 S. 25.)

41. Gottsched und das deutsche Theater.

(Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend. 1759.)

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,* wird läugnen,

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste.

dass die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor G o t t s c h e d zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, dass sich Herr G o t t s c h e d niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die N e u b e r i n blühte und so Mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere S t a a t s- und H e l d e n - A c t i o n e n waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere L u s t s p i e l e bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniss einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und grösste Geist zu sein. Auch war Herr G o t t s c h e d nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und *Oui Monsieur* verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein Schweizerischer Kunstrichter sagt, mit K l e i s t e r und S c h e e r e seinen C a t o; er liess den D a r i u s und die A u s t e r n, die E l i s e und den B o c k im P r o c e s s e, den A u r e l i u s und den W i t z l i n g, die B a n i s e und den H y p o c h o n d r i s t e n ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er liess den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die grösste Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines Französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, dass wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; dass wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und denken gibt; dass das Grosse, das Schreckliche, das Melancholische besser auf

uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; dass uns die zu grosse Einfalt mehr ermüde, als die zu grosse Verwicklung etc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, dass er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, dass er den Addison'schen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, dass er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespeare, keinen Johnsohn, keinen Beaumont und Fletscher etc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiss gewiss, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als dass man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiss. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, dass alles blos der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit grösserer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muss in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet etc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnt worden?

Dass aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen; Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakspear'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust!

(Bd. 6 S. 40.

42. Gottsched's Kern der deutschen Sprachkunst.

(Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend, 1759.)

Den Einfall des Herrn Professor Gottsched, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland zuzuschreiben, muss man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klassischen Grammatik desswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreimal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als dass dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreizehnte gratis obenein zu versprechen. Aber dass sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muss ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht blos lächerlich, es muss ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, dass seine Sprachkunst vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er sein will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen?

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabei verhalten? Sehr leidend; doch scheint es eben nicht, dass sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, dass sie sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen

Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muss, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen? (Bd. 6 S. 170.)

43. Aphorismen aus den Jahren 1759 und 1760.

1. Anmerkungen, die man während dem Studiren macht und nur aus Misstrauen in sein Gedächtniss auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präzision zu geben; Versuche, die man nur zu seiner Uebung waget, — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. (1759. Bd. 5 S. 398.)

2. Dieser schlechte Uebersetzer verlangt, dass man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist, so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft sein muss, den Wortverstand deutlich zu machen!
(1759. Bd. 6 S. 7.)

3. Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen sich zu üben und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniss der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwaige Fähigkeit, dass ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt.
(1759. Bd. 6 S. 8.)

4. Lasst uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, dass die Lehrlinge der Barbirstuben an uns lernen.
(1759. Bd. 6 S. 11.)

5. Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herablässt; denn der Schaden, den sie stiften, ist unbeschreiblich.
(1759. Bd. 6 S. 13.)

6. Der grösste Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, dass man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet. . . . Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniss zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniss derselben auf die Wahrheit zu schliessen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgiltigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat.

(1759. Bd. 6 S. 23.)

7. Die historische Kenntniss der geschehenen Dinge kann durch keine Anstrengung des Genie's heraus gebracht oder gefunden werden! die Sinne und das Gedächtniss müssen hier beschäftigt sein, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann.

(1759. Bd. 6 S. 24.

8. Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiss, dass er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und dass die Kunst des ersteren ein Hilfsmittel für den letzteren, nie aber das Hauptwerk sein müsse. (1759. Bd. 6 S. 27.)

9. Was geht Herrn W. das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie?

(1759. Bd. 6 S. 29.)

10. Wissen Sie denn nicht, dass jetzt ein guter Christ ganz etwas anderes zu sein anfängt, als er noch vor dreissig, fünfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem

Christenthume gezogen hat und weichet allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch. zu schwatzen weiss. Behaupten Sie z. E., dass man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen; alle sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: o so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird. (1759. Bd. 6 S. 121.)

11. Wann werden die schlechten Skribenten einmal aufhören zu glauben, dass nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richterstuhl der Kritik fordert? (1759. Bd. 6 S. 174.

12. Weil ich ihn (Klopstok) für ein grosses Genie erkenne, muss er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiss, dass ein feuriges Pferd auf eben dem Steige sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Esel ohne zu straucheln geht. (1759. Bd. 6 S. 247.)

13. Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht. (1760. Bd. 6 S. 356.)

14. So lange ich noch von meiner Arbeit leben kann, und ziemlich gemächlich* leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sclave eines Amtes zu werden. (1760. Bd. 12 S. 167.)

44. An Ramler.

Breslau, 6. December 1760.

Liebster Freund!

Ich würde mir es nimmermehr vergeben, meine Freunde wegen meines Schicksals so lange in Ungewissheit gelassen zu haben, wenn ich nicht bisher selbst in der grössten Ungewissheit desselben gewesen wäre. Endlich weiss ich, woran ich bin, und Herr Voss wird Ihnen von meinen jetzigen Umständen so viel erzählen

können, als Sie nur wissen wollen. Erlauben Sie mir immer, dass ich Sie an ihn verweise; ich kann unmöglich dergleichen Kleinigkeiten mehr als einmal schreiben. Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluss *) wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, liebster Freund, was ich alsdann zu mir selbst sage? „Narr!“ sage ich und schlage mich an die Stirn: „wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, dass dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; dass du die Freunde hier nicht findest, die du da verlassen; dass du wenig Zeit haben wirst, zu studiren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warest du nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, dass deine Freunde deiner satt sein müssten? dass es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? dass man nicht blos den Kopf, sondern, nach dem dreissigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! dieser ist geschwinder gefüllt, als jener. Und alsdann; alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder bei deinen Freunden und studirst wieder. O wenn dieses alsdann schon morgen wäre!“ — — Und so, liebster Freund, macht mich die Hoffnung allgemach wieder ruhig; macht, dass ich meinen gethanen Schritt billige; macht, dass ich mir schmeichle, auch meine Freunde werden ihn billigen. Sie kennen mich; und wenn ich nicht zu loben bin, so bin ich doch wenigstens zu entschuldigen. Versichern Sie mich dessen ja bald! Ihre Briefe werden ein grosses beitragen, dass ich mir wenigstens die Reue, die unnützeste von allen unangenehmen Empfindungen, erspare. Denn wenn Sie mir oft schreiben, so werde ich Sie seltener vermissen. Ich mache meinen Ueberschlag so: Wenigstens immer um den dritten Tag vertrieben wir einer dem andern eine Stunde; jeder von uns wende diese Stunde auf einen Brief; und so habe ich für eine glückliche Stunde zwei: die, da ich an Sie schreibe, und die, da ich Ihre Antwort erhalte. An Stoff soll es uns nicht fehlen, so lange unsere Freundschaft dauert, so lange Horaz und alte deutsche Dichter in der Welt sind. Ich habe von den letzern schon verschiedene hier bekommen, die ich sehr werth halte. Wollen Sie, dass ich Ihnen künftig etwas davon schreiben soll? Recht gern; aber mit der

*) Lessing war nach Breslau als Sekretär des General von Tauenzien gegangen.

Bedingung, dass ich gleich mit dem ersten Briefe eine Horazische Ode von Ihnen erhalte!

Und nun? Was machen unsere Freunde? Was macht mein lieber Gase und sein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, seinen Kindern (hier wird er sich ein väterliches Air geben) und Allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manchesmal lustig gewesen sind; vornehmlich der Madame Therbusch. — Und alsdann, unsern Klub nicht zu vergessen! Alle Freitag Abends klopft mir das Herz und ich weiss nicht, was ich darum gäbe, wenn ich mich noch jetzt alle Wochen einmal in Gesellschaft so vieler, rechtschaffener Leute satt essen, satt lachen und satt zanken könnte; besonders über Dinge satt zanken könnte, die ich nicht verstehe. Mein grosses Compliment an die Herren Quanz und Agricola. Die griechische Musik war doch besser, als die auf den Breslauischen Kaffeehäusern! — Unsern lieben Krause rechne ich mit zum Klub. Ich bin jetzt in seinem Vaterlande, und bei Gott! er hat recht wohl daran gethan, dass er in Schlesien jung geworden ist!

Noch ein Wort von meinen kleinen häuslichen Angelegenheiten. Haben Sie die Gütigkeit, liebster Freund, und kündigen Sie meiner Wirthin mit dem jetztlaufenden Monate das Quartier auf. Ich werde Ihnen mit nächstem Posttage eine Assignation schicken, um zu ihrer Bezahlung das nöthige Geld zu heben. Ich werde Ihnen Mühe machen; aber ich weiss, Sie verzeihen es mir.

Leben Sie wohl, liebster Freund; und wenn Sie an Gleim schreiben, und Gleim an Sie schreibt, und auch ein Wort von mir an Sie schreibt: so will ich mich Gleim bestens empfohlen haben.

Ach! bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Ich reisete durch Frankfurt, und wollte das Grab unseres Freundes sehen. — Doch die Geschichte dieser Wallfahrt verdient einen eigenen Brief. Sie sollen sie ehestens haben.

Leben Sie nochmals wohl. Ich bin

(Bd. 12 S. 169.) der Ihrige L.

45. An Nicolai.

Breslau, 22. October 1762.

Liebster Freund!

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu schreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erste: ich kann unmöglich länger Ihre

Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als ein Almosen wollen zukommen lassen, —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft: aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, dass er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel sein soll? Wenn Sie mit keinem andern Wechsel über's Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Kapitalistin werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapitale geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden; so dass, je länger ich nicht antworte, desto grösser Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Lassen Sie uns noch drei Jahre münzen, und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. *O Jane Patulci claudantur* — vor allen Dingen meine Parenthesis) — —: — So muss ich mir schon gefallen lassen, Sie als Antworten zu erpressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Noth. Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgarten'schen Kataloge —

(Der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dysenterie gestorben. Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstruction, Constipation — wie heisst das griechische Wort! Schlagen Sie Hebenstreits Anhang zu Woyts medizinischem Lexico nach; da finden Sie es ganz gewiss. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt — so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch

bekommt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiss noch von mir zu sehen. Nämlich *Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere*
legere
vivere desiisset, *collegit vir cum paucis sic stultis comparandus*, *Gotth. Ephr. Lessing etc.* Aus diesem Kataloge habe ich vor der Hand nichts gezogen, — sondern aus dem Baumgarten'schen Kataloge) — — gezogen habe, und die ich alle haben muss. Seien Sie also so gut, und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie los bitten:

Madame Nicolai!

„Unbekannter Weise — das ist ein Glück für mich; denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur grossen Ehre, die Selbstüberwindung zu haben, und zu erlauben, dass Ihr Mann —— Ihr lieber Mann, sollte ich sagen; denn ich erinnere mich, dass Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — — dass Ihr lieber Mann also — — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. — Es bleibt also bei dem ersten — dass Ihr Mann schlechtweg, so lange als die Baumgarten'sche Auction dauert — es ist keine Möbel-Auction, Madame; wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken, — sich alle Nachmittage ein paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut sein und Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut sind und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muss freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es ohnedies, herzlich schlecht Geld; so schlecht, dass man sich ein Gewissen daraus machen muss, seine alten Schulden damit zu be-

zahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unserer Freunde ist ansteckend. — Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen grossen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war ausser Massen unentschlüssig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau sein wollen — Ich muss toll im Kopfe sein, dass ich heute alles ohne Ueberlegung hinschreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will, mir dürfen Sie weder den Sonnenschein noch den Sturm zuschreiben. — Aber wieder auf die Auction zu kommen! — Steht Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Auction; — steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein. — Er mag gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu verdanken haben. — Empfangen Sie also meinen Dank. — Ich pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das ist nicht möglich; und in fester Ueberzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich, Madame, Dero unbekannter Weise

ganz ergebenster Diener.“

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, dass Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen; aber diesen können Sie immer bestellen. — Sie gehen also in die Auction, und erstehen mir die Bücher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel verauctionirt; ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notirt habe, müssen Sie mir um Gottes Willen nicht weglassen.*) Ich muss sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt.

*) Das war halb in Scherz, halb in Ernst gesagt. Er hatte bei der sehr grossen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preise bestimmt, sondern mir überlassen, wie viel ich wollte bieten lassen. Bei einigen Büchern aber hatte er bemerkt, dass er sie schlechterdings haben wollte.

absolut; und die linke schnippt mit den Fingern dazu: es ist also mein Ernst. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erstes *Aviso* assigniren. Darauf können Sie sicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beitrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung*) verspräche. — Und *à propos*, ich verspreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Musäus schicken, wobei die griechischen Scholien sind.**) Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muss vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich sie wieder fliegen lasse. — Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht schliessen, denn eben muss ich fort —

(Bd. 12 S. 178.) Ihr ergebenster Freund L.

46. Hochzuehrender Herr Vater!

Breslau, 30. November 1763.

Ich bin die Antwort auf zwei Dero Briefe, die mir allezeit höchst werth und angenehm sind, ungern so lange schuldig geblieben. Unbässlichkeit und Beschäftigungen haben mir eine Zeitlang nur sehr wenig freie Augenblicke gelassen, und ich befinde mich auch noch jetzt weder wohl noch müssig genug, meiner

Unglücklicher Weise hatte er diese meistens griechischen und englischen Bücher sich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniss durchgelaufen, auf einen Zettel geschrieben, und vorher schon einem andern Freunde auf diese Bücher ungemessene Commission gegeben, aber dies nachher vergessen, als er sich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwei Personen, zum allgemeinen Erstauen, bis 60 oder 70 Thlr. hinaufgetrieben. Da erklärten sich beide bietende Personen, dass sie ungemessene Commission hätten, und das Buch nicht könnten fahren lassen. Als sie, um aus einander zu kommen, von einander zu wissen verlangten, für wen sie böten, fand sich, dass sie beide für Lessing geboten hatten. Nicolai.

*) Ich gab damals eine Sammlung vermischter Schriften und Abhandlungen heraus, worin auch verschiedene Uebersetzungen waren. Nicolai.

**) Ich schickte ihm meinen Musäus; aber der Beitrag zu den Briefen über die Literatur ist nicht erfolgt. Nicolai.

Schuldigkeit anders, als nur in der möglichsten Eile, ein Genüge zu leisten.

Ich hoffe, dass meine werthesten Eltern von mir überzeugt sind, wie ich nichts eifriger als das Wohlergehen meiner Geschwister wünsche. Ich will mit Vergnügen alles mit ihnen theilen, was ich habe, und so lange ich etwas habe. Nur weiter kann ich mich nicht einlassen. Ich bin weder im Stande, ihnen zu ihrem Fortkommen einigen Rath zu ertheilen, noch an ihrer Versorgung und ihrem Unterkommen zu arbeiten. Noch weniger kann ich, in den jetzigen Umständen, einen von ihnen zu mir nehmen. — So ungern ich selbst jederzeit von andern Leuten sogenannten guten Rath angenommen habe; so zurückhaltend bin ich mit meinem eigenen, und ich will lieber Jedem, der es bedarf, meinen letzten Groschen geben, als ihm sagen: thue das, thue jenes. Wer seine Jahre hat, muss selbst wissen, was er thun kann, was er thun muss; und wer erst hören will, was andere Leute zu seinen Anschlägen sagen, der hat blos Lust, Zeit zu gewinnen, und indess andere zu fassen. So scheint es auch mit Gottloben gewesen zu sein. Was hätte es geholfen, wenn ich gleich auf den vorhergehenden Brief meine Meinung über seine russische Reise gesagt hätte? Indem meine Meinung unter Weg gewesen wäre, hatte er sich schon anders besonnen. Ich will damit nicht sagen, dass es nicht eben so gut sei, dass er sich anders besonnen; sondern blos, dass mein guter Rath entweder überflüssig oder vergebens gewesen wäre. Es ist wahr, ich habe ihm versprochen, wenn mir hier eine Gelegenheit für ihn aufstossen sollte, seiner eingedenk zu sein. Aber ihn so lange zu mir zu nehmen, bis sich eine dergleichen Gelegenheit finden möchte, habe ich ihm nicht versprochen. Es geht auch gar nicht an. Erstlich erfordern sowohl meine jetzigen Geschäfte, als mein Studiren, dass ich nothwendig allein sein muss. Zweitens betrachten mich meine werthesten Eltern, als ob ich schon hier in Breslau etablirt wäre; und dieses bin ich doch so wenig, dass ich gar leicht meine längste Zeit hier gewesen sein dürfte Ich warte nur noch einen einzigen Umstand ab, und wo dieser nicht nach meinem Wollen ausfällt, so kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. Ich hoffe ohnedem nicht, dass Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren am Nagel gehangen, und wolle mich blos elenden Beschäftigungen *de pane lucrando* widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdig-

keiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, dass ich wieder in mein Gleis komme. Alles was ich durch meine jetzige Lebensart intendirt habe, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt; ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich ersparen konnte, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will. Ob ich sonst noch einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiss ich selbst noch nicht. Wenigstens werden sie mir nebst dem wenigen, was ich aus meinem gewonnenen Processe erhalte, sehr wohl zu Statten kommen, damit ich ein paar Jahre mit desto mehr Gemächlichkeit studiren kann. Indess soll mich dieses nicht hindern, für meine Brüder mein Aeusserstes zu thun. Sie müssen aber auch nur selbst etwas für sich thun. Besonders meine ich Gottloben. Dass er sich gar noch obendrein mit seinem übrigen Geschwister zu Hause nicht verträgt, ist ein Punkt, der meine Liebe gegen ihn gewaltig mindert. Liegt die Schuld an ihm, so würde er mir es nicht besser machen. Doch ich denke noch immer das Beste von ihm, und würde mich dieses nicht abschrecken lassen, ihn um mich zu wünschen, wenn es die übrigen Umstände erlaubten. Geschieht es, dass ich eine gewisse Absicht erreiche, und dass mein Schicksal nach meinem Wunsche entschieden wird: so soll es das erste sein, dass ich Gottloben kommen lasse. Bis dahin würde er mir zur Last sein, ohne dass ihm geholfen wäre. Er muss sich bis Ostern gedulden, und wie gesagt, alsdann wollen wir erst sehen, wie es mit mir selbst stehet.

Dem Herrn Vetter Feller werde seine Forderung an den Herrn von Schwenigen mit nächsten von Leipzig aus bezahlen lassen. Haben Sie die Gütigkeit ihm dieses melden zu lassen. Auch Carlen will ich des nächsten seine Zubusse übermachen. Man hat mir gesagt, dass er umgesattelt, und nunmehr Jura studiren will.

Meiner lieben Schwester danke ich für das überschickte Präsent. Ich will ihr gern ein anderes dagegen machen, aber sie muss mir schreiben, was sie haben will.

Ich wünsche meinen werthesten Eltern beständige Gesundheit, und werde mich freuen, auf das baldigste angenehme Nachrichten von ihnen zu erhalten. Der ich Zeitlebens verharre,

(Bd. 12 S. 188.) Deroselben gehorsamster Sohn Gotthold.

47. An Ramler.

Breslau, 20. August 1764.

Liebster Freund!

Ihr Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat mir seinen Besuch doppelt angenehm gemacht. Ich muss ihn nicht ohne Antwort abreisen lassen, damit er wiederum das Vergnügen haben kann, Sie zu besuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitsch wohl erhalten haben. Er war so gütig, für Herrn Voss etwas mitzunehmen; von welchem ich sehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Ried haben mir versichert, dass Sie sich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabei, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, sag' ich; denn seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für schlimmer, als das krank sein. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist, und vegetirt, und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist. Wenn es nicht besser, als meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch sein, dass ich zu lange gefeiert hätte. — Sie sollen der erste sein, von dem ich mein Urtheil erwarte. Leben Sie wohl, liebster Freund, und behalten Sie mich lieb, Ihren getreuesten

(Bd. 12 S. 197.) L.

48. Hochzuehrender Herr Vater!

Breslau, 10. Januar 1765.

Es würde unverzeihlich sein, wenn ich es noch länger anstehen liesse, meinen werthesten Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir so theuren Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillschweigen werden Sie mir gütigst verzeihen; Arbeit und Verdruss und meine bevorstehende Veränderung haben mich, so zu reden, meiner selbst vergessen

gemacht, und ich werde nun schon auch nicht eher wieder zu mir selbst kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieses sind denn auch die Ursachen, warum ich den Besuch meines Bruders Karl verbitten muss. Ich möchte ihn zwar sehr gern sprechen, aber die Zeit verstattet es jetzt nicht, und ich muss mir dieses Vergnügen schon bis auf das Frühjahr versparen, da ich ganz gewiss auf einige Tage nach Hause zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daselbst nur erst in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht widerrathen. Wenn er nur weiss, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, dass ich dieses so gerade heraus sagen muss, aber es würde ihm schädlich sein, wenn er sich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerschen Processe sind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das ist ausser meiner Bibliothek und meinen Sachen mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geschmolzen sein wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbei ein Brief an ihn von einem seiner Universitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm schuldig gewesen, mit 28 Rthlr. 12 Gr. hiesigem Courant bezahlt habe. Ich wünschte sehr, ich könnte ihm seine übrigen Schulden auch tilgen. Aber, wie gesagt, ich kann nichts versprechen. Ich bin zwar willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkaufen, ich habe auch sonst noch einige kleine Forderungen aussen stehen. Aber alles das ist nichts gewisses, und auf der Universität muss man auf etwas gewisses rechnen können. Geht es mir indess damit, wie ich denke, so kann er versichert sein, dass ich seiner nicht vergessen werde.

Auch Gottlob hat an mich geschrieben. Er äussert nicht viel Zufriedenheit mit seinen gegenwärtigen Umständen. Er will wieder weg, und ich soll ihm rathen. Wenn sich doch nur eines guten Raths wegen Niemand an mich wenden wollte! Ich kann Niemand rathen, und will Niemand rathen. In Wahrheit, ich weiss nicht, was ich ihm antworten soll, und daher werde ich ihm gar nicht antworten müssen. Könnte ich ihm helfen, so wollte ich es von Grund der Seele gerne thun; aber wie und womit?

Ich wünsche zu dem angetretenen neuen Jahre meinen werthesten Eltern und sämmtlichen Geschwistern alles Wohlergehen.

Ihnen besonders, liebster Vater, wünsche ich noch viele gesunde und vergnügte Jahre, welche die Vorsicht Ihnen von der Zahl der meinigen zulegen wolle. Schenken Sie nur ferner Ihre Liebe

(Bd. 12 S. 200.) Dero gehorsamsten Sohne Gotthold.

49. Hochzuehrender Herr Vater!

Berlin, 4. Juni 1765.

Ich bin zwar bereits vor sechs Wochen glücklich in Berlin angelangt; ich habe aber durch die Nachlässigkeit und Untreue meines neuen Bedienten, den ich mit meinen Sachen von Breslau anher gehen lassen, alles Meinige in solcher Verwirrung gefunden, und dadurch so viel verdriessliche Abhaltungen bekommen, dass es mir unmöglich gewesen, an die Erfüllung meines Versprechens eher zu denken.

Endlich thue ich es, und übersende dem Bruder Karl beigehend 50 Rthlr., über deren Anwendung ich mich in meinem Briefe an ihn näher erkläre. Was ich hiernächst meiner Schwester versprochen, habe ich nicht vergessen; ich werde es auch nicht vergessen; ich bitte Sie aber nur, noch einige Geduld mit mir zu haben. Denn ich fühle mich jetzt ein wenig gar zu sehr entkräftet, indem mich meine gemachte Veränderung und die hiesige Einrichtung unglaublich viel kosten. Sie ist eine zu gute Schwester, als dass sie es übel nehmen sollte, wenn ich das Dringendste zuerst besorge.

Ich hoffe und wünsche, dass Sie sich allerseits noch bei vollkommenem Wohlsein befinden. Dass die Sache mit dem Schönbach einen so erwünschten Ausgang gewonnen, ist mir wegen des Antheils, den Sie daran nehmen müssen, sehr angenehm zu hören gewesen. Ich glaube doch, dass sich Theophilus nunmehr um die Stelle bewerben wird. Aus Caprice muss er es wenigstens nicht zu thun unterlassen. Es ist Satisfaction genug für ihn, dass die, so ihm zuwider gewesen, so schimpflich angelaufen.

Mein Vorsatz nach Dresden zu kommen, bleibet noch fest. Nur dürfte es nunmehr einige Monate später geschehen. Ich muss meine Bibliothek zuvor hier in Ordnung haben, auch vorher noch etwas drucken lassen, ohne welchem meine Reise vergebens sein würde.

Hiemit empfehle ich mich meinen werthesten Eltern und verharre Zeitlebens Dero gehorsamster Sohn

(Bd. 12 S. 203.) Gotthold.

50. Hochzuehrender Herr Vater!

Berlin, 20. März 1766.

Dero Letzteres, aus welchem ich mit vielem Vergnügen Dero und der Frau Mutter Wohlbefinden ersehen, würde ich unfehlbar gleich mit dem Fuhrmanne beantwortet haben, wenn solcher, als er es abgegeben, uns zu Hause getroffen hätte, und es uns also nicht erst zu Händen gekommen wäre, als er schon wieder abgereiset war. Ich bedauere sehr, dass man noch immer fortfährt, Ihnen Unruhe und Verdruss zu machen, und dass Sie dadurch genöthiget worden, bei dem Richter dessfalls Hülfe zu suchen. Ich bin zwar nicht dafür, dass man an Feinden, die nichts als Verachtung verdienen, wegen boshafter Verleumdungen gerichtliche Genugthuung suchen soll; es kann aber freilich wohl Umstände geben, in welchen man seinen guten Namen nicht anders zu retten weiss, und da ich überzeugt bin, dass Klagen und Processiren Ihre Sache sonst gar nicht ist, so bin ich versichert, dass auch die Umstände von der Art gewesen. Inzwischen, da man doch nur in der Absicht klaget, um Genugthuung zu erhalten, so sollte ich denken, es wäre eines, ob sich der Schuldige selbst zu dieser Genugthuung verstünde, oder ob er vom Richter dazu gezwungen würde. Ist also die Beleidigung und Beschimpfung nicht allzu öffentlich geschehen, so wäre mein Rath, Sie liessen es dabei bewenden, wenn der Püschel in Gegenwart einiger Zeugen seine Verleumdungen zurücknähme. Ohne dieses den Process aber so schlechthin hängen zu lassen, dazu rathe ich nicht. Alles kömmt dabei auf Ihre künftige Ruhe und auf das an, was man sich von einem versöhnten Feinde, von dem Charakter wie Püschel, zu versprechen habe. Ich kenne ihn zu wenig, und darf es also kaum wagen, seinetwegen etwas positives zu rathen. Scheint es sein wahrer Ernst, in Zukunft friedlich mit Ihnen zu leben, so wäre es allerdings gut, wenn man ihn nicht auf das äusserste brächte. Gedenkt er aber nur, Sie vor jetzt auf eine Zeitlang los zu werden, weil er sich auch von andern Seiten angegriffen zu werden

fürchtet und besorget, dass Sie ihm auch auf diesen andern Seiten entgegen sein würden, so verdient er im geringsten keine Nachsicht, sondern was Sie mit ihm einmal angefangen, müssen Sie mit ihm durchsetzen. Sie werden dieses selbst aus den Umständen am besten schliessen können; auf diese kommt alles an, ich nur bin zu wenig davon unterrichtet. Dero gehorsamster Sohn

(Bd. 12 S. 204.) Gotthold.

51. Vorrede zum Laokoon. *)

(1766.)

Der erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen und entdeckte, dass es bei beiden aus einerlei Quelle fliesse. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken, sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, dass einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; dass also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruht das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter fünfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit

*) Der Titel des Laokoon lautet: Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte.

aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muss.

Falls Apelles und Protogenes in ihren verlornen Schriften von der Malerei die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätiget und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, dass es mit der Mässigung und Genauigkeit wird geschehen sein, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian in ihren Werken die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstrassen verwandelten; sollten auch die kürzeren und sicherern Landstrassen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, dass die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sei, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, dass man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führet, übersehen zu müssen glaubet.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergassen sie nicht einzuschärfen, dass, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, (Ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt sein; alles was in der einen gefällt oder missfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder missfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die darin bemerkten Abweichun-

gen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nach dem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja, diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführet. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeuget; indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Masse sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, dass sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. An systematischen Büchern haben wir Deutsche überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen grossen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Gesners Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist, als das Baumgartensche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte tragen weniger zu meiner Absicht bei, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, dass ich unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife; sowie ich nicht dafür stehe, dass ich nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte. (Bd. 6 S. 361.)

52. Beruf der Malerei.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

Es sei Fabel oder Geschichte, dass die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiss, dass sie den grossen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben, so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbs, das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst musste in seinem Werke entzücken, er war zu gross, von seinen Betrachtern zu verlangen, dass sie sich mit dem blosen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich Niemand sehen will“, sagt ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sei so ungestalten wie möglich; ich will dich doch malen. Mag dich schon Niemand gern sehen, so soll man doch mein Gemälde gern sehen; nicht in so fern es dich vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiss.“

Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als dass nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreikus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie liessen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Hässliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, lebte in der verächtlichsten Armuth. Und Pyreikus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätten, Esel und Küchenkräuter mit allem dem Fleisse eines niederländischen Künstlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reiz hätten, und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, des Kothmalers; obgleich der wol-

lüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zu Hilfe zu kommen. Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung in's Hässlichere bei Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und selbst vom Junius, gehalten wird. Es verdammte die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der hässlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Karrikatur. (Bd. 6 S. 368.)

53. Gesetz der Schönheit.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

. . . Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte blos festsetzen, dass bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei.

Und dieses festgesetzt, folget nothwendig, dass alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet sein müssen.

Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die hässlichsten Verzerrungen äussern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, dass alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Masses von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, dass sie nie eine Furie gebildet haben.*)

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es

*) Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken: man übersehe die noch vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde: und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.

der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte; bei dem Künstler nur der ernste.

Jammer ward in Betrübniss gemildert. Und wo diese Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben so verkleinernd als entstellend gewesen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllete, ist bekannt, und es sind viel artige Dinge darüber gesagt worden. Er hatte sich, sagt dieser, in den traurigen Physignomien so erschöpft, dass er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, sagt jener, dass der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sei. Ich für mein Theil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers, noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affects verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wusste, dass sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äussert, die allezeit hässlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden liess, so weit trieb er ihn. Das Hässliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Composition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, liess er errathen. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beispiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er muste ihn also herab setzen; er musste Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellet. Denn man reisse dem Laokoon in Gedanken nur den

Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreien, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflösste, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine hässliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne dass die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süsse Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die blose weite Oeffnung des Mundes — bei Seite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerret und verschoben werden, — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewiess wenig Geschmack, als er einen alten bärtigen Kopf mit aufgerissenem Munde für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab. Muss ein Gott schreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriss des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, dass Ajax in dem nur gedachten Gemälde des Timanthes sollte geschrieen haben. Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerte des Siegers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreien öffnen. (Bd. 6 S. 371.)

54. Auffassung des bildenden Künstlers.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte, brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermassen betrachtet zu werden: so ist es gewiss, dass jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel lässt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augen-

blick der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeusserste zeigen, heisst der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören, wenn er aber schreiet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer: so muss er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lässt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, dass sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, dass sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, dass mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder grauet. La Mettrie, der sich als einen zweiten Demokrit malen und stechen lassen, lacht nur die erstenmale, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspresset, lässt entweder bald nach, oder zerstöret das leidende Subject. Wenn also auch der geduldigste standhafteste Mann schreiet, so schreiet er doch nicht unablässlich. Und nur dieses scheinbar Unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens musste der Künstler des Laokoon vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheint Timomachus Vorwürfe des äussersten Affects am liebsten gewählet zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemälde.

Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, dass er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeusserste nicht sowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, dass uns die Verlängerung derselben in der Kunst missfallen sollte, vortrefflich verstanden und mit einander zu verbinden gewusst hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpfet. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald blos die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, dass wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit grosse und häufige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen, und so diesem flüchtig überhingehenden Grade der äussersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter, der ihn dessfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Durstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker mit dir auch im Gemälde!“ setzt er voller Verdruss hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus lässt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen. Ajax erschien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da sitzt, und den Anschlag fasset, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax; nicht weil er eben jetzt raset, sondern weil man sieht, dass er geraset hat; weil man die Grösse seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die

er nun selbst darüber empfindet. Man sieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

(Bd. 6 S. 375.)

55. Französischer Triumph über die Alten.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischet. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubet sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten musste. — O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern. Chataubrun gibt dem Philoktet Gesellschaft. Er lässt eine Prinzessin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bei sich; ein Ding, von dem ich nicht weiss, ob es die Prinzessin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür lässt er schöne Augen spielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen sein. Nichts hingegen ist ernsthafter als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weiss einen gewissern Weg zu unsern Herzen: er lässt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzessin abziehen müssen. Dieses hiessen denn auch die Pariser Kunstrichter, über die Alten triumphiren, und einer schlug vor, das Chataubrunsche Stück *la Difficulté vaincue* zu benennen.

(Bd. 6 S. 383.)

56. Malerische Erzählung und malerische Handlung.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein an-

deres sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein: so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probiersteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen.

Fern sei es, diesem Einfalle, auch nur durch unser Stillschweigen, das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheinet wirklich, dass das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die grösste Aehnlichkeit sein, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müsste, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen grossen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorene Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi desswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der grössten Artisten beschäftiget hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzet die mannigfaltigen Theile desselben, ohne dass sie ihrerseits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es gibt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten eben so unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Man lässt sich blos von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, dass wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewusst werden als seiner Worte, heisst malerisch, heisst ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahiren lassen.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeiget, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Klassen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilientag ist voller musikalischen Gemälde, die den Pinsel müssig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als dass die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden blos sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, dass manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den grössten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, dass, wenn man nicht wüsste, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte. Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Senne an, öffnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mit sammt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne nahet sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der grosse geründete Bogen schlägt tönend auseinander, die Senne schwirret, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muss dieser sein. Ob schon beide Vorwürfe, als sichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig sind; so findet sich

doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, dass jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muss: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muss sich mit Handlungen neben einander, oder mit blosen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schliesse so. Wenn es wahr ist, dass die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniss zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heissen Körper. Folglich sind Körper, mit ihren sichtbaren Eigenschaften, die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heissen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst

bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muss daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muss daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fliesst die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlusskette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen lässt sich die grosse Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegen gesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, dass der Maler, da wo Homer malet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und dass seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaftem Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter lässt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müsste, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiss durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muss, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muss ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so musste in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muss sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den grossen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen, und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

(Bd. 6 S. 435.)

57. Die Schönheit der Helena.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

Zeuxis malte eine Helena und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homer, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malerei und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beide verdienten gekrönet zu werden.

Denn so wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, blos in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Maler uns die Schönheit nach nichts als ihren Bestandtheilen, und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgend einem andern Hilfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde bestand aus einer einzigen Figur der Helena, die nackend da stand. Denn es ist wahrscheinlich, dass es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona malte.

Man vergleiche hiermit wundershalber das Gemälde, welches Caylus dem neuern Künstler aus jenen Zeilen des Homer vorzeichnet: „Helena, mit einem weissen Schleier bedeckt, erscheinet mitten unter verschiedenen alten Männern, in deren Zahl sich auch Priamus befindet, der an den Zeichen seiner königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist muss sich besonders angelegen sein lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen. Die Scene ist über einem von den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes kann sich in den freien Himmel oder gegen höhere Gebäude der Stadt verlieren; jenes würde kühner lassen, eines aber ist so schicklich wie das andere.“

Man denke sich dieses Gemälde von dem grössten Meister unserer Zeit ausgeführet und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schliessen soll? *Turpe senilis amor;* ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein ekler Gegenstand. Den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt,

der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schänden. Sie bekennen ihr Gefühl und fügen sogleich hinzu:

Ἀλλὰ καὶ ὥς, τοίη περ ἔουσ᾽, ἐν νηυσὶ νεέσθω,
*Μηδ᾽ ἡμῖν τεκέεσσι τ᾽ ὀπίσσω πῆμα λίποιτο.**)

Ohne diesen Entschluss wären es alte Gecke; wären sie das, was sie in dem Gemälde des Caylus erscheinen. Und worauf richten sie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verschleierte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier lassen können. Zwar Homer gibt ihr denselben ausdrücklich:

Αὐτίκα δ᾽ ἀργεννῇσι καλυψαμένη ὀθόνῃσιν
Ὡρμᾶτ᾽ ἐκ θαλάμοιο — —**)

aber, um über die Strassen damit zu gehen; und wenn auch schon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe sie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben scheinet, so war es nicht das erstemal, dass sie die Alten sahen; ihr Bekenntniss durfte also nicht aus dem jetzigen augenblicklichen Anschauen entstehen, sondern sie konnten schon oft empfunden haben, was sie zu empfinden bei dieser Gelegenheit nur zum erstenmale bekannten. In dem Gemälde findet so etwas nicht statt. Wenn ich hier entzückte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzückung setzt; und ich werde äusserst betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie gesagt, eine vermummte, verschleierte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weissen Schleier und etwas von ihrem proportionirten Umrisse, soweit Umriss unter Gewändern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, dass ihr Gesicht verdeckt sein sollte, und er nennet den Schleier blos als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: *Helene couverte d'un voile blanc*), so entstehet eine andere Verwunderung bei mir: er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im

*) Dennoch kehr', auch in solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimat,
Dass nicht uns und den Söhnen hinfort nachbleibe der Schaden!

**) Schnell in den Schleier gehüllt von silberfarbener Leinwand,
Flog sie hinweg aus der Kammer — — (Voss.)

Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtsam sich nähernd — Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Künstlern so etwas geläufiges, dass sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr als Schönheit? Und sind wir auch in Gemälden schon gewohnt, so wie auf der Bühne die hässlichste Schauspielerin für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äussert?

In Wahrheit; das Gemälde des Caylus würde sich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten. (Bd. 6 S. 472.)

58. Das Ekelhafte.

(Aus dem Laokoon. 1766.)

Pordenone lässt, in einem Gemälde von dem Begräbnisse Christi, einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. Richardson missbilliget dieses desswegen, weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, dass sein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bei der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, sei es dem Maler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, dass sein Körper schon gerochen habe. Mich dünkt diese Vorstellung auch hier unerträglich; denn nicht blos der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erweckt Ekel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir schon den Schnupfen haben. Doch die Malerei will das Ekelhafte nicht des Ekelhaften wegen; sie will es, so wie die Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Hässlichen in diesem Falle angemerkt habe, gilt von dem Ekelhaften um soviel mehr. Es verlieret in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann sich also auch dort mit den Bestandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermischen, als hier; sobald die Ueberraschung vorbei, sobald der erste gierige Blick gesättigt, trennt es sich wiederum gänzlich und liegt in seiner eigenen cruden Gestalt da. (Bd. 6 S. 493.)

59. An Gleim.

Berlin, 1. Februar 1767.

Liebster Freund!

Ihr Brief vom 6. p. hat mich in Hamburg gesucht, als ich von da schon wieder weg war. Erst gestern habe ich ihn retour erhalten, und ich hoffe also Verzeihung, dass ich ihn so spät beantworte.

Ich weiss nicht, wo ich anfangen soll: so vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hinzugehen, — wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige, vom grössten bis zum kleinsten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Missvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloss, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit der Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben, für den grossen Haufen unserer Leser, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Aussicht habe ich in Hamburg. Ihnen muss ich hauptsächlich davon schreiben. — Kennen Sie einen ge-

wissen Herrn B o d e daselbst? Er ist ein Freund von Herrn Z a c h a r i ä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir gesagt, dass er auch Ihnen bekannt zu sein die Ehre habe. Dieser Mann legt in Hamburg eine Druckerei an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz auf eine oder die andere Weise gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm schon vorläufig davon gesprochen. Er ist zu allem bereit. Melden Sie mir also, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlassen soll? Er ist ein ehrlicher Mann. Es sollte mir lieb sein, wenn ich auf diese Weise etwas beitragen könnte, dass Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiss, wie lange wir athmen. Wir müssen machen, dass wir um so viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebster Freund!

Ihre Bücher sende ich Ihnen nächstens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird springen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, dass ich mich ihrer entschlagen muss, dass ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muss, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünschte, dass Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüssten, der mir wenigstens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das *Journal des Savans* bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den *Mercure de France* bis auf 1758, in 254 Bänden; die *Acta Eruditorum*, die *Années litteraires de Freron*, kurz einen Prass von solchen Werken von siebentehalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Last sind, und die man doch nur selten so vollständig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, sind überall zu haben. Schade, dass der Graf von Wernigerode nur Bibeln sammelt!

Mit einem Anschlage auf Cassel ist es also nichts. Ich sage dem Herrn Kammerherrn v o n S p i e g e l für die Mühe, die er sich desshalb gemacht hat, gehorsamsten Dank.

Ich wünschte selbst, ich wäre mit Ihnen in Dresden gewesen. Wenn es mir nur einigermassen möglich ist, so reise ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herr v o n H a g e d o r n persönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, so wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken

an seinen Bruder denkt. Der Mann muss noch etwas besseres gewesen sein, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, werthester Freund und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferspiel fertig ist, so soll es Schuch nicht haben, sondern ich will es haben, und es in Hamburg aufführen lassen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer Ihr ergebenster Freund

(Bd. 12 S. 210.) L.

60. Ankündigung der hamburgischen Dramaturgie.

(Hamburg den 22. April 1767.)

Es wird sich leicht errathen lassen, dass die neue Verwaltung des hiesigen Theaters die Veranlassung des gegenwärtigen Blattes ist.

Der Endzweck desselben soll den guten Absichten entsprechen, welche man den Männern, die sich dieser Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beimessen kann. Sie haben sich selbst hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeusserungen sind, sowohl hier, als auswärts, von dem feinern Theile des Publikums mit dem Beifalle aufgenommen worden, den jede freiwillige Beförderung des allgemeinen Besten verdienet, und zu unsern Zeiten sich versprechen darf.

Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabsichten sich wider die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid, um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen, bemüht ist: so müssen sie wissen, dass sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind.

Glücklich der Ort, wo diese Elenden den Ton nicht angeben; wo die grössere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verstattet, dass das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwitzes werden!

So glücklich sei Hamburg in allem, woran seinem Wohlstande und seiner Freiheit gelegen: denn es verdienet, so glücklich zu sein.

Als Schlegel zur Aufnahme des dänischen Theaters — (ein deutscher Dichter des dänischen Theaters!) — Vorschläge that, von welchen es Deutschland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, dass ihm keine Gelegenheit gemacht worden, sie zur Aufnahme des unserigen zu thun: war dieses der erste und vornehmste, „dass man den Schauspielern selbst die Sorge nicht überlassen müsse, für ihren Verlust und Gewinnst zu arbeiten.“ *) Die Prinzipalschaft unter ihnen hat eine freie Kunst zu einem Handwerke herabgesetzt, welches der Meister mehrentheils desto nachlässiger und eigennütziger treiben lässt, je gewissere Kunden, je mehrere Abnehmer, ihm Nothdurft oder Luxus versprechen.

Wenn hier also bis jetzt auch weiter noch nichts geschehen wäre, als dass eine Gesellschaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu lassen, sich verbunden hätte: so wäre dennoch, blos dadurch, schon viel gewonnen. Denn aus dieser ersten Veränderung können, auch bei einer nur mässigen Begünstigung des Publikums, leicht und geschwind alle andere Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf.

An Fleiss und Kosten wird sicherlich nichts gesparet werden; ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muss die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur dass sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.

*) Werke, 3. Theil S. 252.

Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat: aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe, natürlicher Weise, noch weiter entfernt: und ich fürchte sehr, dass die deutsche mehr dieses als jenes ist.

Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herum irret.

Diese Dramaturgie soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke ist keine Kleinigkeit: aber Wahl setzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meisterstücke aufgeführet werden sollten, so sieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indess ist es gut, wenn das Mittelmässige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist; und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt. Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man es nur aus einander zu setzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewisse mittelmässige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Composition, weil der Text dazu elend ist.

Die grösste Feinheit eines dramatischen Richters zeigt sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Missvergnügens unfehlbar zu unterscheiden weiss, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauspielers, zu setzen sei. Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heisst beide verderben. Jenem wird der Muth genommen, und dieser wird sicher gemacht.

Besonders darf es der Schauspieler verlangen, dass man hierin die grösste Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauschet gleich schnell vorbei; und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers

mehr Ursache, als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme: sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch grössten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muss überall mit dem Dichter denken; er muss da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beispiele hiervon sich von unsern Schauspielern zu versprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publikums nicht höher stimmen. Beide schaden sich selbst: der zu viel verspricht, und der zu viel erwartet.

Heute geschieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entscheiden; sie muss aber nicht alles entscheiden sollen. In den ersten Tagen werden sich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe kosten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erste Blatt dieser Schrift soll daher nicht eher, als mit dem Anfange des künftigen Monats erscheinen. (Bd. 7 S. 3.)

61. Wahrheiten und Gemeinplätze.

(Aus der Dramaturgie,*) 1767.)

Herr Eckhof war Evander; Evander ist zwar der Vater des Olints aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indess mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennet ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, dass er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiss, dass das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.

*) Fortsetzung der Besprechung von Cronegk's Trauerspiel: Olint und Sophronia.

Die eingestreuten Moralen sind Cronegks beste Seite. Er hat, in seinem Codrus und hier, so manche in einer so schönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, dass viele von seinen Versen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider sucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelsteine, und witzige Antithesen für gesunden Verstand einzuschwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem ersten Acte, hatten eine besondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihen, allein ein Priester nicht.“

Die andere,

„Wer schlimm von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht.“

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches sich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerksamkeit nicht gänzlich ausbrechen lässt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieses Parterr findet Geschmack an Maximen; auf dieser Bühne könnte sich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde sie gern besuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie schielend, wie falsch, wie anstössig diese vermeinten Maximen wären, und ich wünschte sehr, dass die Missbilligung an jenem Gemurmle den meisten Antheil möge gehabt haben. Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, dass einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmet zu werden! Ich weiss wohl, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äussert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehen müssen, dass dieser Charakter, in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muss sich auf einer andern Seite der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muss nie so unphilosophisch denken, dass er annimmt, ein Mensch könne das Böse um des Bösen wegen wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben erkennen, und doch gegen sich und andere damit prahlen. Ein solcher Mensch ist ein Unding, so grässlich als ununterrichtend, und nichts als die armselige Zuflucht eines schalen

Kopfes, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspieles hält. Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, dass von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, dass ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, sowie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemissbraucht hätten.

Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen lässt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die grade Heerstrasse zur Hölle ausschreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauspieler sprechen. (Bd. 7 S. 13.)

62. Afterkunst.

(Aus der Dramaturgie. 1767.)

Es könnte leicht sein, dass sich unsere Schauspieler bei der Mässigung, zu der sie die Kunst auch in den heftigsten Leidenschaften verbindet, in Ansehung des Beifalles nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beifalles? — Die Gallerie ist freilich ein grosser Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und selten wird sie ermangeln eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwidern. Auch das deutsche Parterr ist noch ziemlich von diesem Geschmacke, und es gibt Acteurs, die schlau genug von diesem Geschmacke Vortheil zu ziehen wissen. Der Schläfrigste rafft sich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen soll, zusammen, erhebet auf einmal die Stimme, und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn seiner Rede diese höhere Anstrengung auch erfordere. Nicht selten widerspricht sie sogar der Verfassung, mit der er abgehen soll; aber was thut das ihm? Genug, dass er das Parterr dadurch erinnert hat, aufmerksam auf ihn zu sein, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatschen. Nachzischen sollte es ihm! Doch leider ist es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That. (Bd. 7 S. 27.)

63. Voltaire als Dramatiker.

(Aus der Dramaturgie. 1767.)

Nachdem der Herr von Voltaire seine Zayre und Alzire, seinen Brutus und Cäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bestärkt, dass die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit übertreffen. Von uns Franzosen, sagt er, hätten die Griechen eine geschicktere Exposition, und die grosse Kunst, die Auftritte unter einander so zu verbinden, dass die Scene niemals leer bleibt, und keine Person weder ohne Ursache kömmt noch abgehet, lernen können. Von uns, sagt er, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinen, in witzigen Antithesen, mit einander sprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabener, glänzender Gedanken, blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können — O freilich; was ist von den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniss bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, dass alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen grossen Einfluss hätten; dass es Schönheiten wären, welche die einfältige Grösse der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt. Ein einziges vermisste er bei seiner Bühne; dass die grossen Meisterstücke derselben nicht mit der Pracht aufgeführet würden, deren doch die Griechen die kleinen Versuche einer erst sich bildenden Kunst gewürdiget hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem schlechtesten Geschmacke, wo sich in einem schmutzigen Parterre das stehende Volk drängt und stösst, beleidigte ihn mit Recht; und besonders beleidigte ihn die barbarische Gewohnheit, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, wo sie den Acteurs kaum so viel Platz lassen, als zu ihren nothwendigsten Bewegungen erforderlich ist. Er war überzeugt, dass blos dieser Uebelstand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er seine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst, das aus seiner Gruft steigt

um Blutschande zu verhindern, und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. Der Dichter glaubte das Muster zu einer ganz besondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es schon nicht für die französische Bühne, so wie sie war, sondern so wie er sie wünschte, gemacht hatte: so ward es dennoch auf derselben, vor der Hand, so gut gespielet, als es sich ohngefähr spielen liess. Bei der ersten Vorstellung sassen die Zuschauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväterisches Gespenst in einem so galanten Zirkel mögen erscheinen sehen. Erst bei den folgenden Vorstellungen ward dieser Unschicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten sich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Besten eines so ausserordentlichen Stückes, war, ist nach der Zeit die beständige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris, für die, wie gesagt, Semiramis in diesem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibet man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illusion, als dem Vorrechte entsagen, den Zayren und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

(Bd. 7 S. 47.)

64. Ein Geist auf der Bühne.

(Aus der Dramaturgie. 1767.)

Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heisst das? Heisst es so viel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, dass wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstössliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruche stehen, sind so allgemein bekannt geworden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, dass ihm alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muss? Das kann es nicht heissen. Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heissen: in dieser Sache, über die sich fast ebenso viel dafür als dawider sagen lässt, die nicht entschieden

ist, und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben diese Art zu denken, und Viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der grösste Haufen schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire*) that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Ninus — lächerlich.

Shakespeares Gespenst kömmt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnissvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltairens Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der blose verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgibt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheinet, stören den Betrug, und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne dass er weiss, wie

*) Bezüglich der Erscheinung des Ninus in seiner Semiramis.

er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündiget, tritt das Voltairische Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, dass Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, dass die Gespenster das Sonnenlicht scheuen, und grosse Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wusste zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein; und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Gespenstern sind, dünket mich kein rechtes Gespenst zu sein; und alles, was die Illusion hier nicht befördert, störet die Illusion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer grossen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen äussern; alle müssen es auf verschiedene Art äussern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statisten dazu ab; und wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerksamkeit theilen, und von den Hauptpersonen abziehen muss. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einlässt; in der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirket auf uns, mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, gehet in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als dass wir an der ausserordentlichen Ursache

zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist Viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich sterbe! und die Andern machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Ich bemerke noch einen Unterschied, der sich zwischen den Gespenstern des englischen und französischen Dichters findet. Voltaires Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist; es interessirt uns für sich selbst nicht im geringsten. Shakespeares Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieser Unterschied entsprang ohne Zweifel aus der verschiedenen Denkungsart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder; Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philosophischer denkt, dürfte keine Frage sein; aber Shakespeare dachte poetischer. Der Geist des Ninus kam bei Voltairen als ein Wesen, das noch jenseits dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig ist, mit welchem wir also Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte blos damit lehren, dass die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache.

Ich will nicht sagen, dass es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, dass sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer grossen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, dass diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist; dass es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken; dass man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze blos um seinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienst hätte, als dieses, worauf er sich soviel zu gute thut, dass man nämlich daraus die höchste Gerechtigkeit verehren

lerne, die ausserordentliche Lasterthaten zu strafen, ausserordentliche Wege wähle: so würde Semiramis in meinen Augen nur ein sehr mittelmässiges Stück sein. Besonders da diese Moral selbst nicht eben die erbaulichste ist. Denn es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser ausserordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken. (Bd. 7 S. 50.)

65. Historische Dramen.

(Aus der Dramaturgie. 1767.)

Wesswegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; oder nimmt er diese Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die blosen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese, als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen, und nichts ist anstössiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können.

(Bd. 7 S. 100.)

66. Corneille's Rodogune.

(Aus der Dramaturgie. 1767.)

Der Poet findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine solche That kann Schrecken und Mitleid er-

wecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts, als das blose Factum, und dieses ist eben so grässlich, als ausserordentlich. Es gibt höchstens drei Scenen, und da es von allen näheren Umständen entblösst ist, drei unwahrscheinliche Scenen. — Was thut also der Poet?

So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit oder die magere Kürze der grössere Mangel seines Stückes scheinen.

Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen, die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmähliche Stufen durchzuführen: dass wir überall nichts als den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; dass wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun lässt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; dass uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigsten Mitleides gegen die, welche ein so fataler Strom dahinreisst, und voll Schrecken über das Bewusstsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reissen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch so weit von uns entfernt zu sein glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, dass er darauf nicht schimpflich ermatten werde: so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Acte füllen wolle; ihm ist nur bange, dass fünf Acte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrössert, wenn er einmal der verborgenen Organisation desselben auf die Spur gekommen, und sie zu entwickeln versteht.

Hingegen dem Dichter, der diesen Namen weniger verdienet, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Versificateur ist, dem, sage ich, wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstössig sein, dass er vielmehr eben hierin das Wunderbare desselben zu finden vermeinet, welches er auf keine Weise vermindern dürfe, wenn er sich nicht selbst des sichersten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiss so wenig, worin eigentlich dieser Schrecken und dieses Mitleid bestehet, dass er, um jenes hervorzubringen, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieses zu erwecken, nur immer seine Zuflucht zu den ausserordentlichsten, grässlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten nehmen zu müssen vermeinet. Kaum hat er also in der Geschichte eine Cleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, so sieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwischen beiden Verbrechen auszufüllen, und sie mit Dingen auszufüllen, die wenigstens eben so befremdend sind, als diese Verbrechen selbst. Alles dieses, seine Erfindungen und die historischen Materialien, knetet er denn in einen fein langen, fein schwer zu fassenden Roman zusammen; und wenn er es so gut zusammen geknetet hat, als sich nur immer Hecksel und Mehl zusammen kneten lassen: so bringt er seinen Teig auf das Drahtgerippe von Acten und Scenen, lässt erzählen und erzählen, lässt rasen und reimen, — und in vier, sechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder saurer ankömmt, ist das Wunder fertig; es heisst ein Trauerspiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — gelesen und angesehen, — bewundert und ausgepfiffen, — beibehalten oder vergessen, so wie es das liebe Glück will. Denn *et habent sua fata libelli.*

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den grossen Corneille zu machen? Oder brauche ich sie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnissvollen Schicksale, welches die Schriften so gut als die Menschen haben, ist seine Rodogune, nun länger als hundert Jahr, als das grösste Meisterstück des grössten tragischen Dichters von ganz Frankreich und gelegentlich mit von ganz Europa, bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund sein? Wo haben die Menschen so lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten,

Flecken in der Sonne zu sehen, und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte sass einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er schon in Paris war; und vor langer Weile studirte er die französichen Poeten; diesem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts irgendwo in Italien ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerspielen der Griechen und seiner Landesleute des sechzehnten Seculi voll, und der fand an der Rodogune gleichfalls vieles auszusetzen. Endlich kam vor einigen Jahren sogar auch ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Corneille'schen Namens, (denn, weil er reich war und ein sehr gutes Herz hatte, so nahm er sich einer armen, verlassenen Enkelin dieses grossen Dichters an, liess sie unter seinen Augen erziehen, lehrte sie hübsche Verse machen, sammelte Almosen für sie, schrieb zu ihrer Aussteuer einen grossen einträglichen Commentar über die Werke ihres Grossvaters u. s. w.) aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein sehr ungereimtes Gedicht, und wollte sich des Todes verwundern, wie ein so grosser Mann, als der grosse Corneille, solch widersinniges Zeug habe schreiben können. — Bei einem von diesen ist der Dramaturgist ohnstreitig in die Schule gegangen; und aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem letztern; denn es ist doch gemeiniglich ein Franzose, der den Ausländern über die Fehler eines Franzosen die Augen eröffnet. Diesem ganz gewiss betet er nach; — oder ist es nicht diesem, wenigstens dem Welschen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muss er es doch haben. Denn dass ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden? (Bd. 7 S. 134.)

67. An Nicolai.

Hamburg, 4. August 1767.

Liebster Freund!

Es ist freilich mehr als sonderbar, dass ich Ihnen noch nicht geschrieben, auf zwei Briefe nicht geantwortet habe. Aber ich bin verdriesslich, ärgerlich; mehr als ich es in meinem Leben

gewesen bin; und bin es blos und allein über mich; ich denke daher nicht gern an meine Freunde; denn ich müsste zugleich an mich denken, und ich mag an mich nicht denken. Nun wissen Sie alles, was mein Stillschweigen entschuldigen kann; oder vielleicht noch tadelhafter macht — das kann wohl sein; ich bin aber nicht anders. — Nun lassen Sie uns von gleichgiltigen Dingen sprechen.

Ich habe heute 28 Exemplare von der Dramaturgie, 1—26 Stück nebst der Ankündigung, für Sie an Herolds geschickt. Vier und zwanzig haben Sie verlangt, von den übrigen vieren ist eines für Sie, eines für H. Moses, eines für H. Ramlern und eines für H. Agricola. Haben Sie die Güte, sie abgeben zu lassen.

Das einzelne Stück wird hier für einen Schilling verkauft; und die Pränumeranten bezahlen auf das ganze Jahr 5 Mark. Wie wollen Sie es verkaufen? Bestimmen Sie es selbst; und sagen Sie, was Sie dafür geben wollen und können. Sie können so viel Exemplare haben, als Sie wollen: die Sie nicht absetzen, bringen Sie auf Michaelis nur mit nach Leipzig, wo man sehen wird, was damit anzufangen. Nur müssen Sie keine einzelne Stücke verkaufen. Auf Michaelis soll der erste Band fertig sein.

Dass ich ungern diesen Wisch schmiere, können Sie glauben; und Sie werden es ihm hoffentlich ansehen. Ich weiss es, dass nichts daran ist; ich will es Ihnen und Moses schenken, mir es erst zu sagen. Aber das muss keinen Einfluss auf den Preis haben, den Sie ihm machen. Ich wünschte vielmehr, dass Sie mir Mittel und Wege anwiesen, ihn so vortheilhaft anzubringen als möglich. Zwar gewinne ich und verliere ich nichts dabei. Aber ich wollte nicht gern, dass Andere viel dabei verlören, weil ich diesen Andern auch nicht gern die allerentfernteste Obligation zu haben scheinen möchte.

Meinhard ist gestorben; ich bedaure uns. Ich hoffe, dass er nicht ungern gestorben ist.

Klopstock ist hier gewesen, und ich hätte manche angenehme Stunde mit ihm haben können, wenn ich sie zu geniessen gewusst. Ich fand, dass er mir besser gefallen müsste, als jemals. Er ist sehr fleissig gewesen. Er hat eine neue Tragödie gemacht, Hermanns Schlacht; ein Stück völlig in dem alten deutschen Costume, häufig mit Bardengesängen untermengt. Es ist ein vortreffliches Werk, wenn es auch schon etwa keine Tragödie sein

sollte. Er hat auch ein ziemlich weitläufiges Werk von den griechischen Silbenmassen geschrieben; worin viel gutes kritisches Detail ist. In diesen Silbenmassen hat er zugleich eine Menge neuer Oden gemacht, und das alles wird mit nächstem gedruckt. Nur den Beschluss des Messias scheinen wir sobald noch nicht erwarten zu dürfen. Ich glaube, dass es leicht möglich ist, über ein Werk, das man mit allem stürmischen Feuer der Jugend angefangen hat, nach und nach zu erkalten.

Der Hr. von Gerstenberg hat gleichfalls eine Tragödie gemacht, die ich eben gelesen. Sie heisst *Ugolino*; das bekannte Süjet aus dem Dante; in Prosa und fünf Aufzüge. Es ist viel Kunst darin und man spürt den Dichter, der sich mit dem Geiste des Shakespeare genährt hat.

Ich bedaure nur, dass weder durch diese, noch durch Klopstock's Tragödie das deutsche Theater im geringsten reicher geworden. Denn beide können schwerlich, oder gar nicht aufgeführt werden.

Bei Gelegenheit des Aufführens — habe ich nun nicht recht, dass man meine Minna nicht aufzuführen wagen würde? Hier ist sie auf Ansuchen des Hrn. von Hecht zu spielen verboten, und dieser sagt, dass er den Befehl dazu von Berlin erhalten. Haben Sie etwa was davon gehört? Der Zufall ist mir im Grunde recht lieb; er hilft mir eine Lust ersticken, die mich leicht hätte zu weit führen können.

Grüssen Sie mir unsern lieben Moses tausendmal. Er soll mir nur noch eine Zeit lang nachsehen; vielleicht dass ich wieder zu mir selbst komme. Ich rechne darauf, dass Sie mir beide Ihre Freundschaft beibehalten; ich mag schreiben oder ich mag nicht schreiben. Leben Sie recht wohl; ich bin Ihr ergebenster Freund.

(Bd. 12 S. 216.) L.

68. An Karl G. Lessing.

Hamburg, 21. September 1767.

Lieber Bruder!

Hier schicke ich Dir den Katalog mit beigefügten Preisen, unter welchen Du die bemerkten Bücher nicht wohl musst gehen lassen. Weise ihn aber vorher Herrn Voss, und höre seine Mei-

nung in Ansehung der Hauptbücher, als des *Journal des Savans*, des *Mercure* etc.

Ich hoffe nicht, dass ich die Preise zu hoch angesetzt; und da ich vielleicht mehr als die Hälfte gar nicht taxirt habe, so sollte ich meinen, dass doch wenigstens die 660 Thlr., auf die ich den Ueberschlag gemacht, nach Abzug der Kosten herauskommen müssten. Das Geld muss an Herrn Voss berechnet werden, dem ich, wie Du weisst, 500 Thlr. schuldig bin. Die Miethe musst Du davon bezahlen, das versteht sich; und was Du sonst nothwendig brauchst, kannst Du Dir auch davon nehmen.

Die Sache mit Reich ist an den hiesigen Residenten von Hecht gelangt. Ich denke, sie soll nun aus sein. Denn ich habe mich erklärt, zu schwören, wenn ich vorher weiss, was für Satisfaction ich sodann von dem Schurken haben soll. Ausserdem habe ich Hechten schon erklärt, dass ich weder schwören noch bezahlen will: denn ich will doch sehen, wer mich zu dem einen oder zu dem andern hier zwingen soll.

Das Promemoria wegen der Minna hat mir so viel als nichts geholfen, und das Stück bleibt verboten. Hecht sagte: er habe mehr als einmal bei dem Minister von Finkenstein dessfalls angehalten, aber keine Antwort bekommen; und so lange er diese nicht habe, könne der hiesige Magistrat zwar thun, was er wolle, jedoch auf seine Gefahr.

Was Du auf den Winter für Einrichtungen mit Dir machen wirst, bin ich begierig zu hören. So viel als ich Dich noch unterstützen kann, werde ich gern thun. Lebe indess wohl und grüsse Eltern und Geschwister von mir. Ich bin Dein treuer Bruder

(Bd. 12 S. 221.) Gotthold.

69. Aphorismen aus den Jahren 1766 und 1767.

1. Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. 1766. Bd. 6 S. 380.)

2. Homer bearbeitete eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen, sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben; bei ihr ist alles sichtbar, und auf einerlei Art sichtbar. (1766. Bd. 6 S. 427.)

3. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, dass sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. (1766. Bd. 8 S. 177.)

4. Reiz am unrechten Orte ist Affectation und Grimasse; und eben derselbe Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich ekel. (1767. Bd. 7 S. 21.)

5. Es ist recht wohl gehandelt, wenn man im gemeinen Leben in den Charakter Anderer kein beleidigendes Misstrauen setzt; wenn man dem Zeugnisse, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimisst. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiss nicht; ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne sehen, wer die Menschen sind, und können es nur aus ihren Thaten sehen. Das Gute, das wir ihnen, blos auf anderer Wort, zutrauen sollen, kann uns unmöglich für sie interessiren; es lässt uns völlig gleichgiltig, und wenn wir nie die geringste eigene Erfahrung davon erhalten, so hat es sogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen sollen. (1767. Bd. 7 S. 41.)

6. Die Liebe selbst hat Voltairen die Zayre diktirt, sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen; und das ist Romeo und Julie von Shakespeare. Es ist wahr, Voltaire lässt seine verliebte Zayre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie daran gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierde und Verabscheuungen wird? (1767. Bd. 7 S. 65.)

7. Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert. (1767. Bd. 7 S. 81.)

8. Ein Titel (eines Theaterstückes) muss kein Küchenzettel

sein. Je weniger er von dem Inhalt verräth, desto besser ist er. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei.

(1767. Bd. 7 S. 89.)

9. Ich weiss einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, dass ich annehme, er sei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltener beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht werth, dass wir ihn studiren.

(1767. Bd. 7 S. 107.)

10. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, dass wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, dass wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiss, dass er auch das Herz hat ihn zu tadeln. (1767. Bd. 7 S. 107.)

11. Da das Orchester bei unsern Schauspielen gewissermassen die Stelle der alten Chöre vertritt, so haben Kenner schon längst gewünscht, dass die Musik, welche vor und zwischen und nach dem Stücke gespielt wird, mit dem Inhalte desselben mehr übereinstimmen möchte. (1767. Bd. 7 S. 109.)

12 Corneillen gut zu übersetzen, muss man bessere Verse machen können, als er selbst. (1767. Bd. 7 S. 137.)

13. Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiss; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus. — — Alles was wir besser wissen, als er, beweist blos, dass wir fleissiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne Dummköpfe bleiben wollten. (1767. Bd. 7 S. 142.)

14. Mit Absicht handeln ist das, was den Menschen über geringere Geschöpfe erhebt; mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen, ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten, um zu dichten, die nur nachahmen, um nachzuahmen, die sich mit dem geringsten Vergnügen befriedigen,

das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen, und verlangen, dass auch wir uns mit dem eben so geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen aber absichtlosen Gebrauches ihrer Mittel entspringt. (1767. Bd. 7 S. 145.)

15. Da die Illusion des Drama weit stärker ist, als einer blosen Erzählung, so interessiren uns auch die Personen in jenem weit mehr, als in dieser, und wir begnügen uns nicht, ihr Schicksal blos für den gegenwärtigen Augenblick entschieden zu sehen, sondern wir wollen uns auf immer desfalls zufrieden gestellt wissen. (1767. Bd. 7 S. 150.)

16. So wie es selten Complimente gibt ohne alle Lügen, so finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. (1767. Bd. 7 S. 180.)

17. Verdienen solche Kleinigkeiten wohl so harte Worte? Kleinigkeiten? Was dem Einen wichtig genug war, darum zu lügen, soll das einem Andern nicht wichtig genug sein, ihm zu sagen, dass er gelogen hat? (1767. Bd. 7 S. 185.)

18. Wenn es unstreitig ist, dass man den Menschen mehr nach seinen Thaten, als nach seinen Reden richten muss, dass ein rasches Wort, in der Hitze der Leidenschaft ausgestossen, für seinen moralischen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweist, so — — — (1767. Bd. 7 S. 197.)

70. Die drei Einheiten des Drama.

(Aus der Dramaturgie. 1768.)

Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mussten, und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermassen der blosen Neu-

gierde wegen zu thun pflegt: so konnten sie fast nicht anders, als den Ort auf einen und eben denselben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denselben Tag einschränken. Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch *bona fide*; aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, dass sie unter neunmalen siebenmal weit mehr dabei gewannen, als verloren. Denn sie liessen sich diesen Zwang einen Anlass sein, die Handlung selbst so zu simplisiiren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, dass sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte.

Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpassen müssten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters dieses sei: so trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anstatt eines einzigen Ortes führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich bald den, bald jenen einbilden könne; genug, wenn diese Orte zusammen nur nicht gar zu weit auseinander lägen, und keiner eine besondere Verzierung bedürfe, sondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen so gut als dem andern zukommen könne. Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter; und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigstens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte sich doch sonst noch so viel und mancherlei darin ereignen, liessen sie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieses verdacht haben; denn unstreitig lassen sich auch so noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort sagt: bohre das Brett, wo es am dünnsten ist. — Aber

ich muss meinen Nachbar nur auch da bohren lassen. Ich muss ihm nicht immer nur die dickeste Kante, den astigsten Theil des Brettes zeigen und schreien: Da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl schreien die französischen Kunstrichter alle so; besonders wenn sie auf die dramatischen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen sie von der Regelmässigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert haben! — Doch mir ekelt, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltairens und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchten sie aber auch die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterieen vergessen machen!

Die strengste Regelmässigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. (Bd. 7 S. 193.)

71. Euripides.

(Aus der Dramaturgie. 1768.)

Wenn Aristoteles den Euripides den tragischsten von allen tragischen Dichtern nennet, so sahe er nicht blos darauf, dass die meisten seiner Stücke eine unglückliche Katastrophe haben; ob ich schon weiss, dass viele den Stagyriten so verstehen. Denn das Kunststück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von seinen Personen gesund oder lebendig von der Bühne kommen liesse, würde sich eben so tragisch dünken dürfen, als Euripides. Aristoteles hatte unstreitig mehrere Eigenschaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm diesen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, dass die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuschauern alle das Unglück, welches seine Personen überraschen sollte, lange vorher zeigte, um die Zuschauer auch dann schon mit Mitleiden für die Personen einzunehmen, wenn diese Personen selbst sich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung sein, dass der Dichter dieser Freundschaft des Philosophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von schönen Sittensprüchen, den er so verschwenderisch in seinen Stücken ausstreuet. Ich denke, dass er ihr weit mehr schuldig war; er hätte

ohne sie eben so spruchreich sein können; aber vielleicht würde er ohne sie nicht so tragisch geworden sein. Schöne Sentenzen und Moralen sind überhaupt gerade das, was wir von einem Philosophen, wie Sokrates, am seltensten hören; sein Lebenswandel ist die einzige Moral, die er prediget. Aber den Menschen, und uns selbst kennen; auf unsere Empfindungen aufmerksam sein; in allen die ebensten und kürzesten Wege der Natur ausforschen und lieben; jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen: das ist es was wir in seinem Umgange lernen; das ist es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem ersten in seiner Kunst machte. Glücklich der Dichter, der so einen Freund hat, -- und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

(Bd. 7 S. 207.)

72. Vom Tragikomischen.

(Aus der Dramaturgie. 1768.)

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können. — Der Hauptgedanke ist dieser: es ist wahr und auch nicht wahr, dass die komische Tragödie, gothischer Erfindung, die Natur getreu nachahmet; sie ahmet sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich; sie ahmet die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mussten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes sein; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Auf-

merksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande, oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand, oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände, so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns drohet, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr; und es muss uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten.

Nur wenn eben diese Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, dass uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiss aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen. — (Bd. 7 S. 296.)

73. Die Schule des Kritikers.

(Aus der Dramaturgie. 1768.)

Der Herr von Voltaire macht seine Anmerkungen über dieses Vorgeben: *) und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen: wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt: wenigstens das, was er hätte sagen sollen. *Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere* (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beifallen); und ich wüsste keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen, weniger behilflich sein könnte; *secundus, vera cognoscere.* Ein kritischer

*) Dass Moliere seine Männerschule aus den Brüdern des Terenz genommen habe.

Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann: so kommt er nach und nach in die Materie und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählet, und unter diesen besonders den Hrn. von Voltaire. Also auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwa mehr muthwillig, als gründlich scheinen wollte: der soll wissen, dass selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. *Solet Aristoteles*, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, *quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, sed certa ratione atque consilio; nam labefactatis aliorum opinionibus*, u. s. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es blos aus Misstrauen in mich selbst. (Bd. 7 S. 297.)

74. Aristoteles und die Aufgabe der Tragödie.

(Aus der Dramaturgie. 1768.)

Was den moralischen Endzweck anbelangt, welchen Aristoteles der Tragödie gibt, und den er mit in die Erklärung derselben bringen zu müssen glaubte: so ist bekannt, wie sehr, besonders in den neuern Zeiten, darüber gestritten worden. Ich getraue mich aber zu erweisen, dass alle, die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht verstanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken untergeschoben, ehe sie gewiss wussten, welche seine wären. Sie bestreiten Grillen, die sie selbst gefangen, und bilden sich ein, wie unwidersprechlich sie den Philosophen widerlegen, indem sie ihr eigenes Hirngespinste zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieser Sache hier nicht einlassen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu sprechen scheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

1. Sie lassen den Aristoteles sagen, „die Tragödie solle uns, vermittelst des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigen.“ Der vorgestellten? Also, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird: so ist es unsere Neugierde, unser Ehrgeiz, unsere Liebe, unser Zorn, welchen die Tragödie reinigen soll?

Das ist dem Aristoteles nie in den Sinn gekommen. Und so haben die Herren gut streiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Riesen; sie jagen in der gewissen Hoffnung des Sieges darauf los und kehren sich an keinen Sancho, der weiter nichts als gesunden Menschenverstand hat, und ihnen auf seinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, sich nicht zu übereilen, und doch nur erst die Augen recht aufzusperren, *Τῶν τοιούτων παθημάτων*, sagt Aristoteles: und das heisst nicht, der vorgestellten Leidenschaften; das hätten sie übersetzen müssen durch, dieser und dergleichen, oder der erweckten Leidenschaften. Das *τοιούτων* bezieht sich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie soll unser Mitleid und unsere Furcht erregen, blos um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen. Er sagt aber *τοιούτων* und nicht *τούτων*; er sagt dieser und dergleichen, und nicht blos dieser: um anzuzeigen, dass er unter dem Mitleid, nicht blos das eigentlich sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle philanthropische Empfindungen, sowie unter der Furcht nicht blos die Unlust über ein uns bevorstehendes Uebel, sondern auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergangenes Uebel, Betrübniss und Gram, verstehe. In diesem ganzen Umfange soll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unser Mitleid und unsere Furcht reinigen; aber auch nur diese reinigen, und keine andere Leidenschaften. Zwar können sich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenschaften, nützliche Lehren und Beispiele finden; doch sind diese nicht ihre Absicht; diese hat sie mit der Epopee und Komödie gemein, in so fern sie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt ist, nicht aber in so fern sie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbesondere ist. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muss; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung.

2. Da die Gegner des Aristoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenschaften er eigentlich durch das Mitleid und die Furcht

der Tragödie in uns gereinigt haben wollte: so war es natürlich, dass sie sich auch mit der Reinigung selbst irren mussten. Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläufiger zu handeln. „Weil man aber," sagt Corneille, „ganz und gar nichts von dieser Materie darin findet, so ist der grösste Theil seiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, dass sie nicht ganz auf uns gekommen sei." Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch schon in dem, was uns von seiner Dichtkunst noch übrig, es mag viel oder wenig sein, alles zu finden, was er einem, der mit seiner Philosophie sonst nicht ganz unbekannt ist, über diese Sache zu sagen für nöthig halten könnte. Corneille selbst bemerkte eine Stelle, die uns, nach seiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weise zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenschaften in der Tragödie geschehe: nämlich die, wo Aristoteles sagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unsers gleichen." Diese Stelle ist auch wirklich sehr wichtig, nur dass Corneille einen falschen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenschaften überhaupt im Kopfe hatte.

(Bd. 7 S. 325.)

75. Aristoteles und Corneille.

(Aus der Dramaturgie. 1768.)

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet: so sucht er, bei einer nach der andern, *quelque moderation, quelque favorable interpretation;* entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? *pour n'être pas obligés de condamner beaucoup de poemes que nous avons vû réussir sur nos theatres;* um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpunkte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muss sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kömmt; beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind ja auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid, ohne Furcht; ein andermal Furcht, ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der grosse Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid; und sehr grosses Mitleid: aber Furcht wohl schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille: und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen: so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan: und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereiniget werden. — Corneille weiss davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen: die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen: genug, dass es nicht die aristotelische ist; und dass, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mussten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahiret hatte: es mussten Tragödien werden, welches keine wahre Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französische Tragödien geworden; weil ihre Verfasser alle nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille sich vorsetzten. — —

4. Aristoteles sagt: man muss keinen ganz guten Mann ohne alle sein Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen; denn so was sei grässlich. — Ganz recht, sagt Corneille; „ein solcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Hass gegen den,

welcher das Leiden verursacht, als Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung also, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie sein soll, würde, wenn sie nicht sehr fein behandelt wäre, diese ersticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden sollte. Der Zuschauer würde missvergnügt weggehen, weil sich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermischt, welches ihm gefallen hätte, wenn er es nicht allein mit wegnehmen können. Aber“ — kömmt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muss er nachkommen, — „aber, wenn diese Ursache wegfällt, wenn es der Dichter so eingerichtet, dass der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für sich, als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden lässt: alsdann? — O alsdann, sagt Corneille, halte ich dafür, darf man sich gar kein Bedenken machen, auch den tugendhaftesten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ *) — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philosophen so in den Tag hineinschwatzen kann; wie man sich das Ansehen geben kann, ihn zu verstehen, indem man ihn Dinge sagen lässt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes, sagt Aristoteles, ist kein Stoff für das Trauerspiel; denn es ist grässlich. Aus diesem Denn, aus dieser Ursache, macht Corneille ein Insofern, eine blose Bedingung, unter welcher es tragisch zu sein aufhört. Aristoteles sagt: es ist durchaus grässlich, und eben daher untragisch. Corneille aber sagt: es ist untragisch, insofern es grässlich ist. Dieses Grässliche findet Aristoteles in dieser Art des Unglücks selbst: Corneille aber setzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber desselben verursacht. (Bd. 7 S. 340.)

76. Ein unverzeihlicher Fehler.

(Aus den Briefen antiquarischen Inhalts. 1768.)

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen

*) J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur la scène des hommes très vertueux.

haben. Das hat ein Recensent dieses Buches*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht sein. Aber eines unverzeihlichen? dass sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schliessen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen sein.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heisst bei ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worin besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Her Klotz schreibt: — — — (Bd. 8 S. 5.)

77. Ränke schlechter Schriftsteller.

(Aus den Briefen antiquarischen Inhalts. 1768.)

Sie wundern sich, dass ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bei mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beispielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bei den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, dass die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, dass ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, dass ihm sein Bewusstsein der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, Jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn zu befürchten; er

*) Beitrag zum Reichspostreuter St. 45.

erklärte, dass unser Zwist das Publikum, in dessen Angesicht ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, dass er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sei; er gab es zu, dass er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, dass ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schliesslich zu Gemüthe, dass ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte.

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publikum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publikum als Richter denke? Ein Richter muss alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten: sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftstellern, dass wir das Publikum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studirter Müssiggänger, dem es gleichviel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publikum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publikum sind: so interessiren wir das Publikum gewiss!

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, dass die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.“ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, dass die Kritik bei Herr Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen Wenn die Bescheidenheit darin besteht, dass man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne

einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nämlich darin, dass er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; dass er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden, dass er nicht verlangt, der missverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; dass er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabei bewenden lässt; dass er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüssen Tone, mit einer schnöden Mine, statt aller Antwort vorwendet, „das Publikum interessire dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten!“ u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, dass Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freimüthigkeit Unwille und Zorn heissen soll!

„Mein Bewusstsein, sagt Herr Klotz, dass ich Niemanden in der Welt beleidigen wollte“ —

Beleidigen! vorsätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsätzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit selbst bekennet. Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewusstsein, sagt er, erlaubt mir nicht Jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten.“ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen

diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte sein.

Ich gebe es zu, dass jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht fasst, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, dass ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, dass er die homerische Episode vom Thersites um deswillen tadele, weil Thersites eine hässliche Person sei; dieses sei ihm nie eingefallen; er habe ihn desswegen weggewünscht, weil er eine lächerliche Person sei, und durch seine Gegenwart die feierliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöre.“

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Silbe. Aber wie hätte ich die Hässlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, dass die Hässlichkeit in der Poesie Hässlichkeit zu sein aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer blos eine hässliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl hässlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, dass er bleiben muss.

Die feierliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müsste: so müssten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt: sondern er hat es mit grossem Fleisse und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläufiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Herr Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn

schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und grosser. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herr Klotzen jetzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiss wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darin gelobt zu werden.

(Bd. 8 S. 168.)

78. Aphorismen aus dem Jahre 1768.

1. Was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das lässt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

(Bd. 7 S. 308.)

2. Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muss uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleissig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt; aber er borge nichts daraus. (Bd. 7 S. 308.)

3. Ich bin sehr überzeugt, dass kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiss nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es gibt eben so viel witzige Engländer, als witzige Franzosen; und eben so viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer: der Brass von dem Volke aber ist keines von beiden.

(Bd. 7 S. 339.)

4. Der schleichende, süsse Complimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheiden-

heit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie gibt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit gibt Allen alles, um von Allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer, ist der wahre Grobe, er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sei, dass jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften ebenso schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

(Bd. 8 S. 3.)

5. Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und diesen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge entgegen setzen, einen widerlegen heisst: so versteht sich in der Welt Niemand besser auf das Widerlegen als Herr Klotz.

(Bd. 8 S. 14.)

6. Nur der Einfältigere wird sich bereden, dass durch diese einzelnen Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu sein aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, dass sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

(Bd. 8 S. 19.)

7. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, dass wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? (Bd. 8 S. 89.)

8. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem allereingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nämlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, dass Niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nach-

gesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. (Bd. 8 S. 105.)

9. In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bei Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig; bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. (Bd. 8 S. 114.)

10. Er lehret uns zwar wenig; aber dem ohngeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen. (1768. Bd. 8 S. 120.)

11. Wir sehen mehr als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter sein als die Augen der Alten: die Augen der Alten sahen weniger wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, dürften leicht schärfer gewesen sein als unsere. (Bd. 8 S. 148.)

12. Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, dass ich ein Ding kenne, und weiss, wie dieses Ding heisst; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heisst. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als Vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, dass ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, dass es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat. (Bd. 8 S. 151.)

13. Wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit g u t e r F r e u n d zu erwidern, weil sich endlich findet, dass dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? (Bd. 8 S. 181.)

14. Mein werthester Herr, ein anderes ist es, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfass um den Kopf schmeissen. Ich will glauben, dass Sie das erste thun w o l l e n; aber das andere h a b e n Sie gethan. Ich will glauben, dass es Ihre blose Ungeschicklichkeit in Schwenkung

des Rauchfasses ist; aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen und fühle sie. (Bd. 8 S. 181.)

15. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. (Bd. 8 S. 182.)

16. Unverdiente Lobsprüche kann man Jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilt, ist damit bestraft genug, dass er sie schwerlich von Andern erwarten dürfen. (Bd. 8 S. 189.)

17. Die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich sein, ist noch lange nicht, grob sein. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. (Bd. 8 S. 194.)

18. Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese sein. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher. (Bd. 8 S. 194.)

19. Studire fleissig Moral, lerne dich gut und richtig ausdrücken und kultivire deinen eigenen Charakter, ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken. (Bd. 12 S. 249.)

79. Kritik und Genie.

(Aus der Dramaturgie. 1769.)

Wir haben, dem Himmel sei Dank, jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie! schreien sie. Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!" So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, dass sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und eben demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!" — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken liese! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie: aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe

aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur insofern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzeln Falle anschauend erkennet; und nur von diesem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, dass Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können: heisst mit andern Worten behaupten, dass Beispiele und Uebung eben dieses vermögen; heisst, das Genie nicht allein auf sich selbst, heisst es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken.

Eben so wenig wissen diese weise Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das geniessende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, dass kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrösserungsglas erkennen lassen, dass die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater, sagen sie, ist noch in einem viel zu zarten Alter, als dass es den monarchischen Scepter der Kritik ertragen könne. — Es ist fast nöthiger die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muss durch Beispiele, nicht durch Regeln reformiret werden. — Resoniren ist leichter, als selbst erfinden.“

Heisst das, Gedanken in Worte kleiden: oder heisst es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen, und keine erhaschen? — Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen, und vom selbst erfinden reden? Was für Beispiele haben sie denn gegeben? Was haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, dass sie falsch ist, beweisen sie, dass sie zu strenge ist; und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, mer-

ken sie an, dass Erfinden schwerer ist, als Raisonniren; und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raisonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muss raisonniren können. Nur die glauben, dass sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet! (Bd. 7 S. 397.)

80. Nachwort zur Hamburgischen Dramaturgie.

(1769.)

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier (in Hamburg) den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Prinzipals geschehen könne: so weiss ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und sich träumen liess, dass ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich sein könnte? — Ich stand eben am Markte und war müssig; Niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wusste; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgiltig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den

neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschiesst: ich muss alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdriesslich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muss von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muss meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muss bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; dass zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muss ich für das deutsche zu thun folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin misstrauischer gegen alle erste Gedanken, als De la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte: so denke ich doch immer, dass die ersten Gedanken die ersten sind, und dass das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine erste Gedanken sind gewiss kein Haar besser, als Jedermanns erste Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause. —

Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamen oder, wie es meinen rüstigern Freunden scheinet, so faulen Arbeiter macht, selbst das, an mir nutzen zu wollen: die Kritik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bei mir gelacht zu haben, der sich aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften einbildete, dass es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei seinen Didaskalien zu thun gewesen. Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluss auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmackes, darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführet worden!

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, dass ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bei mir: wenigstens hatte mir Lione Allacci dessfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus *breviter et eleganter scriptas* nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und unsere jetztlebende Casauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Fünfzehnten, ob zu Paris oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französiche Meisterstück zuerst aufgeführet worden: das würden sie bei mir gesucht und zu ihrem grossen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes; aber doch, denke ich, nichts schlechteres.

„Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers hier thun würde.“

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüssig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr: sie ist verloren; sie muss ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber specielle, von Jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefasste Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüsste ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, dass alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheinet, dass es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, dass die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewissheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner, und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bei dieser ist freilich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bei dem Ziele sehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird? Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet: so frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmeres, als nichts. Nicht genug, dass es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal

seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als dass wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik, uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, dass ich lieber davon abbreche.

Ich war also genöthiget, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müsste, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern und grössern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muss, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleisses darf sich Jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben; sie mehr studirt zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübet, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiss wohl, so wie der Maler sich von Niemanden gern tadeln lässt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiss, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muss, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen lässt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmasst, der,

wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde, als ein Fisch.

Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, dass mir dergleichen nicht begegnet sei, dass ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, dass ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äussern könnte. Indess steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) dass ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiss, nur freilich nicht so fasslich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, dass sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet sein; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, dass sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neueren Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, dass bei unsern Dichtern den Franzosen nachahmen eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indess konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, dass die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit

welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloss man daraus? Dieses: dass sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja, dass diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, dass jeder die Kunst auf's neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener sein lassen, als den Wahn von der Regelmässigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äussere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so entkräftet, dass nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeusserung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des grossen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, dass man diese Aeusserung für Pralerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu setze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille sein, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unsere kritische Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig

und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Halle! —

Und mit diesem Uebergange, — sinnreicher muss er nicht sein, — mag denn der Ton des ernsthaftern Prologs in den Ton des Nachspiels verschmelzen, wozu ich diese letztern Blätter bestimmte. Wer hätte mich auch sonst erinnern können, dass es Zeit sei, dieses Nachspiel anfangen zu lassen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutschen Bibliothek des Hrn. Geheimrath Klotz, den Inhalt desselben bereits angekündiget hat?

Aber was bekömmt denn der schnackische Mann in dem bunten Jäckchen, dass er so dienstfertig mit seiner Trommel ist? Ich erinnere mich nicht, dass ich ihm etwas dafür versprochen hätte. Er mag wohl blos zu seinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weiss, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gassen, die ihn mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der ersten Hand von ihm zu erfahren bekömmt. Er muss einen Wahrsagergeist haben, Trotz der Magd in der Apostelgeschichte. Denn wer hätte es ihm sonst sagen können, dass der Verfasser der Dramaturgie auch mit der Verleger derselben ist? Wer hätte ihm sonst die geheimen Ursachen entdecken können, warum ich der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt, und das Probestück einer andern so erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt: aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, dass es eine lebendige Seele errathen sollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich selbst gesagt haben: folglich hat es mit dem Wahrsagergeiste seine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftstellern, wenn unsere hochgebietende Herren, die Journalisten und Zeitungschreiber, mit solchen Kälbern pflügen wollen! Wenn sie zu ihren Beurtheilungen, ausser ihrer gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, sich auch noch solcher Stückchen aus der geheimsten Magie bedienen wollen: wer kann wider sie bestehen?

„Ich würde, schreibt dieser Hr. Stl. aus Eingebung seines Kobolts, auch den zweiten Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfasser zu viel Arbeit machte, als dass er das Werk bald beschliessen könnte.“

Man muss auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. Es ist nicht ganz ohne, was das böse Ding dem guten Stl. hier eingeblasen. Ich hatte aller-

dings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern erzählen, warum dieses Werk so oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburt zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anstellen. Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber, das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr, für sie: wenigstens, der rechtschaffenen Männer unter ihnen; und es gibt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., ihrem Kobolte also nicht immer so ganz! Sie sehen es: was solch Geschmeiss des bösen Feindes von der Zukunft noch etwa weiss, das weiss es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach seiner Narrheit geantwortet, damit er sich nicht weise dünke. Denn eben dieser Mund sagt: antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdest! Das ist: antworte ihm nicht so nach seiner Narrheit, dass die Sache selbst darüber vergessen wird; als wodurch du ihm gleich werden würdest. Und so wende ich mich wieder an meinen ernsthaften Leser, den ich dieser Possen wegen ernstlich um Vergebung bitte.

Es ist die lautere Wahrheit, dass der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber sage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, dass diese Hoffnung fehl schlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, dass ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, dass ich sie nie angelegt hätte; und es wird sich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregister einer misslungenen Unternehmung bis zu Ende führet, und mir zeiget, was für einen periodischen

Nutzen ich einem solchen periodischen Blatte hätte ertheilen können und sollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, dass diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. Der süsse Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden: und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir sehr gleichgiltig sein! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein grosses Unglück hielte, dass Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit sein, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nämlichen Undienste scheitern könnten, durch welche meine gescheitert sind? Die Welt verliert nichts, dass ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an's Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines bessern Schriftstellers ebenso in's Stocken geriethe; und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, dass auch das nützlichste, unter ähnlichen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müsste.

In diesem Betracht stehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publico ein sonderbares Complot zu denunciren. Eben diese Dodsley und Compagnie, welche sich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubet, lassen seit einiger Zeit einen Aufsatz, gedruckt und geschrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort so lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beihilfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig denjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen werden, (wie es, zum Exempel, die neuaufgerichtete in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbstverlegen zu verwehren, und ihnen ohne Ansehen nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die diesem Vorhaben bereits beigetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingesehen, dass eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum grössten Nachtheil gereichen müsse, haben sich entschlossen, zu Unterstützung dieses Vorhabens eine Kasse aufzurichten, und eine an-

sehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerst noch nicht zu nennen, dabei aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen gutgesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehruug der Kasse dessgleichen, und ersuchen, auch unsern Verlag bestens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, so werden wir der ersten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht Jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu stören anfange. So viel versichern wir so wohl als die roch zutretende Herren Mitcollegen, dass wir keinem rechtmässigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam sein, so bald Jemanden von unserer Gesellshaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwider allen Schaden zuzufügen, sondern auch nicht weniger denjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von allen Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich loszumachen, oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch weit geringer verkaufen zu sehen. Denjenigen Herren Buchhändlern von unserer Gesellschaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Kasse eine ansehnliche Vergütung widerfahren zu lassen nicht ermangeln. Und so hoffen wir, dass sich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihilfe gutgesinnter Herrn Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Oster-Messen selbst nach Leipzig, wo nicht, so werden wir doch dessfalls Commission geben. Wir empfehlen uns deren guten Gesinnungen und verbleiben Deren getreue Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieser Aufsatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu steuern, so würde schwerlich ein Gelehrter ihm seinen Beifall versagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Strassenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.“ Das möchte sein; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbst-Verlegen verwehren. Wer

sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihren wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbst-Verlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten sein? Welch' Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? „Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung". Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Dass man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschliessenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Dass sie ihre Vertheidigung beifügen — wenn anders eine Vertheidigung für sie möglich ist — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten, der klein genug sein kann, ihnen seine Feder dazu zu leihen, abfassen lassen, in welchem sie wollen: selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Historchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringste Insinuation, dass es gekränkter Eigennutz sei, der mich so warm gegen sie sprechen lassen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie schon gesagt, mehr als einen rechtschaffenen Mann unter den Buchhändlern, dessen Vermittelung ich ein solches Geschäft gern überlasse. Aber keiner von ihnen muss mir es auch verübeln, dass ich meine Verachtung und meinen Hass gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlimmern Menschen sind. Denn jeder von diesen macht seinen *coup de main* für sich: Dodsley und Compagnie aber wollen bandenweise rauben.

Das Beste ist, dass ihre Einladung wohl von den wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, dass die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnitzische Project auszuführen. (Bd. 7 S. 415.)

81. An Nicolai.

Hamburg, 25. August 1769.

Liebster Freund!

Was Ihnen Gleim von Wien*) gesagt hat, ist ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projecte in Wien ohne Zweifel so reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag sein wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist: so muss es blos geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, dass man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muss sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. Ein Jeder thut indess gut, den Ort, in welchem er sein muss, sich als den besten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will. Ich hätte mir also wohl auch diese letzte Seite ersparen können. Leben Sie wohl, liebster Freund! Dero ergebenster

(Bd. 12 S. 278.) L.

*) Man trug sich mit dem Gerüchte, dass in Wien eine Akademie der Wissenschaften errichtet, und etwa Klopstock, vielleicht auch Lessing dahin berufen werden solle.

82. Vorrede zu der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet.

(1769.)

Ich wollte nicht gern, dass man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, dass nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, dass ich sie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unser jetziges Publikum gegen alles, was Streitschrift heisst und ihr ähnlich siehet, nicht für ein wenig allzu ekel hielte. Es scheinet vergessen zu wollen, dass es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem blosen Widerspruche zu danken hat, und dass die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;“ denn so nennet die Artigkeit alles Streiten: und Zanken ist etwas so unmanierliches geworden, dass man sich weit weniger schämen darf, zu hassen und zu verleumden, als zu zanken.

Bestünde indess der grössere Theil des Publici, das von keinen Streitschriften wissen will, etwa aus Schriftstellern selbst: so dürfte es wohl nicht die blose Politesse sein, die den polemischen Ton nicht dulden will. Es ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich!

Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnet dabei so selten. So selten? Es sei, dass noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung sein, dass wenigstens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unserer Erkenntniss, ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere: und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgiltig ist, wird mich nimmermehr überreden, dass er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

Ich will meine Denkungsart hierin Niemanden aufdringen. Aber den, der am weitesten davon entfernt ist, darf ich wenigstens bitten, wenn er sein Urtheil über diese Untersuchung öffentlich sagen will, es zu vergessen, dass sie gegen Jemand gerichtet ist. Er lasse sich auf die Sache ein, und schweige von den Personen. Welcher von diesen der Kunstrichter gewogener ist, welche er überhaupt für den bessern Schriftsteller hält, verlangt kein Mensch von ihm zu wissen. Alles was man von ihm zu wissen begehret ist dieses, ob er, seiner Seits, in die Wagschale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches in gegenwärtigem Falle den Ausschlag zwischen ihnen ändere, oder vermehre. Nur ein solches Beigewicht, aufrichtig ertheilet, macht ihn dazu, was er sein will: aber er bilde sich nicht ein, dass sein bloser kahler Ausspruch ein solches Beigewicht sein kann. Ist er der Mann, der uns beide übersieht, so bediene er sich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuarischen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er sagen, was ihm beliebt. Wenn er nur die Sache darunter nicht leiden lässt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht stellen können; ich hätte noch dieses und jenes seltene oder kostbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabei sind es nur längst bekannte Denkmale der alten Kunst, die mir freigestanden, zur Grundlage meiner Untersuchung zu machen. Schätze dieser Art kommen täglich mehrere an das Licht: und ich wünschte selbst von denen zu sein, die ihre Wissbegierde am ersten damit befriedigen können. Aber es wäre sonderbar, wenn nur der reich heissen sollte, der das meiste frisch gemünzte Geld besitzet. Die Vorsicht erforderte vielmehr, sich mit diesem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt ausser Zweifel gesetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunstwerk verweiset, das nur er noch kennet, das er zuerst entdeckt hat, kann ein sehr ehrlicher Mann sein; und es wäre schlimm für das Studium, wenn unter achten nicht sieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boissard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm gesehen haben, kann schlechterdings kein Betrüger sein; und et-

was Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens ebenso rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen.

(Bd. 8 S. 199.)

83. Verdrehung und Widerspruch.

(Aus der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet. 1769.)

Immer glaubt Herr Klotz, mir auf den Fersen zu sein. Aber immer, wenn ich mich, auf sein Zurufen, nach ihm umwende, sehe ich ihn ganz seitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe. — — —

Es ist, bei Gott, wohl eine grosse Freiheit, mir zu widersprechen! Und wer mir widerspricht, hat sich wohl sehr zu bekümmern, ob ich verdrüsslich werde, oder nicht!

Allerdings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten Mann verdrüsslich machen. Wenn ich sage, „es ist noch nicht Nacht“: so sagt Herr Klotz, „aber Mittag ist doch schon längst vorbei.“ Wenn ich sage, „sieben und sieben macht nicht fünfzehn“: so sagt er, „aber sieben und achte macht doch fünfzehn.“ Und das heisst er, mir widersprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick seinen Verstand etwas mehr, als sein Gedächtniss zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, dass die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt; und ich behaupte es noch. Aber sagen, dass die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt: heisst denn dieses von ihnen sagen, dass sie überhaupt kein Skelet vorgestellet? Ist denn unter diesen beiden Sätzen so ganz und gar kein Unterschied, dass wer den einen erweiset, auch nothwenig den andern erwiesen hat? dass wer den einen läugnet, auch nothwendig den andern läugnen muss?

Hier ist ein geschnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen: alle sind ungezweifelt antik, und alle stellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiss das nicht? Wer kann das nicht wissen, dem gesunde Finger und Augen nicht abgehen, sobald er es wissen will? Sollte man in den antiquarischen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben.

Diese antike Kunstwerke stellen Skelete vor: aber stellen

denn diese Skelete den Tod vor? Muss den ein Skelet schlechterdings den Tod, das personifirte Abstractum des Todes, die Gottheit des Todes, vorstellen? Warum sollte ein Skelet nicht auch blos ein Skelet vorstellen können? Warum nicht auch etwas anders?

(Bd. 8 S. 200, 202.)

84. An Nicolai.

Hamburg, 2. Januar 1770.

Liebster Freund!

Ich brauche Ihnen nicht zu schreiben, was Sie schon wissen. Ich bin in Braunschweig gewesen, und habe das Anerbieten des Erbprinzen, von dem Herzoge genehmiget, angenommen, mit der mir von beiden gethanen Versicherung, dass sie meiner Reise nach Italien nicht allein nicht zuwider sein, sondern selbige vielmehr befördern wollen, sobald ich nur vor's erste ihren eigenen Vorrath an Büchern, Manuscripten, Gemälden und Alterthümern kennen gelernt, um zu wissen, was ich ihnen zur Vermehrung desselben mitbringen könne. Sie sehen wohl, dass mich dieses leicht wenigstens ein Jahr in Wolfenbüttel halten kann. Ich bin mit dieser Verzögerung auch sehr wohl zufrieden, und ich werde sie dazu anwenden, um desto vorbereiteter nach Italien zu kommen. Ich denke, ungefähr in acht Wochen gänzlich von hier nach Wolfenbüttel abzuziehen, wo ich schon jetzt, ausser meinen Beschäftigungen, so mancherlei Anschläge auszuführen die Mittel vor mir sehe, dass ich manchmal wünsche, die armselige *Carrière* der Alterthümer schon geendet zu haben. Es lässt sich doch bei alle dem Bettel viel zu wenig denken, als dass man nicht manchmal auf sich selbst darüber ärgerlich werden sollte.

Hiernächst danke ich Ihnen, mein lieber Nicolai, für die Bezahlung meiner Assignation, und Ihre dabei geäusserten freundschaftlichen Gesinnungen. Ich mache mir kein Bedenken, meine Freunde in dergleichen Dingen zu brauchen; aber nur die äusserste Noth könnte mich zwingen, sie zu missbrauchen. Mit künftiger Woche wird Herr Bode den 3ten Theil der antiquarischen Briefe anfangen, und da Sie mir damit kein Ziel setzen, so will ich mir vor's erste auch keines setzen. Einer von uns wird ja wohl merken, wenn es Zeit ist aufzuhören.

A propos! Lesen Sie doch das letzte Stück des *Journal Encycl.* und zwar Voltaires zweiten Brief darin. Aus diesem werden Sie sehen, dass das Recht der französischen Buchhändler, ihren Autoren den Selbstverlag zu verwehren, so gegründet auch nicht sein muss, nur dass alle Privilegien, welche jene von der Regierung zu haben glauben, sich wohl nur auf diejenigen Trödler beziehen können, die nicht mit ihrem eigenen Zuwachse handeln.

Was macht unser Moses? Ich bedaure ihn, dass er von einem Menschen so compromittirt wird, von dem er sich seine Freundschaft nicht hätte sollen erschleichen lassen. Lavater ist ein Schwärmer, als nur einer des Tollhauses werth gewesen. Er macht schon kein Geheimniss mehr daraus, dass er Wunder thun kann, zufolge seiner Meinung, dass die Wundergabe dass Kennzeichen eines wahren Christen sei. So gut sich unser Freund von ihm los zu winden gesucht, so fürchte ich doch, dass der Schwärmer den Philosophen nicht eher, als mit der Morgenröthe los lassen wird, wenn er seine wahre Gestalt zu erkennen vermeinet, und bis ihm dieser das Gelenke seiner Hüfte verrenken müssen. Des Segnens wird er ihn sodann erlassen! Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald. Dero ergebenster L.

(Bd. 12 S. 287.)

85. An Nicolai.

Wolfenbüttel, 17. Mai 1770.

Liebster Freund!

Ich sorge nicht, dass Sie auf mich ungehalten sind. Denn niemals hat meine anscheinende Saumseligkeit oder Nachlässigkeit mehr Entschuldigung verdient, als diesesmal. Sie werden es leicht selbst ermessen. Gott sei Dank, dass ich nun anfange, wieder in Ordnung zu kommen. Ich habe die Bibliothek übernommen, und die ersten vierzehn Tage, meiner blosen Neugierde gewidmet, gehen auch zu Ende. Ich schicke mich allmählich an, in den Stunden, die mir meine Bibliothekgeschäfte lassen, — die vor's erste doch auch nicht klein sind — meine bei Seite gelegten Arbeiten wieder vor die Hand zu nehmen. Dass das erste darunter die Antiquarischen Briefe sind, können Sie gewiss glauben. Es scheint ein gutes Glück dabei mit vorgewaltet zu haben, dass der dritte

Theil diese Messe nicht fertig geworden. Ich finde hier und in Braunschweig hundert Dinge und Bücher, die ich noch dazu brauchen kann, so dass er aus ganz andern Augen sehen soll, und ich nicht nöthig habe, meine Pfeile nur immer gegen Klotzen und Riedeln zu richten. Er soll den Sommer bei guter Zeit fertig sein; und mit dem vierten Theile denke ich sodann den Beschluss von dieser Arbeit zu machen, der so ausfallen dürfte, als es wohl Wenige vermuthet hätten.

Ich habe alle Gründe, zu hoffen, dass ich hier recht glücklich leben werde. Auf Jahr und Tag werde ich sogar meine Reise aus den Gedanken verlieren; denn ich sehe so viel andere Nahrung vor mich, dass ich kaum weiss, worauf ich zuerst fallen soll. Vor's erste werde ich ganz Buridans Esel spielen. Ich wohne in einem grossen verlassenen Schlosse ganz allein: und der Abfall aus dem Zirkel, in welchem ich in Hamburg herumschwärmte, auf meine gegenwärtige Einsamkeit ist gross, und würde Jedem unerträglich sein, der nicht alle Veränderung von Schwarz in Weiss so sehr liebt als ich. Es verlohnte sich der Mühe, dass Sie einmal Ihren Weg von Leipzig nach Hause über Wolfenbüttel nähmen. Lassen Sie es lieber diesesmal sein! Denn ich denke, dass ich Ihnen tausend Dinge zu sagen hätte, die sich nicht schreiben lassen.

Der diesmalige Mess*catalogus* enthält wenig, wornach ich sehr begierig wäre. Ich bedauere unsern Moses, der sich eine Menge kleiner Kläffer auf den Hals gezogen. Das Kälbele *) von Frankfurt ist gar ein Ochs. Sie werden ohne Zweifel alles, was in dieser Sache herauskömmt, sammeln: sammeln Sie doch also auch ein Exemplar für mich, und schicken es mir mit Ihren übrigen Neuigkeiten.

Ich besinne mich, dass es Messe ist, da Sie die wenigste Zeit haben, Briefe zu lesen. Ich verspare also das Uebrige auf mein nächstes und bin Ihr ergebenster Freund L.

(Bd. 12 S. 299.)

*) I. B. Kölbele, Schreiben an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterische und Kölbelische Angelegenheiten gegen Herrn Mendelssohn. Frankfurt am Main. 1770. — Vergl. Allgemeine Deutsche Bibliothek. Band 13. St. 2. S. 388—396. v. M.

86. An Frau König. *)

Wolfenbüttel, 10. Juni 1770.

Meine liebste Madame!

Sie sind allzu gütig, und ich danke Ihnen tausend, tausendmal. — Unser Vetter hätte mich lieber gar beredet, dass alle meine Freunde in Hamburg auf mich ungehalten wären, weil ich noch fast an keinen geschrieben. Zwar wäre dieses Ungehaltensein nun eben nicht das Schlimmste für mich; und weit schlimmer wäre es, wenn sich kein Mensch darum bekümmerte, ob ich schriebe oder nicht schriebe. Aber demungeachtet weiss ich auch, dass es so arg nicht sein kann, als es der Vetter macht. Sie schmähen alle auf meine Nachlässigkeit, Faulheit, Unhöflichkeit, oder wie sie es sonst nennen mögen: im Grunde aber denkt keines ein Haar schlechter von mir, als es gedacht hätte, wenn ich noch so fleissig schriebe.

Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, was ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten. Ich bin den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir alles hier wieder so recht gefällt, als es mir gefallen soll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man sich erinnert, dass man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, dass man es noch ist. — Sie, mit Ihrer Familie befinden sich doch wohl? und recht wohl? Was macht Malchen, und was macht mein Pathe? Es ist alles jetzt so weitläufig und öde um mich, dass ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.

Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von so einer fertigen Briefschreiberin, als Sie sind, kann ich es schon verlangen, dass sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antwortet. Eine davon wäre auch diese:

*) Eva Katharina, geb. Hahn, Wittwe des Fabrikanten und Seidenhändlers Engelbert König, Lessing's nachmalige Gattin.

reisen Sie noch diesen Sommer? Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiseten und ich unglücklicher Weise nicht hier wäre. Denn eine kleine Ausflucht nach Göttingen oder Berlin muss ich doch wohl bald machen, so wenig ich meinen hiesigen Aufenthalt auch schon überdrüssig bin.

Zachariä empfiehlt sich Ihnen und so auch der Hr. Kammerherr v. Kuntsch. Vermuthlich werden sie mich morgen besuchen, und Sie errathen wohl, worauf ich vornehmlich traktiren werde.

Können Sie glauben, dass Ackermann nun auch in Wolfenbüttel spielen will? Uebermorgen fängt er hier an: das Theater ist auf dem Schlosse, und ich habe es so nahe, als ich es noch nie gehabt habe. Mir ist es gar nicht gelegen, und ich glaube, der Teufel hat sein Spiel, dass mir die Komödie immer auf den Hacken bleibt. Eher noch freue ich mich auf Ihre Italiener in Hamburg, die, wie ich höre, der Herzog zur Messe kommen lässt. Ackermann speiet schon Gift und Galle, und vielleicht, dass ihn dieses ganz von uns degoutirt, und Sie ihn künftig, Jahr aus Jahr ein in Hamburg behalten.

Leben Sie recht wohl, meine liebe Freundin; und bedenken Sie fein, dass der Mensch nicht blos von geräuchertem Fleisch und Spargel, sondern, was mehr ist, von einem freundlichem Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet. Dero ganz ergebenster

(Bd. 12 S. 302.) L.

87. Hochzuehrender Herr Vater!

Wolfenbüttel, 27. Juli 1770.

Ich hoffe, dass mich meine Eltern besser kennen, als dass Sie mein so langes Stillschweigen irgend einer Art von Kaltsinnigkeit sollten zugeschrieben haben. Grössten Theils der Verdruss, dass ich Ihnen mein Wort nicht halten können, ist die Ursache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören lassen. Wenn indess Karl so billig gewesen, aus meinen Briefen an ihn das, was sich dahin bezieht, mitzutheilen: so darf ich glauben, dass Sie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als dass Sie im geringsten unwillig gegen mich sein sollten. Es wäre mir eine wahre Freude gewesen, dergleichen ich sicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umstände hätten erlauben wollen, meinen

alten Vater aus einer Verlegenheit zu reissen, in die ich wohl weiss, dass ihn einzig seine Söhne gebracht haben. Aber so gut hat mir es nicht werden sollen. Schon damals, als ich es versprach, waren meine Umstände in der äussersten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit sind sie immer schlechter und schlechter geworden. Ich war endlich in eine Last von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreien können; und es war die höchste Zeit, dass ich durch die hiesige Versorgung wiederum eine gewisse Einnahme erhielt.

Eigentlich ist es der Erbprinz, welcher mich hieher gebracht. Er liess mich auf die gnädigste Art zu sich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, dass die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward.. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten besten Personen von der Welt besteht. Ich bin indess der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte: vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heisst, so viel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken.

Die Stelle selbst ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es um so viel weniger zu bedauern, dass ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, dass ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trockenen, das ist aus meinen Schulden sein werde: Sechshundert Thaler Gehalt nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstl. Schlosse.

Das allerbeste aber dabei ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt sein muss, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müssen, nun sehr wohl vergessen. Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weiss, was für ein grosser Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, dass der Erbprinz mehr darauf gesehen, dass ich die Bibliothek, als dass die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiss werde ich beides

zu verbinden suchen: oder eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem andern.

Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuscripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist, und in die theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem XI. Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, dass noch kein Mensch etwas weiss, ja dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz ausserordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, dass Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat, und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben, und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will.

Ob Ihnen sonst von meinen letzten Schriften einiges zu Gesichte gekommen, daran zweifle ich fast; und wenn es nicht geschehen, so ist es vielleicht eben so gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, darin ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Klotz, der in Ermangelung von Gründen seine Gegner auf das pöbelhafteste verleumdet und schmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie also Gutes und Böses von mir gelesen haben; und des letzteren leicht mehr, als des ersteren.

Dass Karl eine Versorgung erhalten, bei der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, ist ein grosses Glück für ihn. Er hat, wie er mir geschrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muss.

Wenn es Ihnen gefällig ist, mir bald wieder zu schreiben, so können Sie versichert sein, dass ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet lassen werde.

Der Frau Mutter und meiner Schwester empfehl ich mich zu vielmalen und bin äusserst erfreut, dass sich erstere noch so wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverlässig nach Dresden und werde

sodann nicht allein meine Eltern, sondern auch den Bruder Theophilus besuchen, den ich indess herzlich grüssen lasse. Ich verharre Dero gehorsamster Sohn Gotthold.

(Bd. 12 S. 304.)

88. An Theophilus Lessing.

Wolfenbüttel, 8. September. 1770.

Mein liebster Bruder!

Ich kam vorigen Montag von Braunschweig, wo ich mich einige Tage aufgehalten hatte, und wollte es mein erstes sein lassen, Dir auf Deinen Brief aus Pirna zu antworten, als ich einen zweiten von Deiner Hand hier vorfand. Das schwarze Siegel liess mich gleich alles besorgen. — Ich denke, ich habe es bei Dir nicht nöthig, viel klägliche Worte zu brauchen, um Dich zu versichern, wie sehr mich die Nachricht von dem Tode unseres Vaters betrübt und niedergeschlagen hat. Ich kann noch kaum wieder zu mir selbst kommen. Seine Gesundheit, von der er mich noch in seinem letzten Schreiben versicherte, liess mich nichts weniger, als sein so nahes Ende besorgen. Was mich einiger Massen tröstet, ist, dass er nach seinem Wunsche gestorben. Lass uns, mein lieber Bruder, eben so rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, eben so plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren. — Mein nächster Kummer dabei geht auf unsere Mutter. Ich weiss, Du wirst alles anwenden, sie zu trösten. Mache besonders, dass weder sie, noch unsere Schwester sich wegen der Zukunft bekümmern. Ich will hoffen, dass der selige Vater doch noch den Brief wird erhalten haben, den ich vor sechs oder acht Wochen an ihn geschrieben. Wenn sie daraus die Unmöglichkeit gesehen, ihnen bis anher beizustehen: so können sie doch gewiss versichert sein, dass diese Unmöglichkeit auf das Künftige wegfällt, und sie auf meine äusserste Unterstützung unfehlbare Rechnung machen können. Schaffe Du nur, mein lieber Bruder, vor das erste Rath und glaube sicherlich, dass ich Dich nicht werde stecken lassen. Es kann nicht anders sein, es müssen sich Schulden finden. Ich nehme sie alle auf mich und will sie alle ehrlich bezahlen; nur muss man mir Zeit lassen. Schreibe mir, was man für Versicherung dessfalls von mir verlangen kann, und ich will

sie mit Vergnügen stellen. Nur muss unsere Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen.

Auch bitte ich Dich, lieber Bruder, wegen des Leichensteines und der kupfernen Tafel in der Kirche alles nach Deinem Gutdünken zu besorgen. Es wird mir alles recht sein, und ich will die Kosten nicht allein mit, sondern recht gern ganz tragen.

Ich habe es höchst nöthig, mich den traurigen Ideen, ohne die ich diesen Brief nicht schreiben können, zu entreissen. Nimm mir es also nicht übel, wenn ich schon abbreche. Versichere meine Mutter von meiner Wehmuth und innigsten Zärtlichkeit gegen sie, die ich lieber durch die That, als durch viele Worte beweisen will; und zugleich umarme für mich unsere Schwester und sage ihr, dass ich meine Thränen mit den ihrigen verbinde und sie nicht vergessen soll, dass sie einen Bruder hat, der bereit ist, alles für sie zu thun, was ihm in der Welt nur möglich ist.

Lebt zusammen recht wohl und gedenkt meiner im Besten!

Dein treuer Bruder Gotthold.

(Bd. 12 S. 311.)

89. Vorrede zum Berengarius Turonensis.

(1770.)

Den Gelehrten ist bekannt, dass Herr Schmid, Professor der Theologie bei dem Carolino in Braunschweig, unlängst den Brief des Adelmann an den Berangarius aus einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erschien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht mir die Aufsicht über diese Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, dass meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob sie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den ersten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig ertheilte ich dem Herrn Schmid die erste Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung selbst bestehet nur aus den Briefen, die ich, darüber an ihn zu schreiben, Gelegenheit nahm.

Zwar schrieb ich diese Briefe sogleich in der Absicht, von

mehreren gelesen zu werden. Aber dennoch muss ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — dass ich weder die Zeit noch den Fleiss darauf verwandt habe, den diese weitere Absicht erfordert hätte.

Ich glaubte sogar, hier sei es allerdings besser, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige, und lieber die Neugierde der Welt, die ein so wichtiges Werk so lange entbehren müssen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als später.

Besonders merke ich nun wohl, dass es mir ergangen, wie es fast immer ergeht, wenn man von der Hand weg schreibt. Man wird zugleich zu kurz und zu lang; man sagt zugleich zu viel und zu wenig. Diesen und jenen ganz kritischen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren sollen; mit gewissen Schriftstellern hätte ich mich bei weitem so tief nicht einlassen sollen. Dagegen hätte ich mich bei dem wesentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten und mehr Besonderheiten desselben mittheilen müssen.

Doch wenn bei jenen Auswüchsen höchstens nur einige Bogen verschwendet worden, so ist diesem Mangel durch einige Bogen mehr leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewisse Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten, und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, dass sie einer eigenen Erörterung gewiss sehr werth sind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paschasius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Lesern nicht zu sagen.

Was ich inzwischen vor jetzt liefere, so viel oder so wenig es ist, wird doch immer hinlänglich sein, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieses Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich sehe voraus, wie unendlich verschieden die Urtheile hierüber ausfallen müssen. Aber wer erräth auch nicht, welche Urtheile allein entscheiden können? Unstreitig nur die Urtheile der Theologen unserer Kirche: und unter diesen vorzüglich nur derer,

welche die Sache mehr nach dem Bedürfnisse, als nach dem Tone der Zeit ermessen können und wollen.

Dass sodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniss zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaube ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, dass auch solche Schätze keine Schätze sind, wenn sie nicht Jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte und begreife sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleichen Handschrift für sich, so und so, zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben, dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger sein oder nicht: es sind doch immer meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr, dass dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns so zuverlässig gemacht würde, als möglich, welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführen sich gefallen lässt. Einem solchen, er sei wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdekung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen sein, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke.

(Bd. 8 S. 251.)

90. Zu den Sakraments-Streitigkeiten.

(Schluss des Berengarius. 1770.)

Auf einige Fragen indess, die mir einmal über das andere beigefallen, so oft ich mir von den Sakramentarischen Streitigkeiten überhaupt einen Begriff machen wollen, möchte ich Sie wohl ersuchen, sich im voraus gefasst zu halten. Nur fürchten Sie nicht, dass diese Fragen dogmatischen Inhalts sein werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geschichte des Dogma; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder andere Meinung ergeben dürfte.

Nämlich: wenn die Lehre der blosen Zeichen die älteste,

erste, ursprüngliche Lehre gewesen wäre, wäre es wohl möglich, dass auf einmal die Lehre der Transsubstantiation daraus hätte entstehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung sein, dergleichen doch der menschliche Verstand nie, selbst nicht in seinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um diesen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von selbst auf eine dritte Lehre kommen müssen, durch welche der Uebergang von jener ersten auf jene zweite erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieses sein, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich sie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, diese dritte Lehre schon vor Alters, schon vor der Lehre der Transsubstantiation vorhanden gewesen, so wie sie jetzt wirklich vorhanden ist, wäre sonach die ganze Progression diese, dass man erst blose Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich in das Ding selbst verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, dass nur über die letzte Fortschreitung von den prägnanten Zeichen auf in das Ding selbst verwandelte Zeichen so viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entstanden wären? Wie wäre es gekommen, dass die erste Fortschreitung von den blosen Zeichen zu prägnanten Zeichen dagegen so ruhig abgelaufen, so ganz und gar keinen Widerspruch gefunden hätte, da sie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene ist, weit anstössiger als jene hätte sein müssen? Oder sind Ihnen Streitigkeiten über diese erste Fortschreitung in den ältern Zeiten bekannt?

Mir nicht; und so frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entstanden, was ist wahrscheinlicher, als dass keine entstehen können? Und wie haben keine entstehen können? Wie anders, als dass die Fortschreitung selbst nicht Statt gehabt? Wie anders, als dass es nicht wahr ist, dass man anstatt der blosen Zeichen prägnante Zeichen einschleichen lassen, sondern dass nicht die Lehre der blosen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen die erste ursprüngliche Lehre gewesen?

Ich weiss nicht, ob Sie mich recht verstehen; ich weiss nicht ob ich nicht etwas frage, worauf man schon längst geantwortet hat: aber ich weiss, dass daraus wenigstens ein Gespräch unter uns werden kann, und dass ich mich auf jedes Gespräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl. (Bd. 8 S. 348.)

91. Meine liebste Mutter!

Wolfenbüttel, 7. Januar 1771.

Ich habe mit Fleiss nicht eher wieder nach Hause schreiben wollen, als bis ich im Stande wäre, wenigstens einen kleinen Anfang meines Versprechens zu machen. Sie müssen es lediglich meinem Unvermögen zurechnen, wenn ich diesesmal nicht mehr als beigehende 25 Rthlr. senden kann: auf künftige Johannis können Sie aber zuverlässig auf 50 Rthlr. rechnen; und so will ich von Zeit zu Zeit fortfahren, alles, was ich entübrigen kann, zur Abtragung einer Schuld anzuwenden, die freilich die grösste ist, die ich auf der Welt haben kann. Ich denke nicht, dass Sie im Ernst einiges Misstrauen auf meine Bereitwilligkeit setzen werden, alles zu thun, was Sie beruhigen und das Andenken meines Vaters bei den verdienten Ehren erhalten kann. Sollten daher die Gläubiger, von welchen mir die Schwester schreibt, nicht ohnedem Nachsicht haben wollen, so bin ich gern erbötig, auf gewisse Termine ihnen meinen Wechsel oder Obligation darüber auszustellen; in der festen Absicht, sie als ein ehrlicher Mann zu befriedigen, sobald es meine eigenen Umstände, die noch bis jetzt selbst sehr verwirrt und kümmerlich sind, nur immer zulassen werden.

Meine liebe Schwester mag mir es vergeben, dass ich ihr auf ihren weitläufigen Brief nicht antworten kann. Ich nehme an den Kränkungen, die Ihnen beiden in Camenz widerfahren, sehr viel Antheil; aber wie kann ich denselben abhelfen? Ueber eine Art dieser Kränkungen nur, nämlich über die, welche Ihnen von den elenden Collegen des seligen Vaters erwiesen werden, müssen Sie sich hinwegsetzen und sie blos mit Verachtung ansehen.

Ich habe mir von meinem Vetter, dem Hrn. Inspector, immer die beste Idee gemacht und ihn jederzeit für einen rechtschaffenen Mann gehalten. Er kann es also wohl unmöglich sein, der Sie wegen einiger kleinen Vorschüsse allzusehr drücken sollte. Ich bitte ihn indess in meinem Namen zu versichern, aller seiner Anforderungen wegen ruhig zu sein, und mich für seinen Schuldner anzusehen.

An den Bruder Theophilus will ich mit nächster Post schreiben. Der Hr. Oberjägermeister von Carlowitz allhier ist der Meinung, dass er um die Stelle des seligen Vaters anhalten müsse. Da ich nun aber gar nicht weiss, wie die dortigen Umstände sind,

so kann ich weder ja noch nein dazu sagen, und muss alles seiner eigenen Ueberlegung anheim stellen.

Unter Anwünschung der besten Gesundheit und möglichster Zufriedenheit bei dem Antritte dieses neuen Jahres verbleibe ich vor jetzt, da mir meine Geschäfte nicht erlauben wollen, weitläufiger zu schreiben, Dero treugehorsamster Sohn Gotthold.

(Bd. 12 S. 333.)

92. Das Epigramm.

(Eingang der Abhandlung: Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. 1771.)

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. m. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau und jenes durch den Gebrauch des Wernicke das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war; das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten und auf die eine Seite derselben schreiben liess: Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika; sowie auf die entgegenstehende: Hier ist Peloponnesus und nicht Attika, so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer blosen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere erklärte sich Vavassor*).

*) De epigrammate cap. 3. Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, dass ein Jeder von selbst sehe, dass es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiss, dass der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt unstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trocknesten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so dass beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten? (Bd. 8 S. 412.)

93. Die Bestandtheile des Epigramm's.

(Aus den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm. 1771.)

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstösst, so vermengt sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Grösse oder Schönheit des Denkmals gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewusste Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewissheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wissbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms, behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muss über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen

und durch einen unvorhergesehenen Aufschluss diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms Erwartung und Aufschluss nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen lässt, und welche Klassification unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluss darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse gibt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben. (Bd. 8 S. 417.)

94. Der Witz des Epigramms.

(Aus den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm. 1771.)

Einige Leser dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinn-Gedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geschweige, dass ich die verschiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt; ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter *acumina* und die französischen *pointes* nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indess unter diesen Worten nichts anderes verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen stehen muss, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann, so ist es wohl klar, dass das Sinngedicht ohne dergleichen *acumen* oder *pointe* schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses *acumen* das wahre allgemeine Kennzeichen desselben und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es

mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen; wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter *acumen*, oder *pointe*, man etwas meinet, was blos das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches grösstentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert, oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen *pointe* haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter, oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet: ebenso ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können. (Bd. 8 S. 440.)

95. Hero und Leander.

(Aus den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm. 1771.)

Ausser ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weiten den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden, und auch lange nicht so verbraucht sind, dass nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiss nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts,

an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heisst nämlich, dass Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe. *)

Πυργὸν ἀπὸ πσογόνων παρὰ γείτονι ναῖε θαλάσσῃ.

Wie kömmt es, dass man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, dass schlechterdings kein Ausleger gewusst, was es mit diesem Thurme für eine Bewandtniss gehabt. Aber wer es von ihnen gewusst hat, der hat wenigstens sehr Unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt, als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, dass sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern ausser der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, dass ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heisst, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewusst habe: bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherin des Meeres, in beiden wird eines Hauses, und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die ausser der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden, erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet so:

Λιτός μοι δόμος οὗτος, (ἐπεὶ παρὰ κύματι πηγῷ
Ἵδρυμαι, νοτερῆς δέσποτις ἠϊόνος)

*) Ver. 32.

Ἀλλὰ φίλος· πόντῳ γὰρ ἐπὶ πλατὺ δειμαίνοντι
Χαίρω, καὶ ναύταις εἰς ἐμὲ σωζομένοις.
Ἱλάσκευ τὴν Κύπριν. ἐγὼ δέ σοι ἢ ἐν ἔρωτι
Οὔριος, ἢ χαρόπῳ πνεύσομαι ἐν πελάγει.

„Gering ist diess mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch ist es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt, und der Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglücket." — Was Antipater *δομος* nennet, heisst bei dem Musäus *πυργος*: und es ist natürlich, dass ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen, und vor Ueberschwemmung gesichert sein sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κύπριδος οὗτος ὁ χῶρος, ἐπεὶ φίλον ἔπλετο τήνᾳ
Αἰὲν ἀπ' ἠπείρου λαμπρὸν ὁρᾷν πέλαγος,
Ὄφρα φίλον ναύτῃσι τελῇ πλόον, ἀμφὶ δὲ πόντος
Δειμαίνῃ, λαμπρὸν δερκόμενος ξόανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schliessen, dass, bei entstehenden Stürmen, das Bildniss der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterin: und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus ausser allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, *ἔρωτος ἄγαλμα* *): und die Ausleger sind

*) Ver. 8.

äusserst uneinig, wie dieses ἄγαλμα hier zu übersetzen; ob durch *simulacrum*, oder *signum*, oder *forma*, oder *indicium*, oder *solatium*. Ich glaube aber, ἄγαλμα soll das ξόανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung, durch *simulacrum*, die richtigere; oder wenn man ja *signum* dafür brauchen wollte, so müsste es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von *simulacris* genommen wird, und das Beiwort *laetabile*, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre ebenso überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen. (Bd. 8 S. 502.)

96. An Karl G. Lessing.

Braunschweig, 10. Februar 1772.

Liebster Bruder!

Was du von dem Charakter der Emilia sagst, hat viel wahres. Aber so ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Ursachen:

1) Weil das Stück Emilia heisst, ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten, oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Personen, die gar nicht auf's Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinen sind gar nicht nach meinem Geschmacke. Wenn Aristoteles von der Güte der Sitten handelt, so schliesst er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorsam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äusserlichen Gebräuche einer positiven Religion von Aberglauben und schwachem Geiste? Wolltest Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in

die Messe gehen und während der Messe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume hast Du ganz Unrecht; wessfalls Du das Manuscript nur wieder nachsehen darfst. Emilia glaubt nicht an den Traum; sondern sie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für sehr natürlich: wegen ihres grössern Geschmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob sie schon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: so darf er doch gar wohl sonst Eindrücke auf sie machen. Appiani ist es, der sich dabei länger aufhält, als sie beide. Aber auch den lasse ich die Ursache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freilich der Charakter der Emilia interessanter und sie selbst thätiger. — Nur käme das ein wenig zu spät, wenn es wahr wäre, dass sie schon einen kleinen Begriff von sich erweckt hätte. —

Doch es sei auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen ältesten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drei Acte abgetheilt, und diese so angelegt war, dass sie nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte.

Was Du von dem Charakter der Orsina sagen wirst, verlangt mich am meisten zu hören. Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muss er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geschieht, so antworte mir nur *recta* nach Braunschweig, wo ich mich bis gegen den 20. aufhalten werde. Lebe wohl. Dein treuer Bruder

(Bd. 12 S. 408.) Gotthold.

97. An den Herzog Karl von Braunschweig.

Ich unterstehe mich, eine grosse Kleinigkeit an Ew. Durchlaucht zu bringen, die jedoch für mich darum keine Kleinigkeit ist, weil ich nicht gern das Geringste thun oder geschehen lassen wollte, was Ew. Durchlaucht wünschen könnten, dass es gar nicht oder anders geschehen wäre.

Döbbelin hatte erfahren, dass eine neue Tragödie von mir,

die ich aber bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, gegenwärtig in Berlin gedruckt werde. Er bat mich, ihm das Manuscript davon zukommen zu lassen, um sie auf den bevorstehenden Geburtstag der Herzogin Königl. Hoheit aufzuführen. Ich konnte ihm solches nicht wohl verweigern. Doch nahm ich mir sogleich dabei vor, so bald ein Abdruck in meinen Händen sein würde, durch Vorlegung desselben vor allen Dingen mich der Genehmigung Ew. Durchlaucht zu versichern.

Ich thue solches hiermit, obschon das ganze Stück noch nicht gänzlich abgedruckt ist, und ich Ew. Durchlaucht nur die Bogen bis in den vierten Aufzug vorlegen kann. Indess werden auch schon diese hinlänglich sein, einen Begriff von dem Ganzen zu machen, welches weiter nichts als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung sein soll.

Ich weiss nicht, ob es überhaupt schicklich ist, an einem so erfreulichen Tage eben ein Trauerspiel aufzuführen; noch weniger weiss ich, ob Ew. Durchlaucht an diesem Tage nicht etwas ganz anders zu sehen wünschen könnten. Sollte dieses sein: so ist es zu einer Abänderung noch immer Zeit; und falls Ew. Durchlaucht dem Döbbelin nicht unmittelbar Dero Willensmeinung darüber wissen zu lassen geruhen wollen: so erwarte ich nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden Vorwande die Aufführung dieses neuen Stücks zu hintertreiben.

(Bd. 12 S. 410.)

98. An Gleim.

Wolfenbüttel, 22. März 1772.

Liebster Freund!

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und grosse Freude gemacht. —

Man hat oft gesagt, wie gut und nothwendig es sei, dass sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun versucht. Aber noch keinem ist es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, dass diese Ihre Art die vorzüglichste, wo nicht die einzig wahre ist.

Sich zum Volke herablassen, hat man geglaubt, heisse: ge-

wisse Wahrheiten (und meistens Wahrheiten der Religion) so leicht und fasslich vortragen, dass sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Diese Herablassung also hat man lediglich auf den Verstand gezogen; und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volkes besteht. Gleichwohl ist diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, dass jene erstere von selbst daraus folgt; da hingegen jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch ist, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk blos und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden, und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt: nicht, um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, *laeta paupertas*, die dem Epikur, und dem Seneca so sehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankömmt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröhlich ist.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzusetzen wünschte, um den aufmerksamern Lesern in den eigentlichen Gesichtspunkt derselben zu stellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geschickt, den geringsten Einfall so auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch schon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendsten und zugleich unangenehmsten Arbeit bis über die Ohren steckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermischten Schriften kostet mir viele Zeit; und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbei schicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna schicke. — Meinen Sie nicht,

dass ich der Mädchen endlich zu viel mache! Sara! Minna! Emilia!

Leben Sie wohl, bester Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi und Herrn Michaelis. Des letztern beide Briefe sind, im ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachlässigkeiten in dem ersten hätte er sich nicht erlauben sollen, hätten ihm seine Freunde in Halberstadt, in deren Werken alles so ausgefeilt, alles so voller Licht ist, nicht sollen hingehen lassen. Dero ganz ergebener

(Bd. 12 S. 416.) L.

99. Meine liebste Mutter!

Wolfenbüttel, 9. April 1772.

Ich muss Sie tausendmal um Verzeihung bitten, dass ich meiner Zusage und meiner Schuldigkeit schlecht nachkomme. Ich bitte Sie aber auch eben so sehr überzeugt zu sein, dass es eine wahre Unmöglichkeit für mich gewesen ist, das zu leisten, was ich mit so vielem Vergnügen leiste, sobald ich es nur einigermassen im Stande bin. Es haben seit einem halben Jahre so dringende Schulden auf mich losgestürmt, dass ich alle Mühe gehabt habe, meinen guten Namen zu erhalten. Das baare Geld ist daher bei mir so knapp gewesen, als es nimmermehr bei Ihnen hat sein können. Denn die Schwester wird doch noch immer einen Dukaten oder so etwas in Reserve gehabt haben, an dem es mir wahrlich so oft gefehlt hat. Beigehende 50 Rthlr. gehören noch zu meiner Schuld vom vorigen Jahre. Sobald mir wieder etwas Geld eingehet, will ich mich meiner Schuld für dieses Jahr gewiss erinnern. Nur nochmals bitte ich Sie, meine liebste Mutter, an meinem guten Willen nicht zu zweifeln. Die Schwester schien in ihrem letzten Briefe zwar sehr daran zu zweifeln, und ich muss Ihnen sagen, dass mich dieser Brief nicht wenig gekränkt hat. Ich will halten, dass sie es so übel nicht gemeint hat, und dass ihr freilich wohl das Feuer auf die Nägel mag gebrannt haben, da überhaupt jetzt in Sachsen schlechte Zeiten sein sollen. Ich wünsche sehr, dass Sie beide so wenig davon empfinden mögen als möglich, und dass Sie Gott inzwischen nur gesund erhalten möge.

Wegen des Lebenslaufs unseres seligen Vaters bitte ich Sie,

meine liebste Mutter, beruhigen Sie sich doch nur ja. Wenn er vor Jahr und Tag wäre gedruckt worden, so wäre er jetzt schon wieder vergessen. Ein bloser Lebenslauf, so wie er von der Kanzel nach der Parentation abgelesen werden kann, ist so gut wie gar nichts, und ob ein solcher gedruckt wird oder nicht, das würde dem seligen Manne, wenn wir ihn selbst fragen könnten, sehr gleichgiltig sein. Und was die lieben Camentzer dazu sagen, das muss uns vollends nicht bekümmern. Genug, dass ich es gewiss nicht vergessen werde, ihm ein ander Andenken zu stiften, das seiner würdiger ist, und womit gewiss auch Theophilus zufrieden sein soll. Diesem bitte ich mich zu empfehlen und verbleibe Zeitlebens Meiner liebsten Mutter gehorsamster Sohn

(Bd. 12 S. 417.) Gotthold.

100. An Ramler.

Braunschweig, 21. April 1772.

Liebster Freund!

Wie sehr ich Ihnen für Ihren Beifall und Ihre freundschaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute Aufnahme zu verschaffen, verbunden zu sein Ursache habe, das können Sie nur selbst am besten erachten. — Aber nun auch die bessere Art des Beifalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir sie versprochen, und ich erwarte sie so gewiss, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbessern eines dramatischen Stückes insbesonders fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht ist, und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll: so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem. — Also, liebster Freund, wenn auch Sie es wollen, dass ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll; so sehen Sie, worauf es dabei mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reizen, nicht dieses Nämliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann nothwendig noch seine Mängel haben muss: so ist dieses allein der

Ring durch die Nase, an dem man mich im immerwährenden Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorstellung bei Koch ausgefallen. Die hiesige bei Döbbelin habe ich noch nicht gesehen: aber man sagt durchgängig, dass Emilia unter allen seinen Stücken dasjenige ist, was er am besten spielt. — Ueberbringer wünschte sehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und diese sind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geschwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf so schwach, so dumm ist, dass ich nur noch kaum den Wunsch thun kann: Ach, wenn doch Müssiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt schliesse ich noch mit dem Wunsche, dass Sie diesen Wunsch nicht auch zu thun Ursache haben mögen.

(Bd. 12 S. 421.) Dero ganz ergebenster Freund L.

101. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 5. Dezember 1772.

Mein lieber Bruder!

Ich antworte Dir wieder sehr spät und meine Entschuldigung ist wieder wie gewöhnlich. Ich wollte Dir überhaupt nicht eher wieder schreiben, als bis ich Dir meine Beiträge etc. mitschicken könnte. Allein es möchte unter vierzehn Tagen noch nicht geschehen können, weil plötzlich mein Buchdrucker hier gestorben ist und ich noch in den Geburtsschmerzen der Vorrede darnieder liege. So lange aber darf ich es wohl nicht anstehen lassen, Dir über einen andern Punkt zu schreiben, den ich immer vergessen habe, zu berühren. Er betrifft den englischen Roman, den Du jetzt übersetzest. Nicht zwar die Stelle, worüber Du meine Meinung verlangst und in der ich nicht wüsste, wie das *rust* anders zu übersetzen wäre als durch Rost, mag es doch klingen, wie es will: sondern die Uebersetzung selbst. Du glaubst nicht, in welche Verlegenheit Du mich unwissend dadurch setzest. — Kennst Du den jungen S**? Hier lies einen Brief, den er schon vor länger als einem halben Jahre an mich geschrieben. Mit diesem Briefe oder kurz vorher hatte ich von ihm ein Exemplar von dem *Man of feeling* erhalten, von welchem er mein Urtheil zu wissen

verlangte. Dir die Wahrheit zu gestehen, ich habe ihm noch nicht geantwortet. Aber was er davon denken dürfte, sollte mir gleichviel sein; wenn er nur nicht denken könnte, dass ich besagtes Exemplar Dir geschickt hätte, damit Du es für einen andern Verleger übersetzen könntest. Du weisst, dass das nicht ist. Thue mir also den Gefallen, ihm das Verständniss darüber zu eröffnen, welches durch Vorzeigung Deines Exemplars am besten geschehen kann. Das seinige will ich ihm nächstens zurückschicken. Ich habe es verleihen müssen und der es hat, ist jetzt verreist. Diese Kleinigkeit ist mir wirklich ärgerlich. Und ich möchte wohl wissen, wie der Geier Dich gerade auf einen Roman hat führen müssen, dessen Uebersetzung dieser junge S** auch schon längst in dem Messkatalog angekündigt hat! Kennst Du ihn noch nicht, so wird es eben so gut sein, wenn Du seine Bekanntschaft bei dieser Gelegenheit machst. Es ist vielleicht kein unebner Mensch.

Herr Voss hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böse auf mich ist, so thut es mir leid. Gott weiss, dass es mir unmöglich gewesen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beiträge mussten schlechterdings gemacht sein, denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heissen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte. Den zweiten Theil meiner vermischten Schriften soll er auf Ostern gewiss haben; was ich ihm aber sonst auf diese Zeit versprechen könnte, wüsste ich nicht. Denn dass ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Du wirst sagen, dass dies sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt, dass meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine

Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, dass ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närrisch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigstens nicht offen halten, und das Publikum erst mit meinen Stücken sättigen wollte. Das Geld ist gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig sein, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater. —

Von Herrn Meil habe ich noch nichts gesehn. Erinnere ihn doch. — Kennst Du denn den Rector Heynatz? Was er von der Sprache meines Stückes sagt, ist in vielen Stücken wahr. — *Apropos!* Kannst Du mir nicht Dorats *Fables* schaffen? Sie sind vielleicht bei einem französischen Buchhändler in Berlin zu finden. Der Mann soll greulich auf mich geschimpft haben; und das müsste ich ja wohl lesen.

Lebe wohl und antworte mir bald.

(Bd. 12 S. 454.) Gotthold.

102. An Frau König.

Braunschweig, 15. Februar 1773.

Meine Liebe!

Ich bin seit vierzehn Tagen in Braunschweig, auf ausdrückliches Verlangen des Erbprinzen, und habe Ihnen von einem Tage zum andern von einer Sache Nachricht geben wollen, die für mich, und also auch für Sie, wie ich mir schmeichle, sehr interessant ist. Nur, weil ich Ihnen die volle Gewissheit gern sogleich davon melden wollte, habe ich es noch immer müssen anstehen lassen. Da

aber vor einigen Tagen der Erbprinz unvermuthet nach Potsdam verreisen müssen, und indess die Betreibung der Sache stille steht: so denke ich, ist es doch besser, dass ich Ihnen nur vorläufig etwas davon melde, als dass ich Sie gänzlich ohne Briefe von mir liesse, welches Sie ohnedem schon länger sind, als es der Inhalt Ihres Letztern sollte verstattet haben.

Also mit wenig Worten: es ist hier vor kurzem ein Hofrath gestorben, den der Herzog vornämlich in solchen Sachen brauchte, welche die Geschichte und die Rechte des Hauses betrafen. Der Erbprinz hat geglaubt, dass, wenn ich wollte, es mir nicht schwer werden könnte, in wenig Zeit die hierzu nöthige Kenntniss und Geschicklichkeit zu erlangen. Er trug mir also diese Stelle, mit Beibehaltung des Bibliothekariats, an, und versicherte mich, dass er mich so dabei setzen wollte, dass ich mit möglichster Zufriedenheit mich hier fixiren könnte.

Aber darauf, sagte er, kömmt es sodann auch an! Sie müssen bei uns bleiben, und Ihr Project, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben. Ich weiss nicht, ob er Wind bekommen haben musste, was mein gegenwärtiger Plan sei. Aber Sie können sich leicht einbilden, was ich ihm antwortete. Ich nahm seinen Antrag vorläufig an, ohne ihm jedoch zu verschweigen, dass ich allerdings, ohne eine bessere Aussicht, nicht mehr sehr lange allhier dürfte ausgehalten haben. Durch diese Stelle, sagte er, bekommen Sie bei uns einen Fuss auf alles, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie in Ihrer gegenwärtigen Carriere bleiben, oder eine andere einschlagen wollen. Kurz, die Sache ward unter uns so weit richtig, dass sie vielleicht schon völlig zu Stande wäre, wenn, wie gesagt, seine Reise nicht so unvermuthet dazwischen gekommen wäre. Er kommt den 28. dieses wieder zurück, und sodann, denke ich, kann es nicht lange mehr dauern, dass sich mein künftiges Schicksal nicht wahrscheinlicher Weise auf immer entscheiden sollte.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, warum ich Ihnen dieses schreibe. Ich schmeichle mir vielmehr, dass Sie dieses für die vollständigste Antwort halten werden, die ich Ihnen besonders auf die eine Stelle in dem Briefe Ihres Herrn Bruders geben könnte. Desto besser, wenn Sie es sodann so einrichten können, dass Sie auch gar nicht mehr an Wien zu denken brauchen. Ich bin diesen ganzen Morgen von Besuchen belagert, und muss schliessen, wenn ich die

Post nicht versäumen will. Nächstens ein Mehreres. Ich umarme Sie tausendmal, meine Liebe, und bin ewig ganz der Ihrige

(Bd. 12 S. 464.) L.

103. Die Bibliothek in Wolfenbüttel.

(Vorrede der Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. 1773.)

Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufsicht mir anvertrauet ist, hat, von ihrer ersten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz besonders auf sich gezogen. Und mit Recht. Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als Augustus war, in einer ununterbrochenen Folge von nahe fünfzig Jahren beeiferte.

Die Beweise hiervon sind in der Geschichte nachzusehen, welche von ihr Burckhard, einer meiner Vorweser, mit vielem Fleisse zusammengetragen hat.

Dennoch aber ist eben dieses Werk nur wenig geschickt, der Welt einen angemessenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meine dieses nicht blos in Ansehung ihres gegenwärtigen Zustandes; in Ansehung des Anwachses, den sie in den letzten dreissig Jahren erhalten Denn wie sehr sich Unseres jetzt regierenden Herzogs Durchlaucht das Recht erworben haben, der zweite Stifter derselben zu heissen: das hat es freilich nicht melden können. Die Beschreibung dieses glücklichen Zeitpunkts bleibt seinem Fortsetzer aufbehalten.

Sondern Burckhard scheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bei der Geschichte einer Bibliothek hauptsächlich ankömmt. Nicht darauf, dass man die gleichgiltigeren Umstände ihrer Entstehung und ihrer allmählichen Vermehrung mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchstens die Genealogie der Bibliothek: sondern darauf, dass man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, dass so viele Bücher mit so vielen Kosten hier zu Haufe gebracht worden. Das allein sind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten gibt es keine Geschichte.

Denn kaum dass Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Augustus selbst aus dieser seiner Bibliothek, ent-

weder zuerst, oder verbessert, herausgeben lassen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie Leibnitz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig etc. aus ihr geschöpft haben, ist mit dem tiefsten Stillschweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er schon dreist behaupten können, was ich jetzt um so viel sicherer behaupten darf; nämlich, dass in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert hat, als die Unserige.

Wenn ich es nun für meine erste Pflicht hielt, mir von diesen Beiträgen allen eine genaue und so viel möglich kritische Kenntniss zu erwerben, so schmeichle ich mir, dass ich in einiger Zeit nicht unfähig sein dürfte, den Mangel des Burckhardschen Werks zu ergänzen, und eine Literär-Geschichte derselben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verstande die Geschichte der Bibliothek heissen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als sie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen ist recht gut; aber es ist kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein stolzrer Vorsatz gewesen ist. Mit Einem Worte: lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen; als die Rechnungen von der verflossenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um so mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen so reichhaltigen Anbruch gleichsam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meisten hätte folgen wollen: so würde die Abfassung und Bekanntmachung eines vollständigen Verzeichnisses aller handschriftlichen Schätze der Bibliothek das Beste und Kürzeste gewesen sein, was ich in Absicht meines Vorsatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieser Rath recht herrlich und schön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit so manchem andern herrlichen und schönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung ist auf der einen Seite nicht eben sehr nützlich: und auf der andern nicht so recht möglich.

Denn entweder man meinet ein Verzeichniss, welches nichts als die etwaigen Aufschriften der Manuscripte enthält. — Ein solches kann man sich leicht einbilden, ist längst bei der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung desselben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöser, als erspriesslich sein. Sie würde bei den Gelehrten so manche überflüssige Neugierde, so manche eitle Erwartung erregen; sie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten so manche vergebene Mühe, so manchen Zeitverlust machen, ihn so manchen auf nichts hinauslaufenden Anfragen aussetzen: dass der daraus erwachsende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meinet ein Verzeichniss, welches bei jedem Manuscripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben sei, oder nicht; ob es sonst genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Ist ein solches Verzeichniss das Werk einiger Jahre? Ist es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieser einzige Mann sein? —

So schränke sich, wird man sagen, der einzige Mann auf das Wichtigste ein. — Recht wohl. Aber was ist das Wichtigste? Wo findet es sich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Versuche; durch anhaltenden Fleiss; durch gutes Glück. — Und das ist es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis jetzt durch diese drei Stücke gelungen ist, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigsten Besitzer von jeher, so gemeinnützig als möglich zu wissen, sich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemet mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieses Lob besonders dem Gegenwärtigen gebühret. Aber verschweigen darf ich nicht, dass ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieser Arbeit habe. Möchte sie doch nur auf einige Weise der Absicht entsprechen, in welcher er mich dieser Genehmigung und Aufmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweier Wege bedacht, diesen Wunsch desto eher zu erreichen.

Der eine ist: diejenigen Gelehrten um ihren Beitritt zu ersuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unserer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel selbst hat solcher Gelehrten

mehr als einen. Besonders haben, wie man weiss, die Herren Knittel und Heusinger, und den ich zu allererst hätte nennen sollen, des Herrn Geheime Rath von Praun Excellenz, so viele Jahre länger als ich, mit einer so viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrsamkeit, als ich mir anmasse, die Schätze derselben genauer einzusehen Gelegenheit gehabt. Wenn es diesen Männern also gefällig wäre, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen: so dürften ohne Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Der zweite Weg geht dahin: dass ich mir die Anfragen zu Nutzen mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlass ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntnisse von ihr auch von solchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von selbst wohl schwerlich dürfte gewandt haben: desto angenehmer wird es mir sein. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläufige Privat-Correspondenz einlassen kann: so erlaube man mir, dass ich die wichtigsten derselben hier öffentlich beantworte, und auf diese Weise die Neugierde oder das Bedürfniss eines einzigen zum Gebrauche mehrerer verwende. (Bd. 9 S. 2.)

104. Die Philosophie des Leibnitz.

(Zur Geschichte und Literatur. 1773.)

Herr Eberhard in seiner Apologie des Sokrates sagt von Leibnitz: „Da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen: so sucht er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sie ihnen allen für ihre Meinung günstig und vortheilhaft zu zeigen, um sich aller Beifall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach dem er sie mit seinem System verglich, ohne ihnen selbst beizupflichten.“ — Erscheinet in diesem Urtheile der Philosoph nicht ein wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiss des Herrn Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unläugbar, dass er sich hier nicht durchgängig so glücklich und bestimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken darf, oder will: so kann man doch

wahrlich nicht sagen, dass er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder beides ist nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm, bei seiner Untersuchung der Wahrheit, nie Rücksicht auf angenommene Meinungen, aber in der festen Ueberzeugung, dass keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch sagen wollen; und ein Theil seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach welchem er sie mit seinem System verglich.“ Sehr wohl: nur hätte Herr Eberhard nicht hinzusetzen müssen: „ohne ihnen selbst beizupflichten.“ Allerdings pflichtete er ihnen bei; nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite; und suchte einen Jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand. (Bd. 9 S. 154.)

105. Werth des Kleinen.

(Zur Geschichte und Literatur. 1773.)

Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau.

Vitrea fracta! dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche.

Aber mit seiner Erlaubniss. Man muss, auch in der gelehr-

ten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem Andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erlären, heisst öfterer die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werthder Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, dass der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist: aber freilich nur in seinem Fache. Ausser diesem ist ihm alles klein: nicht weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich ausser dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine grosse Eigenschaft. Sie stehen ihm eben so unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines grossen Ganzen so nothwendig sind, weiss er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse.

(Bd. 9 S. 222.)

106. Der Glaube des Leibnitz.

(Zur Geschichte und Literatur. 1773.)

Und nun, auf das Obige zurück zu kommen; auf den Glauben. Mag denn also auch Leibnitz, sagt man, den Socinianern so aufrichtig entgegen gewesen sein, als er will: genug, dass er von der orthodoxen Meinung im Grunde sicherlich gleich weit entfernt war. Er glaubte das eine eben so wenig als das andere: kurz er glaubte von der ganzen Sache nichts. — Er glaubte! Wenn ich doch nur wüsste, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muss ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreissig Jahren in der Erkenntniss der Religion so grosse Schritte gethan, dass, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstössliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, dass ich mich nicht genug wundern kann,

wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern blos als wahrscheinliche Vermuthungen, als *praejudicia*, als *praescriptiones* angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen, sondern sich einer ernstlichen Prüfung derselben zu unterziehen; alles, womit man ehedem blos die Einwürfe der Ungläubigen und Abgötter ablaufen lassen; kurz, alles, wovon aufrichtig allda bekannt wird, dass es, weder einzeln noch zusammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dieses haben so viele unserer neueren Gottesgelehrten zusammen so in einander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, dass nur die muthwilligste Blindheit, nur die vorsätzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es eben das. Sie haben bewiesen und so scharf bewiesen, dass kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden.

Sie also freilich, die in diesen letzten Tagen ganz anders gelernt haben, die Vernunft zum Glauben zu zwingen, werden schon Leibnitzen mit der Zeit, in welcher er lebte, entschuldigen müssen, wenn ich von ihm versichere, dass er freilich nicht, weder die Dreieinigkeit, noch sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt hat; wenn glauben so viel heisst, als aus natürlichen Gründen für wahr halten. Es erhub sich nun eben erst bei seinen Lebzeiten unter einigen Reformirten der Streit über die vorläufige Frage, ob es möglich sei, und wenn es möglich, ob es dienlich sei, die christliche Religion auf blos natürliche Beweise zu gründen, der Vernunft allein die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit anheimzustellen. Aber es sei nun, dass Leibnitz von diesem Streite entweder nichts in Erfahrung brachte, oder ihn für die bisher gewöhnliche Meinung entschieden zu sein glaubte: genug, er fuhr fort, hierüber zu denken, wie er es in seiner Jugend war gelehret worden. Nämlich, dass es zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe: menschliche und göttliche, wie es die Compendia ausdrücken; das ist, wie er es hernach gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendia ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, er-

klärbare und unerklärbare; deren erstere, die erklärbaren oder menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder derselben Compliment, einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müsse bewirkt werden. Diese seine altväterische Meinung, wie gesagt, müssen sie ihm verzeihen. Denn wie konnte er voraussehen, dass sie nun so bald am längsten wahr gewesen sein werde, und Männer aufstehen würden, die, ohne sich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand an das Werk legen und alle erklärbare, aber bisher unzulängliche Gründe, zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er musste, leider aus Vorurtheilen seiner Jugend, sogar dafür halten, dass die christliche Religion blos vermöge eines oder mehrerer, oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heisse; und dass das einzige Buch, welches im eigentlichen Verstande für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden und geschrieben werden könne, kein anderes, als die Bibel selbst sei.

Aber was er denn nun sonach, aus menschlichen oder erklärbaren Gründen nicht glaubte, hat er das darum ganz und gar nicht geglaubt? Wovon ihn seine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er sogar nicht einmal verlangte, dass ihn seine Vernunft überzeugen sollte, hat ihn davon sonst nichts überzeugen können? Die von unsern Gottesgelehrten, die hierauf mit Allerdings antworten, die sich nicht schämen, von unerklärbaren Wahrheiten auf eine unerklärbare Art überführt zu sein, diese frage ich weiter: und woher weiss man es also, dass Leibnitz die orthodoxen Lehrsätze, die er so wohl zu vertheidigen wusste, selbst nicht geglaubt hat? Etwa daher, weil man vorgibt, dass er sich nach dem Aeusserlichen der Religion nicht sehr bequemt habe? — Aber man sehe, was du Luc und andere hierauf antworten. Ich meines Theils will nichts hinzusetzen, als folgende kleine Bemerkung.

Fontenelle ist derjenige, der es zuerst in die Welt geschrieben, dass es mit dem Christenthume des Leibnitz nicht weit her gewesen: *On l'accuse de n'avoir été qu'un grand et rigide observateur du Droit naturel. Ses Pasteurs lui ont fait des reprimandes publiques et initules.* Freilich hätte es Leibnitz nun ja auch wohl seinen Pastoren recht machen und in ihre Predigten

kommen können. Aber wenn er es nun gethan hätte: wenn er alles mitgemacht hätte, was diese Pastores nur von ihm verlangen konnten: was denn? Würde man ihn nun ganz gewiss für einen guten Christen gelten lassen? Ich zweifle sehr. Denn man höre nur, wie es Fontenellen geht; dem nämlichen Fontenelle, der es für werth hielt, die Urtheile armseliger Prädicanten von Leibnitzen auf die Nachwelt zu bringen! Fontenelle selbst hatte sich auf den Fuss gesetzt, dass ihm von dieser Seite nichts vorzuwerfen stand; er erfüllte alle äusserlichen Pflichten eines katholischen Christen auf das genaueste. Und doch, was geschieht nach seinem Tode? Da kömmt ein frommer Compilator und sagt mit trockenen Worten: *qu'il soupçonne Fontenelle de n'avoir rempli ses devoirs de Chretien que par mépris pour le Christianisme même.* Der arme Fontenelle! Aber hatte er diese Lästerung nicht ein wenig um Leibnitzen verschuldet? (Bd. 9 S. 282.)

107. Johann von Eyck.

(Aus der Abhandlung: Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter. 1774.)

Ich schliesse und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von seinem bisherigen Ruhme so vieles verlieret.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerei nicht erfunden hat, sollte er sich nicht wenigstens etwa so besonders darum verdient gemacht haben, dass man dieses Verdienst der ersten Erfindung gleich schätzen und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin sehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn selten ist ein besonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unsere Handschrift selbst gibt mir Anlass, die strenge Gerechtigkeit mit dieser Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künstler, haben wir oben aus dem 23. Kapitel gesehen, trockneten sehr schwer, welches ihnen die Arbeit damit langweilig und ekelhaft machte. Aus den zusammengenommenen Stellen des Theophilus scheinet auch zu erhellen, dass sie sich nur des Leinöls bedienten; wenigstens nennet Theophilus überall nur das Leinöl; und ob er schon das Nussöl und Mohnöl kannte, so sagt er doch nirgends, dass man sich der letztern eben so wohl als des erstern bedienen könne.

Nun aber ist unter allen diesen Oelen das Leinöl nicht allein das schmutzigste und schlechteste, sondern auch gerade das, welches am schwersten trocknet; so dass man dasselbe jetzt noch kaum zum Gründen gebrauchet. Wie also, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nussöl oder Mohnöl, anstatt des Leinöls zuerst gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu versetzen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniss, oder was sonst zu dieser Absicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geschwinder zu arbeiten: aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerei in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geschwinder malen konnte, so malte man auch öfterer damit; und je öfterer man damit malte, desto deutlicher erkannte man die mancherlei Vorzüge derselben, um welche man in der Folge die Wassermalerei eben so sehr vernachlässigte, als man, vor dieser Verbesserung, bei der geläufigern Wassermalerei die Oelmalerei nur immer vernachlässigt haben konnte.

Dieses angenommen, würde es denn begreiflich, wie nach der Erzählung des Vasari Johann von Eyck auf seine Erfindung bei Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes habe fallen können. Weder ein bloses, noch ein mit Firniss überzogenes Wassergemälde hatte er nöthig, einer starken Sonnenhitze lange auszustellen. Oder wenn er es nöthig hatte, so hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniss zum Theil bestand. Und hatte er es nur dessenwegen nöthig, so konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, sogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrscheinlich trocknete er also schon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, seine Oelfarben mit etwas zu versetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürfen.

Dieses angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich sein, dass Johann von Eyck an seiner Erfindung verschiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniss gehabt hätte. Denn seine Erfindung bestand nicht in dem Gebrauche des Oels, welchen man ihm sogleich würde abgesehen haben, sondern sie bestand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm so leicht nicht absehen konnte.

Dieses angenommen, würden sich endlich auch die Ansprüche

vergleichen lassen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben so früh oder wohl noch früher, als Johann von Eyck, gebraucht zu haben, für andere neuere Künstler gemacht werden. Sie alle können ungefähr um eben dieselbe Zeit gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerei erfunden. (Bd. 9 S. 445.)

108. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 2. Februar 1774.

Lieber Bruder!

Erwarte keine Entschuldigung wegen meines langen Stillschweigens. Du würdest nur die nämliche Leier hören. Lieber kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder bekümmert machen könnte.

Ich habe Dir auf zwei oder gar drei Briefe zu antworten; und wenn ich es nicht thäte, so möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bei dem letzten an, in welchem Du mich, ich weiss nicht in welcher Arbeit vergraben glaubst. Deine Nachrichten von mir müssen nicht die zuverlässigsten sein. Ein deutsches Lexikon zusammen zu schreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl am wenigsten wieder hervorsuchen, da ich ihn *taliter qualiter* von einem Andern ausgeführt sehe. Aus diesem *taliter qualiter* wirst Du indess abnehmen, dass ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran auszusetzen habe, sollst Du ehestens weitläufig zu lesen bekommen. Denn ich bin wirklich Willens, etwas darüber drucken zu lassen und eine kleine Probe beizufügen, wie ungefähr meine Arbeit in diesem Felde ausgesehen haben würde. Das ist es, was mich eigentlich eine Zeit her beschäftigt hat; und ich müsste, meinem ersten Anschlage nach, auch schon damit fertig sein, wenn es mir nicht schlechterdings unmöglich wäre, in einem Striche an der nämlichen Sache zu arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit ist noch das einzige, was mich erhält. Freilich wird so viel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte, wäre es nicht eben das? — Vielleicht

wirst Du auch diese Gesinnung ein wenig misantropisch finden, welches Du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu sein Ursache habe, muss ich Dir doch sagen, dass Du Dir hierin wahrlich eine ganz falsche Idee von mir machst, und mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt missgönnen, dass man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, dass ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene grosse Absichten befördern zu helfen. Lass mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiss, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, dass man es ohne Bedenken weggiesse, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?

Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reisst diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, dass unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, dass es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiss kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluss auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmasst. Und doch verdenkst Du es mir, dass ich dieses

alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen.

Bei diesen Gesinnungen kannst Du Dir leicht einbilden, dass ich auf einen Angriff von T * * sehr gefasst bin. Lass ihn nur kommen; wir wollen doch sehen, wer den andern nach Hause leuchtet. Sobald etwas zum Vorschein kömmt, schicke mir es ja. Aber ich denke — — —

So weit war dieser Brief seit vielen Tagen geschrieben, als ich Dein letztes durch den Herrn Grossmann erhielt. Und so könnte ich Dir mehr angefangene Briefe schicken. Du siehest also wohl, dass Dein Verdacht, als ob ich Dir darum so lange nicht geschrieben, weil ich Dir meine offenherzige Meinung von Deinen Komödien nicht sagen wolle, ganz ungegründet ist. Ich dächte, Du hättest Beweise, dass ich gewohnt bin, in diesem Punkte gegen Dich gar nicht hinter dem Berge zu halten. Die Sache ist ganz anders, und ich muss Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle, dass ein anderer, als mein Bruder, mir dieses Bekenntniss noch übler nehmen könnte, als selbst ein missbilligendes Urtheil. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht gelesen. Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muss ich Dir sagen, dass ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz. Als ich Dich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen kleinen Theateranfall. Aber eben so gut, als diese Anfälle bei mir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äusserste Ekel gegen alles, was Theater und theatralisch ist und heisst, auf lange Zeit darauf folgt. Indess habe ich Deine Stücke doch auch nicht ungelesen an Döbbelin geben wollen, ob er mir sie gleich auf Grossmanns Wort abforderte. Zu der zweideutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden, kömmst Du immer noch zu früh. Lass mir sie lieber nur noch eine Weile; denn ich lese sie gewiss noch, und will sie nur nicht eher lesen, als bis ich so etwas mit ruhiger und heiterer Seele lesen kann. —

Und daraus siehst Du, dass ich wenigstens die Hoffnung nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu werden. Das ist es, was ich Dir von meinem Befinden melden kann. —

Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, so schicke mir ihn doch zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden. Doch nein, das letzte schicke mir nur nicht. Sende mir vielmehr Badenhaupts Katalog. Ich werde verschiedene alte Bekannte unter seinen Büchern finden, die ich gern für die Bibliothek kaufen möchte.

(Bd. 12 S. 484.) Gotthold.

109. An Eschenburg.

Wolfenbüttel, 21. Oktober 1774.

Ich bin eine Zeit her so krank, so verdriesslich, so beschäftigt gewesen, dass ich es ganz vergessen habe, Ihnen zu antworten. Sie werden mir verzeihen.

Gestern habe ich Ihnen aber mit unserm Schmid die zwei verlangten Bücher geschickt, woraus Sie selber ziehen werden, was Ihnen gut dünkt. Mühe wird es Ihnen doch kosten, sich einen hinlänglichen und deutlichen Begriff (wenn Sie ihn nicht schon haben) daraus zu machen, was denn nun eigentlich der Graal gewesen, welcher in allen alten Romanen normännisch-englischer Erfindung, mehr oder weniger, vorkommt, indem sich die Thaten ihrer Helden fast immer auf Beschützung oder Eroberung des Graals beziehen. Was in den griechischen Heldengedichten Ilion ist, das ist in diesen der Graal. Von der Abstammung des Worts *St. Graal* habe ich meine eigene Meinung. Ich glaube nämlich, dass es so viel heissen solle, als *Sanctus Cruor*, und dass es also das Blut selbst, nicht das Gefäss bedeute, worin es Joseph von Arimathia aufbewahrte. Die Abentheuer nun mit diesem Gefässe, seine Ueberbringung besonders nach England, und seine dasigen ersten Schicksale, sind es, die den Inhalt des eigentlichen Romans vom Graal ausmachen, und in einem alten französischen Gedichte verfasst sind, welches sich noch in den Bibliotheken findet, und wovon der erste Theil des übersandten französischen Werks nur ein prosaischer Auszug ist. Der andere Theil desselben enthält die Geschichte des Lanzellot und Parzival, die sich zum Romane vom Graal verhält, wie Quintus Calaber zum Homer. Und so sind auch die deutschen Heldengedichte des

Eschilbach nicht eigentlich Romane vom Graal; sondern nur von Helden, die es sich um den Graal auch einmal sauer werden lassen, ausserdem aber noch tausend andere Abenteuer gehabt haben. — Wenn ich wüsste, was Warbuton von dem Graale sagt, so könnte ich Ihnen näher anzeigen, was darin etwa falsch wäre. — Leben Sie recht wohl und erlauben Sie, dass ich Ihnen noch hierbei den neuesten Theil meiner Beiträge überschicke. (Bd. 12 S. 495.)

110. An Eschenburg.

Wolfenbüttel, 26. Oktober 1774.

Mein lieber Herr Eschenburg!

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch Andere dieses Vergnügen je eher je lieber geniessen können.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, dass es noch eine kleine kalte Schlussrede haben müsste? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, dass der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J***s Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müsste ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, dass je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiss nicht. Die wussten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniss so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiss. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!

Das Ding über Götz von Berlichingen ist Wischiwaschi.*) Wenn Sie sonst etwas neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit. Dero ganz ergebenster

(Bd. 12 S. 496.) L.

111. An Ramler.

Wolfenbüttel, 12. November 1774.

Liebster Freund!

Haben Sie tausend Dank für Ihre schöne Blumenlese! Fast könnte ich Sie beneiden, dass Sie noch Blumen lesen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu sammeln. Das ist Ihre Schuld! werden Sie sagen. Ich sollte nicht meinen. Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal ist es nun mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht sein sollen! Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Aber Ihr Feuer ist noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatischen Dichter gehören, sind noch dazu die wenigsten und entbehrlichsten. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. Ein Meisterstück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unser Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie sehr wünschte ich, Sie einmal wieder zu sehen! Möchte es doch Ihr recht ernstlicher Vorsatz sein, mich zu besuchen. Sie reisen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunschweig, wo Sie noch nicht gewesen sind, und wo Sie so viele Freunde haben? Ich, der die ganze Welt ausreisen wollte, werde, allem Ansehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder sehen. Bedenken Sie das, und bestärken Sie mich wenigstens in einer so süssen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hilfe ich den melancholischen Winter, der mir bevorstehet, zu ertragen hoffe! Ganz der Ihrige,

(Bd. 12 S. 499.) L.

*) Ueber Götz von Berlichingen, eine dramaturgische Abhandlung. Leipzig. 1774. 8. (vom Herrn Regierungsrath Schmid in Giessen.) Eschenburg.

112. An Theophilus Lessing.

Wolfenbüttel, 8. Dezember 1774.

Liebster Bruder!

Ich habe vielmehr geglaubt, Dich beleidiget zu haben. Durch mein hartnäckiges Stillschweigen nämlich, und durch die anscheinende Vernachlässigung unserer Mutter. Aber Gott weiss, wie unschuldig ich bin, wenn Du mich wegen der letztern in Verdacht hast. Ich kann es Karln kaum vergeben, wenn er Dir nicht längst klaren Wein eingeschenkt hat. Ich befinde mich seit zwei Jahren in den allerverwirrtesten kümmerlichsten Umständen, und versinke immer tiefer. Was soll ich also der Mutter antworten? Soll ich ihr wirklich sagen, wie es mit mir steht? Soll ich ihr Hoffnungen machen, die ich keine Möglichkeit sehe, zu erfüllen? Ich kann jetzt so wenig Jemanden helfen, dass wenn mir Gott nicht bald hilft, ich schlechterdings hier zu Grunde gehen muss. Ich habe längst alles, bis auf den letzten Heller, verloren, was ich besass. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müssen, um mich keiner Prostitution auszusetzen. Und jetzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienste, was meine Schreiberei abwirft. Alles dieses schreibe ich Dir nicht, lieber Bruder, um Dich für mich besorgt zu machen. Sei ohne Sorgen für mich. Ich kann für mich allerlei Umstände aushalten: nur Verdacht, Geringschätzung und Hass von denen nicht, für die ich gern in einer bessern Lage alles thun wollte. Sichere mich, in Ansehung unserer Mutter, nur hiervor, und Du hast mir den grössten Dienst gethan, den mir jetzt nur ein Mensch leisten kann. Aber genug hiervon. —

Ich komme auf den Inhalt Deines Briefes, und freue mich, Dich so ganz tief in Deinen alten Studien zu finden. — — —

Dein treuester Bruder

(Bd. 12 S. 501.) Gotthold.

113. Aphorismen aus den Jahren 1771—1774.

1. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? (1771. Bd. 12 S. 336.)

2. Ich besorge es nicht erst seit gestern, dass, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Dass ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.

(1771. Bd. 12 S. 337.)

3. Ich weiss nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiss ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Misstrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, dass er Irrthum ist.

(1771. Bd. 8 S. 261.)

4. Auf den ersten Punkt antworte ich Ihnen, dass es, genau zu reden, keine Entdeckung, sondern, wie ich es schon genannt habe, ein Fund ist. Man entdeckt, was man sucht: man findet, woran man nicht denkt. (1771. Bd. 8 S. 264.)

5. Es wäre eine Thorheit, zur Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte. (1771. Bd. 8 S. 411.)

6. Das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

(1771. Bd. 8. S. 415.)

7. Ich will nicht hoffen, dass man mir hier vorwerfe, dass es

mir am Geschmack der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, dass ein Ding keine Theile zu viel habe; aber dass es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiss nicht dazu. (1771. Bd. 8 S. 423.)

8. Sie überschätzen was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte. (1771. Bd. 8 S. 457.)

9. Es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, dass man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muss sie vielmehr unablässig als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts besonderes auszurichten steht. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreissen lässt! (1771. Bd. 8 S. 457.)

10. Auf wen Alle zuschlagen, der hat vor mir Friede. (1773. Bd. 12 S. 459.)

11. Hoffentlich bin ich der Meinung nicht allein, dass es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigsten Gründen, verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Missbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber sein. Was Einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidiget haben. Er stürzet sie vorsätzlich in Ungewissheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine ebenso vermessene als lächerliche Art, dass sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll. (1773. Bd. 9 S. 78.)

12. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Dass sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein: aber für die historische Wahrheit ist es gewiss nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausge-

schmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen gibt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Belege aus dem bedächtlichen Kabinete; und wir finden uns trefflich verbessert. (1773. Bd. 9 S. 80.)

13. Dass Leibnitz sonst, wie Jaucourt sagt, es für das Beste erkläret habe, in Ansehung des streitigen Punkts, *de s'en tenir simplement aux termes révélés;* das ist wenigstens nicht in dieser Schrift gegen den Wissowatius*) geschehen; und da, wo es geschehn, setzt Leibnitz hinzu, *autant qu'il se peut.* Er sahe zu wohl ein, dass es mit den blosen biblischen Worten nicht überall gethan sei; und dass es eine sehr seltsame Art, theologische Streitigkeiten beizulegen oder ihnen vorzubauen, sein würde, wenn man es genug sein lassen wollte, dass jeder nur die nämlichen Worte brauchte, möchte er doch dabei denken, was ihm beliebe. (1773. Bd. 9 S. 259.)

14. Man erkennet zu wohl, dass Leibnitz aus der Klasse der alltäglichen Philosophen nicht ist, in deren Kopfe es so hell und zugleich so finster sein kann, so viel Sinn neben so viel Unsinn so nachbarlich und friedlich hausen kann, dass sie bald englische Scharfsinnigkeit zeigen, und bald kindischen Blödsinn verrathen. (1773. Bd. 9 S. 278.)

15. Aber so ist es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert und muss dienen; das wilde in seiner Wüste ist frei, verkommt aber vor Hunger und Elend. (1774. Bd. 9 S. 278.)

16. Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen vom Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit machen das Unglück der Menschen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte. (1774. Bd. 12 S. 492.)

114. An Karl G. Lessing.

Mailand, 7. Mai 1775.

Mein lieber Bruder!

Musst Du Dich nicht verwundern, dass ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geschrieben habe, und dass ich Dir nun aus

*) Defensio Trinitatis per nova Reperta Logica.

Italien schreibe? Ich kann mich selbst nicht genug darüber wundern. Aber höre nur.

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeste Aufnahme erhalten, auch gleich die ersten Tage den Kaiser und die Kaiserin gesprochen hatte): langte der jüngste Prinz von Braunschweig daselbst an, welcher in seinen Angelegenheiten eine Reise nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun sehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Versicherung, bei seinem Vater alles gut zu machen, so habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, dass meine Umstände dadurch nicht schlimmer werden können, und ich auf diese Weise (gesetzt, dass wir auch nicht weiter reisen, als Venedig) dennoch wenigstens einen Vorschmack von Italien bekomme.

Dieser Vorschmack — will ich Dir nur mit wenigem sagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe. Doch darüber kann ich Dir jetzt nichts mehr sagen. Warum ich Dich vornehmlich bitten muss, ist dieses, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von Swieten vorläufig meinen verbindlichsten Dank abzustatten, für die so vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien gefunden und vornehmlich ihren Empfehlungen zu verdanken habe. Was sonst für Aussichten daselbst für mich sein dürften, will ich Dir ein andermal bei besserer Muse schreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiss melden, wenn und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indess bleibt es bei meinem Entschlusse, auf dem bisherigen Fuss in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir blos in Ansehung des Herrn von S** hier wiederhole. — Wenn seine Vorschläge nur einigermassen annehmlich sein sollten, so würde ich sie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorschläge.

Hiermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüsse alle unsere Freunde.

(Bd. 12 S. 512.) Gotthold.

115. An Frau König.

Venedig, 2. Juni 1775.

Meine Liebe!

Wir sind den 23. vorigen Monats glücklich allhier angekommen. Wenn ich Ihnen aber erst heute schreibe, so ist die Schuld nicht sowohl an den Zerstreuungen, die ich täglich und stündlich gehabt, als vielmehr daran, dass ich mich die ganze Zeit hier in Venedig nichts weniger als wohl befunden habe. Endlich habe ich vorgestern zur Ader gelassen, (welches, wie Sie sich erinnern werden, ich schon in Wien thun wollte) und nun ist mir gestern und heute wieder so ziemlich wohl. Ich hoffe auch, dass sich alles wieder völlig geben wird, da wir morgen Venedig verlassen, und wieder in eine bessere Luft kommen. — Aber nun lassen Sie sich das Schlimmste klagen, meine Liebe. Wir kehren nicht gleich wieder nach Wien zurück, sondern gehen noch erst nach Florenz: so dass, wenn ich alles auf das Kürzeste überschlage, wir schwerlich eher als in der Mitte des Julius wieder in Wien sein können. Der Prinz kann und will sich nicht eher wieder in Wien sehen lassen, als bis alles daselbst seinethalben reguliret ist. Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgibt! Man kann niemals auf etwas gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muss man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.

Wenn Sie also nicht länger in Heidelberg bleiben wollen, als Sie mir schreiben — (Ihren Brief vom 2. April habe ich erst hier in Venedig erhalten) so bleibt mir nichts übrig, als dass ich Sie gleich nach meiner Zurückkunft in Hamburg wieder aufsuche. Gott gebe nur, dass sich alles andere so schickt, als ich es zu unsrer beider Besten wünsche!

Darin haben Sie vollkommen recht, dass auf die Länge Wolfenbüttel mehr mein Ort ist, als jeder andrer, und dass mittelmässige Umstände in Wolfenbüttel für uns beide vortheilhafter sein werden, als noch so glänzende in Wien, oder anderwärts. Ganz gewiss werde ich auch also alles darauf anlegen, um in Wolfenbüttel zu bleiben. Nur auf dem Fuss, wie ich bisher gewesen, kann ich es unmöglich. Daher ich denn auch, blos in dieser Rücksicht, nicht alles so gar weit von mir werfen werde, was man etwa in Wien mir antragen möchte. Antragen sage ich;

denn anbieten werde ich mich gewiss nicht, sondern in allen Stücken mich so daselbst zu betragen fortfahren, als ich einmal angefangen.

Dass ich den rechtschaffenen Haen nicht noch besucht, habe ich mir schon mehr als einmal vorgeworfen. Ich will es aber gewiss wieder gut zu machen suchen, und bei meiner Zurückkunft mir seine Bekanntschaft angelegen sein lassen. Auch dem Baron D. will ich mich durch seinen Schwager aufführen lassen, da Sie ihm Verbindlichkeiten zu haben versichern.

Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehn, wo unser Freund*) ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe, eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, dass es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiss, dass Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und dessfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf sein Grab noch müssen setzen lassen, mündlich ein mehreres.

Meinen Brief aus Mailand, hoffe ich, werden Sie erhalten haben, und vermuthlich noch in Wien. Gott gebe, dass Sie dieser nirgend anders, als in Hamburg findet, in Gesundheit und Ruhe unter Ihren Kindern! Wie Ihre Reise abgelaufen ist, bin ich äusserst begierig zu erfahren. Ich bin den ganzen Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Pr.; das glauben Sie mir doch wohl? Wenn mir das Opfer, das ich dem Pr. gemacht habe, nicht auf eine andere Weise wieder ersetzt wird, so werde ich es Zeitlebens bedauern. Denn wahrlich von der Reise selbst habe ich weder viel Vergnügen, noch viel Nutzen.

Ich hoffe, dass ein Brief von Ihnen an mich unter Wegens ist. Auch schreibe ich Ihnen noch gewiss einmal aus Italien. Und nun, meine Liebe, lassen Sie sich tausendmal von mir in Gedanken umarmen, und erhalten Sie mir Ihr Herz, dessen ganzen Werth ich kenne, und in dessen Besitze allein ich noch auf den Rest meines Lebens glücklich zu sein hoffen darf. Leben Sie wohl, leben Sie recht wohl, und küssen Sie Ihre Kinder für mich in meiner Seele.

(Bd. 12 S. 514.) Der Ihrige L.

*) Der verstorbene Gatte der Frau König.

116. An Frau König.

Wien, 26. Dezember 1775.

Meine Liebe!

Mein letzter Brief an Sie, meine Liebe, wo ich mich recht besinne, war aus Livorno, in welchem ich Ihnen meldete, dass gewisser Umstände wegen der Prinz noch nicht zurückgehen könne, und dass wir indess eine Reise nach Korsika machen, und von Korsika über Genua nach Turin gehen würden. Als wir nach Turin kamen, war das Schicksal des Prinzen noch nicht entschieden; wir gingen also von Turin über Bologna und Loretto nach Rom; von Rom nach Neapel und von Neapel wieder zurück nach Rom, wo endlich der Prinz Befehl von seinem Vater erhielt, so schleunig als möglich zurückzukommen. Wie alles dieses zusammenhängt, kann ich Ihnen nur mündlich erklären, und ich habe ohnedem, um mit der heutigen Post zu schreiben, nur noch kaum so viel Zeit, ein paar Worte über Dinge, die uns näher angehen, hinzuzufügen. Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben, und um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu Niemanden von dem grossen Geschmeisse kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken. Auch hieraus werden Sie schon abnehmen, dass ich von allen Projecten auf hier abstrahire, besonders da man mir von Braunschweig aus die besten Versicherungen machen lassen und wenigstens der alte Herzog mir gewiss wohl will. Ein *pis-aller* will ich mir indess immer aussparen, wozu ich neuerdings aus Dresden einen sehr guten Anlass erhalten habe. Denn auf dem bisherigen Fuss kann ich weiter in Wolfenbüttel schlechterdings nicht bleiben, so gern ich auch immer daselbst bleiben zu können wünschte und aus den nämlichen Ursachen es wünschte, aus welchen Ihnen, meine Liebe, dieser Ort vor allen andern gefällt.

Ich gehe längstens den 1. Januar von hier über Prag und Dresden nach Berlin, und denke vor Ablauf des Monats gewiss wieder in Wolfenbüttel zu sein. Schreiben Sie mir mittlerweile, meine Liebe, ich beschwöre Sie, nach Berlin und adressiren Sie Ihren Brief nur in die Vossische Buchhandlung. Ich brenne vor Verlangen, es von Ihnen selbst zu erfahren, dass Sie sich gesund und wohl befinden und mir Ihre Liebe trotz der fatalen Reise nach wie vor schenken. Ihre Freundinen, an die Sie hier schreiben,

wissen nicht anders, als dass Sie gesund sind, aber Malchen soll krank sein? — Arme Mutter! wie sehr bedaure ich Sie; mit der nächsten Post schreibe ich Ihnen gewiss, ganz gewiss wieder. Ich umarme Sie tausendmal und bin Zeitlebens der Ihrige L.
(Bd. 12 S. 518.)

117. An Karl G. Lessing.

Braunschweig, 16. Juni 1776.

Liebster Bruder!

Der Dir dieses überbringt, ist Herr Leisewitz oder, wenn Du diesen Namen noch nicht gehört hast, der Verfasser des Julius von Tarent. Dieses Stück wirst Du ohne Zweifel gelesen haben; und wenn es Dir eben so sehr gefallen, als mir, so kann es Dir nicht anders als angenehm sein, den Urheber persönlich kennen zu lernen. Ein solcher junger Mann und ein solches erstes Stück sind gewiss aller Aufmerksamkeit werth. Er wird sich einige Tage in Berlin aufhalten und wünscht durch Dich unsere dortigen Freunde kennen zu lernen. Begleite ihn also, so viel es Deine Zeit erlaubt, und schreibe mir doch, wie sein Stück in Berlin gefällt und ob man es aufführen wird.

Die traurige Geschichte mit meiner Kiste aus Dresden hatte ich schon von dem hiesigen Buchhändler Gebler vernommen. Allem Anscheine nach ist sie verloren und mit ihr zugleich eine Menge Dinge, die mir unersetzlich sind. Zugleieh die Stücke von Deiner Wäsche, die Du mir auf allen Fall mitgabst. Bitte doch ja den jungen Herrn Voss, sich zu verwenden, ob vielleicht noch etwas davon zu retten ist. Denn dass sie nicht längst schon sollte aufgeschlagen und spoliirt sein, darf ich kaum erwarten. Erkundige Dich doch auch zugleich bei ihm, ob er seinen Ballen aus Italien erhalten? *) Ich habe eine Kiste darunter, die nun noch die einzige ist, die mir fehlt.

Aber was macht Voss, der Vater? Ich bin sehr bekümmert um ihn, und der Verlust der Kiste ist mir um seinetwillen vorzüglich unangenehm. Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wieder herstellen kann. Auch war

*) Lessing und er hatten einander unvermuthet in Turin getroffen. Karl G. Lessing.

meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuches darin. Nicht zu gedenken eines Manuscripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden collationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren.

Die Kiste aus Italien, welche meinen Einkauf von Rom und Neapel enthält, ist bereits in Hamburg. Sobald ich sie hier habe, schicke ich Dir einige dramatische Stücke von Neapolitanischen Schriftstellern. Thue mir den Gefallen und versuche Dich daran. Alsdann wollen wir mehr davon sprechen.

Die Stelle in meiner Vorrede zu Jerusalems Aufsätzen scheinst Du ganz missverstanden zu haben. Der Sinn soll im geringsten nicht sein, wie Du meinst: „dass der Maler kein grosser Colorist werden könne, wenn er das Studium des menschlichen Gerippes versäume.“ Gerade umgekehrt; ich will sagen: der Maler, der dieses Studium versäumt, kann höchstens nichts, als ein erträglicher Colorist werden.

Noch muss ich Dir doch ein paar Worte von meinen Umständen schreiben. Sie scheinen besser auszufallen, als ich hoffen durfte. Ich kann gewiss sein, nächstens so gesetzt zu werden, dass ich doch noch einmal wieder in Ruhe kommen kann. Ich will sodann Dich auch redlich in Ansehung unserer Mutter und Schwester wieder ablösen, weil ich mir leicht einbilden kann, dass Du schon mehr gethan, als Deine Kräfte erlauben wollen. Ich habe auch bereits einen kleinen Anfang damit gemacht und dem Bruder in Pirna jüngst etwas überschickt.

Deine Kritik über die neue Arria ist recht gut. Aber, wenn ich Dir rathen soll, gib Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab. Sie wollen nun nicht anders. Lebe recht wohl. Gotthold.

(Bd. 12 S. 539.)

118. Physiognomik.

(Aus einem Briefe an Nicolai vom 9. Juli 1776.)

Ich hatte ohnlängst alles auf einen Haufen getragen, was sich von physiogn. Büchern in der Bibliothek findet. Welch ein Wust! Mit leichter Mühe hätte ich eine literarische Geschichte der ganzen vermeinten Wissenschaft daraus zusammenschreiben wollen, wenn ich geglaubt hätte, dass es sich der Mühe verlohne. Von drei

Punkten habe ich mich indess bei Durchblätterung aller dieser Schwarten fest überzeugt. I. Dass Aristoteles immer noch der erste und beste Schriftsteller auch in diesem Fache ist; und von zuverlässigen Bemerkungen nach ihm wenig oder nichts hinzugekommen. II. Dass unter den Neuern die einzige *Art de connoitre les hommes* vom de la Chambre gelesen zu werden verdienet. Dieses Buch wäre noch jetzt werth, übersetzt zu werden, wenn wir nicht schon längst eine Uebersetzung davon hätten. Lavater hat ihm sicherlich mehr zu danken, als er noch bis jetzt Gelegenheit gehabt hat, zu bekennen. III. Dass Lavater die Physiognomik in einer Ausdehnung genommen, in welcher ihr dieser Name gar nicht zukömmt; in welcher kein einziger Schriftsteller vor ihm sie behandelt hat; in welcher vielmehr vorlängst sie Mehrere, unter dem Namen der moralischen Semiotik, von der eigentlichen Physiognomik unterschieden haben. Und nur daher kommt es, dass Lavater das eigentlich Phisiognomische, welches in alle Ewigkeit höchst unzuverlässig bleiben wird, mit so viel andern weniger streitigen oder völlig ausgemachten Dingen hat so verkleiden und beschönigen können, dass der Verächter der Physiognomik bei ihm ein so unvernünftiges Ansehen gewinnt. *Ast transeant haec cum ceteris.* (Bd. 12 S. 545.)

119. Meine liebe Mutter.

Wolfenbüttel, 15. Juli 1776.

Ich hoffe, dass Sie sich von Ihrer Unpässlichkeit völlig wieder erholt haben und wünsche, dass Sie diese Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geschrieben haben, wenn ich eher im Stande gewesen wäre, das Gegenwärtige beilegen zu können. Endlich bin ich, Gott sei Dank, so ziemlich wieder auf's Reine und in meinen Umständen so weit verbessert worden, dass ich auf's künftige keine Entschuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht besser beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, dass ich sie gern beobachte und dass mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schwester eben so unbillig gegen mich gewesen, als sie es gegenwärtig gegen Karln ist, so mag es manchmal artig über mich hergegangen sein. Im Ernst, meine liebe Mutter, verweisen Sie ihr

doch diese Lieblosigkeit! Weil der arme Junge jetzt nicht kann, muss er denn darum schlechter denken, als er sonst gedacht hat? Er will heirathen und da thut er recht daran. Aber was erfordert eine solche Veränderung nicht? Sein Einkommen ist für Berlin so mässig, als es nur immer sein kann; und nur durch gute Wirthschaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, seine Pflicht besser zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schwester lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helfen kann? Doch das will sie gewiss nicht; und so böse meint sie es nicht. Aber was will sie denn mit ihrem Närgeln und Schmähen? Karl meint es so gut als einer von uns, und es ist nicht wahr, dass der Bruder in Pirna ihn so verhöhnt hat. Das sieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schwester mag mir diesen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr vertragen müssen. Wenn sie an Theophilus schreibt, soll sie ihn von mir grüssen und versichern, dass die versprochene Kiste mit instehender Braunschweiger Messe gewiss nach Leipzig abgehen soll.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schwester, lebe recht wohl, und wir wollen Dir alle Zeitlebens verbunden sein, wenn Du Dir ferner das Wohl unserer Mutter so angelegen sein lässest.

Dero gehorsamer Sohn Gotthold.

(Bd. 12 S. 547.)

120. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 15. September 1776.

Mein lieber Bruder!

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, dass ich Dir in so langer Zeit nicht geschrieben, und dass Du also verschiedene Dinge von mir durch andere Leute erst erfahren müssen, die ich Dir hätte melden sollen. Denn dass Du sie so weder halb noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders sein können. Was ich versäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerst ist es eine grosse Unwahrheit, dass ich mich der kleinen Verbesserung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müssen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal so

viel würde ich eine solche Verpflichtung nicht eingegangen sein. So weit solltest Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Punkte gewesen, aller der neuen Verbesserungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweise angenommen hatte, ganz von hier wegzugehen. Der Kurfürst von der Pfalz liess mir seine Dienste mit einem Gehalte von 2000 Gulden und selbst zu wählendem Titel antragen; und 2000 Gulden sind in der Pfalz so gut, wie hier 4000 Thaler. Indess, da man sich in Mannheim leicht vorstellen können, dass ich die hiesigen Dienste doch nicht so plötzlich mit den dortigen vertauschen würde, so hat mich der Kurfürst für's erste nur unter die ordentlichen Mitglieder seiner Akademie aufnehmen lassen und mir eine jährliche Pension von 100 Louisd'or ausgesetzt. Das, versteht sich, habe ich angenommen, und kann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter etwas für mich thun will oder nicht. Zaudert man zu lange, so weiss ich wohin. Und das gestehe ich Dir nun gern: nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch dieses kann leicht noch sehr lange nicht, ja auch wohl gar nie geschehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich hier lebe, und die Bibliothek werden mich gewiss so lange halten, als es sich mit meinen übrigen Umständen nur vertragen kann.

Was nun das zweite anbelangt, wonach Du ohne Zweifel am neugierigsten bist, so wirst Du Dich doch erinnern, dass ich Dir schon vor fünf Jahren gesagt und geschrieben, dass ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach noch gewiss verheirathen würde. Nun ist es sonderbar, dass jene Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir die Sache so erleichtert, dass ich vermuthlich nun nicht lange mehr zaudern dürfte. Die Person nämlich, ausser der ich nun schlechterdings keine haben mag, ist eine geborne Pfälzerin, die von ihrem Vermögen, (von dem, das sie leider gehabt, und von dem, das sie noch hat) ein Beträchtliches hätte decimiren müssen, wenn sie nicht wieder in ihr Vaterland hätte zurückkommen wollen. Diese Decimation fällt nun hoffentlich weg, und sobald ich die Versicherung davon habe, ist alles auf einmal richtig.

Du wirst also kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegasus zu satteln, dessen beste Sprünge mir bei dergleichen Gelegenheit ohnedies höchst zuwider sind. Erspare mir immer, was ich Dir auch ersparen will. Genug, dass einer von

dem andern versichert ist, wie sehr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich zu wissen. Sogar Deinen Besuch muss ich mir für's erste verbitten. Denn im Dezember reise ich schon nach Mannheim, wohin ich mich anheischig machen müssen, alle Jahre einmal zu kommen. Wenn also auch schon meine Verheirathung vorher geschehen sollte, was doch noch sehr ungewiss ist, so würde ich doch noch gar nicht auf Deinen Empfang eingerichtet sein können.

Es ist mir herzlich lieb, dass endlich meine Turinische Kiste angekommen ist. Lass' mir sie ja so bald als möglich schicken, zugleich aber mir auch die Transportkosten melden, die ich Herrn Voss sofort erstatten will. Es geht mir sehr nahe, dass ich höre, dass er sich noch nicht wieder vollkommen besser befindet.

Mein Compliment an Herrn D. Herz. Nur noch ein paar Wochen soll er mit mir Geduld haben und alsdann soll mir gewiss nichts angelegener sein, als seine Correspondenz.

Sobald Eberhard's Schrift gedruckt ist, so schicke mir sie ja.

(Bd. 12 S. 556.) Gotthold.

121. An Frau König.

Wolfenbüttel, 30. September 1776.

Meine Liebe!

Wenn ich Ihnen heute nicht zum letztenmal überhaupt schreibe, so wird es doch wahrscheinlich so zum letztenmale sein, dass ich keine Antwort mehr von Ihnen darauf erhalten kann. Und gleichwohl bin ich doch noch über so viele Punkte ungewiss! Doch ich werde ja wohl noch heute oder morgen Briefe von Ihnen erhalten, und was ich wissen will und muss, endlich daraus erfahren.

Vor allen Dingen nun — hier ist die herzogliche Erlaubniss! Machen Sie damit, was Sie wollen oder lassen Sie Herrn Schuback damit machen, was er will. Weitere Attestate von dem hiesigen Consistorio wird der Prediger in York hoffentlich nicht verlangen.

Die beiden Briefe an Ihre Herren Brüder folgen nunmehr desgleichen. Es ist ein wenig seltsam, dass sie über Hamburg gehen sollen, aber ich setze voraus, dass Sie selbst ein Wort dazu schreiben.

Da ich einmal Briefe mit beischliesse, so will ich gleich noch

ein paar beilegen Den Brief des Herrn von Hompesch, und des Spasses wegen, einen Brief vom Herrn von Kuntsch.

Gestern ist der zweite Transport von Ihren Sachen wohlbehalten angekommen. Wenn diese beide Kisten nichts als Bücher enthalten, so hätte ich Ihnen eine so grosse Bibliothek nicht zugetraut; und es wäre wohl eben so gut gewesen, wenn Sie sie in Hamburg in die Auktion gegeben hätten. Denn Bücher sollen Sie hier genug finden. Ob der dritte Transport noch während meines Hierseins anlangen wird, ist die Frage. Aber der Kaufmann, an den er hier in Wolfenbüttel adressirt wird, soll ihn schon indess in gute Verwahrung nehmen. Die Absendung alles Uebrigen thun Sie allerdings besser, noch zu versparen. Ueberhaupt wundert sich der hiesige Kaufmann, dass Sie die Sachen nicht zu Wasser über Lüneburg gehen lassen, welches nicht halb so viel würde gekostet haben. Doch Sie haben ohne Zweifel hierzu Ihre Ursachen gehabt. Dass indess auch alles gut verwahrt bleiben soll, dafür seien Sie ganz unbesorgt.

Wegen meiner Abreise endlich werde ich kaum etwas ändern können. Mein Vorsatz ist, Sonnabends den 5. Oktober erst von hier abzugehen, da ich den 6. bei guter Zeit in Buxtehude zu sein gedächte. Wenn ich nun aber auch den vierten Abends abreisen wollte, so könnte ich doch schwerlich eher, als in der Nacht vor dem sechsten anlangen, und ich hätte mir zwei schlaflose Nächte gemacht, die ich mir jetzt eben nicht bieten möchte, weil ich mich so ganz vollkommen wohl nicht befinde. Mein Gedanke wäre, es bliebe dabei, dass ich erst den sechsten Abends käme, und gleich den andern Tag, den siebenten, liessen wir uns in aller Geschwindigkeit trauen, sollte es auch im Hause des Predigers sein, ohne alle die Gäste abzuwarten, die Herr Schuback gebeten. Aber dieses müsste so lange unter uns bleiben, damit es das völlige Ansehen eines Impromptu hätte.

Bekomme ich heute noch von Ihnen einen Brief, so schreibe ich Ihnen auch gewiss noch morgen. Wenigstens schreibe ich zuverlässig noch vor meiner Abreise, besonders wenn es mir möglich sein sollte, sie 24 Stunden eher anzustellen. Dass ich es sehr gerne thäte, weil es Ihnen und Herrn Schuback so angenehmer sein würde, das versteht sich. Nach dem ersten Entwurfe, dass wir den 8. erst getrauet würden, hätte ich geglaubt, dass wir längstens den 10. abreisen könnten, da ich denn den 13. Pferde

von Wolfenbüttel aus auf die letzte Station bestellte, die uns bei Braunschweig vorbei und geraden Weges anhero brächten. Wenn ich daher doch noch auch auf diesen Brief Antwort von Ihnen haben könnte!

Melden Sie mir aber ja auch darin, wie es mit Ihrer Gesundheit stehet. Ihr letzter Brief macht mir viel Besorgniss! doch vielleicht waren das auch nur überhingehende Wallungen. Ich umarme Sie und bin ewig der Ihrige. L.

(Bd. 12 S. 565.)

122. Meine liebe Schwester!

Wolfenbüttel, 27. November 1776.

Dein Brief hat mich in die äusserste Unruhe gesetzt. Gebe doch Gott, dass dieser Brief unsere liebe Mutter nicht nur noch am Leben, sondern auch, soviel als bei ihren Umständen möglich, wiederhergestellt finden möge! Dass ich nicht längst geschrieben, daran ist nicht allein meine Verheirathung Schuld, sondern auch eine gleich darauf erfolgte Unpässlichkeit. Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheirathung nicht vorher eingeholt habe. Sie würde mir sie doch nicht verweigert haben, und nach dem, was ich an Theophilus davon geschrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer versäumten Formalität versichert. Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich soll begleiben. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt sich ihr und Dir vielfältig, und es ist eine von unsern angenehmsten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu besuchen. Ein andermal mehr von ihr. — Jetzt eile ich nur, Dir in der Geschwindigkeit so viel zu schicken, als ich gleich bei der Hand habe. Ich reise nächster Tage nach Mannheim, wo ich einige Wochen bleibe. Sobald ich wiederkomme und meine Pension daselbst erhoben habe, schicke ich gewiss ein mehreres.

Küsse unsere liebe Mutter für mich tausendmal und ermangle ja nicht, mir bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin Dein treuer Bruder Gotthold.

(Bd. 12 S. 569.)

123. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 1. Dezember 1776.

Mein lieber Bruder!

— — — Meine Frau kennst Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einzigesmal gesehen, und sie mir es noch oft vorwirft, dass ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht. Wenn ich Dich versichere, dass ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute: so wirst Du wohl glauben, dass sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiss mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns und sieh. Sie lässt sich indess Dir vielmals empfehlen und wünscht, dass Du Deinem Bruder, mit eben so vieler Zärtlichkeit auf beiden Seiten, bald nachfolgen mögest. — — — Gotthold.

(Bd. 12 S. 570.)

124. Meine liebe Schwester!

Wolfenbüttel, 20. März 1777.

Wie sehr mich die Nachricht in Deinem letzten Briefe gerührt hat, brauche ich Dir nicht zu sagen. Denn so gar schlecht bin ich bei Dir nicht angeschrieben, dass Du von meiner Liebe gegen unsere sel. Mutter nur erst durch meine Klagen über ihren Tod überzeugt werden müsstest. Die beste Art, über sie zu klagen, glaube ich, ist, Dich nicht zu vergessen, die Du ihr die letzten Jahre ihres Lebens so erträglich gemacht hast, indem Du Dich für uns alle Deiner Pflicht aufgeopfert. Nimm indess gegenwärtige Kleinigkeit, die Du vielleicht zu den Kosten der Leichenbestattung noch wirst nöthig haben, und sei versichert, dass bald mehr folgen soll.

Was macht Theophilus? Er hat an meine Frau in meiner Abwesenheit geschrieben und Hoffnung gemacht, uns diese Ostern zu besuchen. Er hält doch noch Wort? Wir erwarten ihn alle Tage mit Ungeduld.

Meine Frau grüsst Dich bestens, und ich bin lebenslang Dein treuer Bruder Gotthold.

(Bd. 12 S. 576.)

125. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 20. März 1777.

Liebster Bruder!

Dein Brief ist mir einer von den angenehmsten gewesen, die ich nach meiner Rückkunft von Mannheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu sagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daselbst gesprochen. Das geschieht, weil von gewissen Dingen sich gar nicht sprechen lässt. Sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen aber kann man sich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. Soviel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen: dass auch die Mannheimer Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, dass das deutsche Theater mir immer fatal ist; dass ich mich nie mit ihm, sei es auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruss und Unkosten davon zu haben.

Und Du verdenkst es mir noch, dass ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben so lohnt, als das Theater! -- Es sei! Darüber würde ich mich weit weniger beschweren; weil es im Grunde allerdings wahr ist, dass es mir bei meinen theologischen — wie Du es nennen willst — Neckereien oder Stänkereien mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neueren (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können. Lebe wohl! Gotthold.

(Bd. 12 S. 576.)

126. An den churpf. Minister Frhr. v. Hompesch.

(April 1777.)

Ich darf Ewr. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seiler'sche Angelegenheit

warte, welches vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichtes recht sehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, dass ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, dass es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiss es das Unrecht nicht auseinander zu setzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten: so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemanden beschwerlich zu fallen. Nur eines muss ich mir dabei vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfe. — Wenn er nun erfährt, dass aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen lassen, was er will?

Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein; und ich besorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit so manches von dem deutschen Theater geschrieben wird, da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimischen Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden, so kann es nicht fehlen, dass man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte.

Hier muss ich Ewr. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen lässt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: dass ich dem ohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freimüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommensten Verehrung

(Bd. 12 S. 579.) Ewr. Excellenz etc. etc.

127. An Nicolai.

Wolfenbüttel, 25. Mai 1777.

Liebster Freund!

Eine Dame aus Wolfenbüttel, die Frau von Döring, möchte gern den berühmten Verfasser des Nothanker von Antlitz zu Antlitz kennen lernen. Sie reiset also express desswegen — so wie aller übrigen Wunderdinge wegen, die halter in Berlin sein sollen, — nach dem grossen Berlin, und ich gebe ihr ein Briefchen an Hrn. Nicolai mit, dem ich ohnedies zu antworten habe, und so wird sich das Ding wohl machen lassen.

Ich danke Ihnen, mein lieber Nicolai, für die übermachte Nachricht aus Paris. Sie ist gerade so, wie ich mir sie von daher vermuthete; so höflich, als kahl. Ich will aber doch wahrlich nicht glauben, dass Sie dadurch verführt, oder auch nur irre gemacht sind, und dass Sie in Ernst glauben, dass ich nunmehr nur noch zu erweisen hätte, dass mein Theophilus vor Johann von Eyck gelebt habe? Es wäre eben, als wenn Sie in Ihrer Beschreibung von Berlin noch erst beweisen müssten, dass die Nicolaikirche wirklich älter sei, als der jetzige Dom. Können Ihre Leser nicht die Augen aufsperren?

Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann Jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe er ist in Wien,

so glaubt es nicht! siehe er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!" Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre, so sollte ich noch nach Mannheim kommen. Dieses ist alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen grossen Fehler: diesen, dass Sie nicht bei jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handschrift, oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben soll, hätte dieses nothwendig geschehen müssen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar schicken wollen, dem die Quellen beigeschrieben sind. Sodann will ich sehen, was ich für Sie thun kann. — — —

Was Sie mir von unserm Moses schreiben, freut mich von Herzen. Ich wünschte über so viel Dinge von ihm belehrt zu sein, über die ich ihm bisher nicht schreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nämlich: was *Meschowef Netiwohl* heisst, und was es für ein Buch ist, das diesen Titel führet? Er soll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir sonst von der guten Meinung schreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, dass ich gleicher Gestalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreussen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beiden war, und keines von beiden sein musste — wenigstens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird. Leben Sie recht wohl! Der Ihrige

(Bd. 12 S. 583.) L.

128. Bestreitung und Vertheidigung der Religion.

(Vierter Beitrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel: Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend. 1777.)

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten, im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem andern meiner Leser, um dessen Beifall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen

besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es; „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüste stösst.“ Das Gleichniss ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehöret einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, dass er es für wahre bibliothekarische Pedanterei erklären werde, wenn ich desswegen, weil dreissigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug sein könnten, sie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publico ja mit nächstem ein Mehreres, und, wo möglich, das Dreisteste und Stärkste, daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiss, als dass ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiss, auch der Wunsch andrer Seinesgleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten sofort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu grosser Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben blos erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewusst hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu sein fühle.

Erstes Fragment.

Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweites Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Dass die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.
Ueber die Auferstehungsgeschichte.

* * *

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer, als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ sein, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiss nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meinen: nur müsste er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles lässt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten liess: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen sein; aber auch der Christ? Der gewiss nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahret hatte. Aber was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen, und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz: der Buchstabe ist nicht der Geist; und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Religion gehöriges: und es ist blose Hypothes, dass sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf Uns

gekommen: so muss es auch möglich sein, dass alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gänge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen grossen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, dass der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiss, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt sein kann, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, dass schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, dass sie alle schon beantwortet wären. Ein grosser Theil wenigstens ist eben so elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite, hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwidert. Man hat sich sehr beleidiget gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem was die Vernunft sagt für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesläugner herabgewürdiget. So hat der eine und der andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidiget, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heisst weder belagern noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen; keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Aussenwerk, und oft ein sehr

unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidiget worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammen zu führen; unbekümmert, ob indess ein anderer Feind an einem andern Orte den entblössten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft, zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen, überspannt; Ein Nagel sollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eigenen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verliess, dem Feinde mit Verachtung Preis gab, und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen, und wird nun bald genöthiget sein, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion gekommen, lässt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermassen schliessen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheinet er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion nur eben so nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern blos urtheilen zu lassen, wie vieles nun Er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem ersten panischen Schrecken zu steuren, das einen kleinmüthigen Leser befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich anfangs thun zu dürfen um Erlaubniss bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich gibt es der Männer genug, welche jetzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, dass gleichwohl diese Männer nur noch

allein vor dem Riss stünden. Ja woher weiss ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wann sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel eben so weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger, als das Christenthum annehmlich zu machen, vermögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wohl von der Nothwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fussangel vor aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben: allein wo gibt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse gibt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche gibt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die ausser einigen missverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will und nicht hat.

Gleichwohl muss ohnstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt; zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung sein kann und sein muss, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann und eine sein muss, und

die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muss es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jenen Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben, und ich wüsste mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Eltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die Mosaische Geschichte davon erkennt er selbst für unschuldig an solchem Missbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, dass daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern: so scheinet mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt: „dass nach Anleitung derselben die Prediger, als wahre Seelsorger, vielmehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntniss und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unsere ersten Eltern eben darum gefallen wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedienet hätten“: so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte: die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunklen Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniss ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die Mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung oder ertheilet das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie: in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben so wohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündigt, weil wir alle sündigen müssen,

und Ebenbild Gottes noch genug, dass wir doch nicht eben nichts anderes thun, als sündigen; dass wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen und wir uns ihrer eben sowohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Märchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hinein tragen und Accommodationen Accomodationen sein lassen.

Wie gesagt: eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruhet blos auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheinet Gewaltsamkeit auf der einen und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft gibt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniss ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muss; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen lässt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinausziehet, dass man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren; und es ist bloser Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion, durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben, denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiss nicht sind und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der besseren Art legt, ist der, dass man sich mit den bisherigen katechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, dass die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, dass an diesen Büchern nicht manches zu verbessern sein sollte; aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehöret, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Uebergange von derselben zur Offenbarung" vorwirft.

Ich denke: dieser Mangel ist theils kein Mangel und theils würde es äusserst gefährlich sein, ihm abzuhelfen; ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede sein; weil blos so obenhin daran künsteln, die lieben Bücherchen ja erst recht schal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus, sondern schliesst sie in sich. Wann sie dieselbe voraussetzte, das ist, wann sie ohne dieselbe unverständlich wäre, so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schliesst; da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret und sie blos mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute nicht bequemer und nützlicher ist, als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiss, dass der Uebergang von blosen Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten äusserst misslich ist, wenn man sich durch die eben so scharfen, als fasslichen Beweise der erstern verwöhnt hat. Man erwartet und fordert sodann bei den Beweisen der andern eben dieselbe Schärfe und Fasslichkeit, und hält, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wusste ich gar nicht, wie mir geschah. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit; und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie herüber blickte. Ich wusste nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in Ein Buch vereiniget hatte: ich gab ihm seinen Abschied und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, dass dieser Mann unfehlbar gewesen: so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Misstrauen gegen die mathematischen Wahr-

heiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch blos mit dem Gedächtnisse gefasst hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiss halten können: aber möglich wäre es gewesen, dass ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiss zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, dass die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre specifiquen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniss gegen einander: aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Klasse; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fliessen, ist so auffallend, dass alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, dass eine Offenbarung, die *alle* Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sei, sei mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine *solche* Offenbarung unmöglich ist, — nun freilich: so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist: sollte Gott dem ohngeachtet lieber *gar keine* ertheilen, weil er keine *solche* ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu *gleicher* Zeit, in *gleichem* Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der *kürzesten* Zeit die *meisten* Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich Jemand zu zeigen, dass dieses nicht geschehen? dass die Offenbarung, zu

einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache ertheilet, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich jetzt die Christen, als Christen, rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch, in der ganzen Geschichte, schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle andere Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als dass sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn blos, insofern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniss der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist: wie kommen die Millionen dazu —?

Lasst uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegenzusetzen, als etwa, — dass der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen, und man zu ihm sagen könnte: „das Christenthum ist auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, obgleich weder Missionen noch gelehrte Erweise seiner Wahrheit diesen neuen Boden gewinnen helfen; wenn schon in den letzten Jahrhunderten der christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so sind unter diesen christlichen Völkern doch gewiss mehr Christen geworden; die Zeit muss kommen, da dieses unmerkliche Wachsthum der Welt mit Erstaunen in die Augen leuchten wird; der glückliche Windstoss muss kommen, welcher die noch zerstreuten Flammen in Einen alles umfassenden Brand vereiniget; so dass am Ende die Zahl der Verlornen sich zu der Zahl der Geretteten eben so ver-

halten wird, als noch jetzt die Zahl der Geretteten sich zu der Zahl der Verlornen verhält.« —

Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen es trösten soll! — Dass man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse; dass jene nur eine einzige sehr fassliche Wahrheit sei, deren Geschichte in diesen enthalten; dass die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sei, welches in den einzelnen Posten der Rechnung grosse Ausfälle machen müsse. —

Denn Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus? — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er ist beigelegt.

Dass nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nöthig sei, die gar keine oder doch keine gegründete Kenntniss davon erlangen können: ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst die, die sich in allen den verschiedenen Gemeinden derselben am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses gethan; wie unphilosophisch sie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu sie ihrem eigenen System dabei geblieben: genug, sie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloser Wunsch rechtfertiget ihr Herz: und ihr Geständniss, dass Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht könne, dass Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal der Dispensation bedürfe, versöhnet mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muss; die ihm aber eben so wohl zur Entschuldigung als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man blos zur besseren Verbindung jener eingeschaltet, oder aus ihnen folgern zu müssen vermeinet, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, dass bei Bestreitung des Christenthums alle Secten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Secten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht, weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniss der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte; noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinausläuft; noch auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie vorträgt, aber freilich auch vortragen musste, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muss ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiss, und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, dass eine so grosse Menge in so kurzer Zeit einen so grossen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, dass also wohl in dem Texte die

Zahl des ausziehenden Volkes verschrieben sein möge; dass anstatt sechs mal hundert tausend streitbarer Mann nur deren sechzig tausend, nur sechs tausend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüsste nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit grossen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wohl oft ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr grosse Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders, und von allen weit grösser angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen lässt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Besten oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankömmt, — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilet, und Millionen trocknen Fusses hindurchführet, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nämliche an dem Jordan thut und blos für seine Person hindurchgehet, ist dieses nicht ein eben so gutes Wunder, als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl sein, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des Arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mussten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten: so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hilfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme Meer ein, und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurchgegangen waren. Indess suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder Land ein, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener sein, als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, dass es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste, die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durch-

reisst und ein neues Bette sich wühlet? Und welche Schwierigkeit unseres Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel sein mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen und ihre Feinde ersaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüsste nicht, dass irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht, und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiss in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde; ihr in allen besser fügen würde, als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der Mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu sein scheinet. Nämlich: und das Meer kam wieder für Morgens in seinen Strom, oder wie es Hr. Michaelis übersetzt: da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder, und hielt seine gewöhnliche Fluth. Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam; wenn es seine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam; so scheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluss freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu sein. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata, als dem Grundtexte gefolgt zu sein, welche sagt: *mare reversum est primo diluculo ad priorem locum;* und Hr. Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothes in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heisst es in diesem doch nur: und das Meer kam wieder am Morgen in seiner Stärke; so dass es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich, oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben, dass der Orthodox genöthiget sei, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hilfe zu kommen den

Schein haben will, und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung herauszulocken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten, den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, ausser welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müssten; die Eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann und soll. Als hier. „Wenn denn nun aber, darf er blos sagen, der g a n z e Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht blos in der Auftrocknung des Meerbusens bestand, wenn auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar nichts darwider, dass man bei dem ersten Stücke dieser wunderbaren Begebenheit auch natürliche Ursachen wirksam sein lässt; nicht den Wind blos, dessen die Schrift selbst gedenket; sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts sagt; und wenn man an e i n e r Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die Schrift, noch die Admiralitäts-Lootsen in Cuxhafen etwas wissen. Ich gebe es gern zu, dass es zu einem Wunder genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen nur nicht jetzt oder jetzt nicht so und so wirksam gewesen wären, und ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl vorhergesagt worden. Ich gebe das gern zu: nur muss man mit dem, was ich z u g e b e, mich nicht schlagen wollen; nur muss man das, wovon ich zugebe, dass es bei einem Wunder, dem Wunder unbeschadet, sein könne, nicht zu einer unumgänglichen Erforderniss des Wunders überhaupt machen; man muss ein Wunder, weil sich keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren sich Gott dazu bedienet, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung des Meerbusens geschah durch Ebbe und Wind; gut: und war doch ein Wunder. Die Geschwindigkeit, mit der das Volk herüberkam, ward — freilich weiss ich nicht, wie bewirkt: aber ist sie darum weniger ein Wunder? Sie ist gerade Wunders um so viel mehr. Es klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer Verfasser verbittet, d a s s m a n d e n I s r a e l i t e n u n d i h r e n O c h s e n u n d K a r r e n n u r k e i n e F l ü g e l g e b e. Indess sagt doch Gott selbst, dass er die Israeliten auf A d l e r s f l ü g e l n (2. Mos. 19. 4) aus Aegypten getragen habe: und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als

diese Metapher? Erlaubt mir immer, dass ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches sehe, als in allen euren symbolischen Demonstrationen.“

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will; aber stehen muss man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit gibt, diese grossen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, dass ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnet oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstossend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das Alte Testament weiss von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sei so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meinet, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt: so kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiss ist es wenigstens, dass die Einheit, welche das israelitische Volk seinem Gotte beilegte, gar nicht die transcendentale metaphysische Einheit war, welche jetzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und

Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren echten Begriffe eines einigen Gottes, hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschliessungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hiess bei ihm nichts mehr, als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der Mächtigste und Weiseste sein, und dieser Mächtigste und Weiseste war sein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln: so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, dass dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Gottes, irgend eines Wohlstandes genoss, der ihm abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte: so wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurückkam, als bis es seine Lust gebüsset hatte, und durch den Verlust grösserer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes gebüsst hatte. Nur als es in der babylonischen Gefängniss seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den Einigen Gott würdiger dachte; als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sah, wie viel grosse unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen liessen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften, seinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn blos an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch läugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eigenen Gotte machte: so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt; man thue über die Einwürfe des vierten Frag-

ments auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinzu: dass, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben? — sich Gott zu ihm herabliess, und sich ihm nicht als den Unendlichen, sondern blos als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilet hatte. Gott ward der Gott der Ebreer; und wenn die Ebreer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als dass sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten israelitischen Volke, selbst diesen grossen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schliessen. Denn diese muss ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns jetzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilet haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählich ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und fasslich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem grössern Lichte entgegen eilten, und Andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne dass

man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren lässt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da wo es vorhanden ist: so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt; und Bücher können gar wohl von Gott sein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfasst sein, ob sich schon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten: das ist, eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müsste sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende christliche Religion. Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mussten desswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, dass aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen sein: wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, dass darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen selig machen wollen: ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Zirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: Die Erziehung des Menschengeschlechts. Ich muss bekennen, dass ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schicklicher, als dass ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau beziehet? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiss

ich zu verantworten; und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheinet, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben, bekannt zu machen für gut halten sollte. Hier ist indess, wie gesagt, der Anfang, — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts. *)

* * *

Und so gelangt der Verfasser zu dem zweiten grossen Schritte in der Erziehung des Menschengeschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe zum Gehorsam folgen die ungleich mehr anspornenden Aussichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben, tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näscherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle diese fernern Speculationen gehören nicht zu unserer Sache, und ich breche ab. Auch gibt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel.

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in einem und dem andern beide Charaktere zusammen kommen, so ist doch unwidersprechlich, dass kein einziger Evangelist bei allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweierlei Widersprüche hier möglich. Widersprüche unter den Zeugen, und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur sein, wenn ein Evangelist über den einzelnen Fall, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche: oder wenigstens, wenn mehrere Evangelisten über

*) Hier folgen die ersten 53 Paragraphen, die später vermehrt unter dem Titel: Die Erziehung des Menschengeschlechts 1780 erschienen sind. — Ist in gegenwärtige Auswahl unter Nr. 154 aufgenommen.

den nämlichen einzeln Fall, bei welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung gibt es, und es kann schlechterdings nicht anders sein; als dass von mehreren Zeugen nicht jeder die nämliche Sache, an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, dass der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorsetzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nämliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nämlichen Sache ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er müsste denn seine Aussage auswendig gelernt haben: aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache jetzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur dass, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich. Der grosse Prozess, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, dass man uns diesen gewonnenen Prozess nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schliessen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen, nochmals nach zwei tausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber; nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bei diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nämlich dadurch, dass er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt sein musste? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiedenen Vorstellungen einförmig, und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, dass die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankömmt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei denen, welche die Sache nur vom Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, dass in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten Aber was für Recht haben wir; dieses Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der hab es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden; und sie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonieen geschehen ist.

§. Dass er dabei sich ja nicht auf dieses und jenes Werk zu sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa nur bekannt ist. Ditton hat freilich die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, dass diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, dass seine Demonstration, ohngeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhärtet, dass die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die

Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten lässt er sich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Wen indess seine ewige Vervielfältigung der nämlichen Personen und Erscheinungen beruhigen kann, der muss so schwer eben nicht zu beruhigen sein.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle. Denn diesem und jenen nur etwas wahrscheinliches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heisst keinen beantworten. (Bd. 10 S. 13.)

129. Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

1(777.)

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe: ein andres, erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiss, dass sie Andere wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiss, dass sie Andre wollen gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte: so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, dass es wahre Wunder gewesen; so würde ich zu einem, von so langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Mann, allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben; dass ich willig meinen Verstand dem Seinigen unterworfen hätte; dass ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder; wenn ich noch jetzt erlebte, dass Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität

ich längst gewiss gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müsste: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, dass die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu seiner Zeit, „die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so musste er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr gibt; wenn ich anstehe, noch jetzt, auf den Beweis des Geistes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es, dass dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat; sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: dass Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen; dass Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen, und ihn sagen lassen, „dass der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heisse, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen:" ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origines darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, dass er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder, ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων, und also aus der Erzählung der

Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises jetzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewissheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, dass ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiss, als was ich selbst erfahre?

Das wüsste ich nicht, dass es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, dass die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrirt werden: aber dem ohngeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich; wer läugnet es, — ich nicht — dass die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun: wenn sie nur eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, dass man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden.

Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.

Ich läugne also gar nicht, dass in Christo Weissagungen erfüllet worden; ich läugne gar nicht, dass Christus Wunder gethan: sondern ich läugne, dass diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von

Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweitens: was heisst einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heisst es im geringsten etwas anders: als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, dass ein Andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heisst es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, dass ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von grossem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zu Folge, aller Kenntniss auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, dass sie sich eben so wohl auf ein bloses Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homer gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, dass Christus einen Todten erweckt: muss ich darum für wahr halten, dass Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glaubeu, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, dass dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muss ich darum für wahr halten, dass eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Dass der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich desswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; dass ihn seine Jünger desswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahr-

heiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, dass ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniss entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* ist; so weiss ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch musst gelten lassen, dass er Todte erweckt, dass er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, dass Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und dass Er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, dass dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiss wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen, „O doch! das ist mehr als historisch gewiss; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können:“

So ist auch das, leider, nur historisch gewiss; dass diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, dass in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, dass Christus Wunder gethan: sondern ich läugne, dass diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleib-

lich waren, dass nichts geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heisst, den gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er; auf der ist er: und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, dass die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern blos an ihren Ort gestellt sein liese? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gebe eine grosse nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluss gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht gibt: so könnte es doch dergleichen geben.) — läugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, dass der Trugschluss, durch den er auf die Wahrheit gestossen, kein Trugschluss sein könne? —

— Ich schliesse und wünsche: möchte doch Alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament: aber darum nicht weniger göttlich. (Bd. 10 S. 37.)

130. Das Testament Johannis.

(Ein Gespräch. 1777.)

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen:*) aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die grösste Deutlichkeit war mir immer die grösste Schönheit.

*) Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Er. Aber ich sehe: Sie lassen sich auch fortreissen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihre Räthsel, womit Sie schliessen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muss denn auch alles ein Buch sein?

Er. Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heissen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indess doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, dass sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiss? Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir jetzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem diese Eine Gemeinde ein genugsam grosser Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und so alt —

Er. Dass die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich. Da ihn doch Jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er. Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu

wenig. Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, dass Johannes nicht sterben könne: dass er schlafe, nicht todt sei.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählich sichtbar Johannis reine Seele von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern; liess keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er. Die öfters nicht sehr studiret mag gewesen sein.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiss war Johannis Anrede das nie. Denn sie war immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieses, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hiess, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beschloss; als man sahe, dass der alte Mann nicht blos nur so wenig sagen konnte; als man sahe, dass er vorsätzlich nicht mehr sagen wollte; ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum

ohne Ekel mehr anhören; und erdreisteten sich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meister, warum sagst du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist. —

Er. Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, dass Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich. In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu missbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus *dignam Joanne sententiam.*

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, dass ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden

Er. Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiss, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl sein. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, dass mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Ja! ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, dass sie die christliche Liebe beibehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde: müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er. Wenn Sie sich fühlen.

Ich. Aber ich versteh Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein anders das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere sein? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, dass das Letztere bei weitem das Schwerere sei.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, dass sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müssten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten **klug** gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. *Cui non competit definitio, non competit definitum.* Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem anderen Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Ich. Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift, wie der Teufel.

Hieronymus in Epist. ad Galatas, c. 6. Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit. (Bd. 10 S. 42.)

131. Mein lieber Eschenburg!

Wolfenbüttel, 3. Januar 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, dass die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiss, was ich sage. — War es nicht Verstand, dass man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen musste? dass er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, dass er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, dass ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen. L.

Mein lieber Eschenburg! Ich habe nun wieder einige Hoff-

nung. Seit gestern versichert mich der Doctor, dass ich meine Frau dasmal wohl noch behalten werde. Wie ruhig ich dadurch geworden, mögen Sie auch daraus abnehmen, dass ich schon wieder an meine theologische Scharmützel zu denken anfange; in deren Rücksicht ich Sie recht sehr bitte, mir sobald als möglich die bewusste schwarze Zeitung nochmals zu *communiciren*.

Sie, mit allen die Ihnen angehören, befinden sich doch noch recht wohl? L.

(Bd. 12 S. 597.)

132. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 5. Januar 1778.

Mein lieber Bruder!

Bedauere mich, dass ich dasmal so eine gültige Ursache habe, Dir während der Zeit, da Du so viel Güte für meinen Stiefsohn hast, noch nicht geschrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden musste. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiss kaum, dass ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübniss ward von der grössten Besorgniss so überschrieen! Denn die Mutter lag ganze neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, dass ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, dass ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeihest, dass ich Dir seit vierzehn Tagen nicht geschrieben: so verzeihest Du mir auch, dass ich Dir jetzt nicht mehr schreibe. Ich denke ungern daran, dass Dir jetzt unser

Stiefsohn mancherlei Incommodität verursacht. Gott lasse Dich unter ähnlichen Umständen eine freudigere Scene erleben!

(Bd. 12 S. 598.) Gotthold.

133. An Eschenburg.

Wolfenbüttel, 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich recht herzlich, wenn er das geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abschrift des Goezeschen Aufsatzes. *) Diese Materien sind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können. Schumanns Antwort ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiss kaum, was ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte. L.

(Bd. 12 S. 599.)

134. Lieber Eschenburg!

Wolfenbüttel, 10. Januar 1778.

Meine Frau ist todt: und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, dass ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileids versichert halten darf. Der Ihrige.

(Bd. 12 S. 600.) L.

*) In der sogenannten schwarzen Zeitung, oder den Ziegraischen freiwilligen Beiträgen v. J. 1778 S. 55 that Goeze den ersten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymen Ausfall auf Lessing. S. eine Parabel u. s. w. Bd. X S. 118 ff. Eschenburg.

135. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 12. Januar 1778.

Mein lieber Bruder!

Zu was für einem traurigen Boten an meinen Stiefsohn muss ich Dich machen! — Und gleichwohl weiss ich, dass Dein gutes Bruderherz selbst nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden! — Gieb den Einschluss nicht eher in die Hände des jungen Menschen, als bis Du ihn so gut vorbereitet hast, als Dir möglich. Lass ihn auch nicht eher abreisen, als bis er sich beruhiget hat. Er kann seine Mutter auch todt nicht mehr sehen; denn sie ist diesen Morgen schon begraben worden. Sollte er zu seiner Rückreise Geld brauchen: so schiesse es ihm vor. Du sollst es mit der nächsten Post baar zurückhaben, wie auch die letzte Auslage, die ich so schändlich vergessen habe. Lebe wohl und lass mich von Dir und Deiner lieben Frau bald eine Nachricht hören, wie ich Dir von mir und meiner Frau zu geben hoffte, aber wirklich zu geben, unstreitig nicht verdiente.

(Bd. 12 S. 600.) Gotthold.

136. Mein lieber Eschenburg!

Wolfenbüttel, 14. Januar 1778.

Gestern Morgens ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben; wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht: und ich muss nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom *Laudanum* literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen. — Haben Sie, zum Behuf der letzteren, doch die Güte, liebster Freund, und lassen Sie mir aus Ihrem grossen Johnson den ganzen Artikel *Evidence* mit allen Beweisstellen abschreiben. Ich erinnere mich, einmal da etwas gelesen zu haben, dessen ich mich doch nicht recht erinnern kann. Lassen Sie es

nur von der nämlichen Hand abschreiben, welche den Goezeschen Artikel abgeschrieben. Wenn ich nach Braunschweig komme, will ich für beides bezahlen. Der Ihrige. L.

(Bd. 12 S. 601.)

137. Die Beweiskraft der Wunder.

(Aus: Eine Duplik. 1778.)

Dass die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesieget hat: und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen sein, als sie siegte? Ich soll glauben, dass sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, dass sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und dass sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muss die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muss der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, dass ein eben so grosser Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl sein! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste mich im geringsten abhalten lassen, den

Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. (Bd. 10 S. 60.)

138. Anti-Goeze I.

(D. i. Nothgedrungener Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Hrn. Pastor Goeze erster. Gott gebe, letzter. 1778.)

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.
Tertullianus.

Lieber Herr Pastor!

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein: ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, dass ich meiner Absage schon so bald nachleben muss. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sei mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schliessen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian, und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage: Sie wissen wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiss nicht.

Gott weiss es, ich habe nichts dagegen, dass Sie und alle Schulrectores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht Viele prüfen, recht Viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheinet: und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen grössern Dienst erwiesen zu haben, als Sie mit allen ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue, als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, dass der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, dass das Buch ganz existiret, und bereits in mehreren Abschriften existiret, wovon, ich weiss nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfes sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutsche Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.

Versichern Sie indess nicht selbst, dass diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren

Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die *causa sine qua non* dieser vortrefflichen Werke bin, sollte dessfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, sobald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofrathes sein wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muse und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, dass nur Einer in den ersten Gerichten des Reiches sein sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von diesem Luther'schen Pastor gedacht, dass er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundert und fünfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel auf's neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu, so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, dass es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes musste er erst erweisen; er musste die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er musste sie als schon erfochten voraussetzen: ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, dass der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm Niemand streitig macht, dass er es thun könne: anstatt dass Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden, Uebersetzung verdammen, heisst der Luther'schen Uebersetzung den Prozess machen, wenn jene auch noch so sehr von

dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, dass man keinen Menschen in der Erkenntniss der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muss. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniss andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzeln ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, dass unsere Luther'schen Pastores unsere Päpste werden; — dass diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — dass diese unserm Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten, als möglich wieder in den Schoos der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Lutherscher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog.

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, dass damals, als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden, ist nun an Ihnen; und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion: oder, wie ich

lieber sagen möchte, die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich, die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die er vertheidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahr in Ihr Horn stiessen? — Ja?

So kann es denn das Publikum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Mass und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, dass ich dieses sonst gute Haus so blamiren muss. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho! Lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Kanäle lenken will, nur erst mit mir fertig sein. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mit Fleiss, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hilfe: *Tros Rutulusve fuat* — Seine Partie muss sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrössern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellt ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Mass und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevortheilen Sie mich: mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir Andere warnen, das preisen Sie bei ihm Andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe, in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklicheren, als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit

welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, dass dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passiren muss?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), dass die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Mascho (S. 202), dass die Religion eher gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, dass Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da: sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für blose Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen oder begnügen müssen; eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze bei mir anfeindeten: was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei weitem noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muss. Das ist es ihm; das ist es ihm auf allen Blättern.

Und nun, Herr Pastor, seien Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert: und dann ist keine Hilfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unseren Lehrbüchern Religion hiess, und alle die schönen Siebensachen da-

für anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet.

Sogar werden Sie gezwungen sein, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind. Ueber gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben; über das grosse Pfingstwunder; über — was weiss ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen Religions-Unterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut!

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserem guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel: wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, dass er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar sein, dass ich und Mascho uns verstünden! Doch, das muss ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsere List gelingen soll.

(Bd. 10 S. 159.)

139. Anti-Goeze II.

(1778.)

Bella geri placeat nullos habitura triumphos! Luc.

Mein Herr Hauptpastor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion etc. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, dass mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken*) und Wortspiele: und dennoch mache ich schon wieder ein so hässlich Ding und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, dass ich nun einmal keinen andern Stil habe? Dass ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewusst. Auch bin ich mir bewusst, dass er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, dass unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muss? dass Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? dass, den kalten, symbolischen Ideen auf

*) Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen; und das mehr wie einmal (S. VII. IX. 55). Es kann also weder Schreib- noch Druck-Fehler sein; sondern diese spasshafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. Aequivocum, quasi dicas, equi vocem. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Cardanus — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spasshafter sein wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch; dies Buch an dies Wort: und ich freue mich herzlich, dass ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz; und muss auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, dass ich nicht wie Ovid die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiss ist, dass in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehrsten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, gibt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muss man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, dass das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem

Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten immer gleichen Schritt; dieser verlangt mitunter Sprünge: und selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil is nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiss auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spassvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, dass Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiss nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, dass Moliere und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antworte ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich jetzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an; jetzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung: und ich, einfältiger Tropf, stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muss, ich muss entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfes werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, dass alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Dass ich Ihre Stirn nicht habe; das allein hindert

mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann: und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Goezesche Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freiwilligen Beiträgen schon stehen oder werth sind, darin zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, dass er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewusst?" — O doch! Er weiss sehr wohl, dass sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrüglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie, einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiss, dass Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an den Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht

dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, dass ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde die Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müssten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Jetzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblösten Scheitel fallen zu lassen.

(Bd. 10 S. 166.)

140. An J. A. H. Reimarus.

Wolfenbüttel, 6. April 1778.

Werthester Freund!

Ihr Stillschweigen lies mich befürchten, dass Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können, wenn man Ihnen solch Zeug in den Kopf zu setzen gesucht. Ich will den sehen, dem ich gesagt habe, dass Ihr sel. Hr. Vater der Verfasser der Fragmente sei! Ich habe so vielerlei Vermuthungen über den wahren Verfasser anhören, so vielerlei Ausfragen dessfalls aushalten müssen: dass es zwar wohl sein kann, dass ich unter denen, auf welche man gerathen, auch Manchem Ihren Hrn. Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht Wenige auf ihn gerathen, und Mancher hat mir eine grosse Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweifelten Ur-

heber nicht blos der Fragmente, sondern eines völlig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das sich ich weiss nicht in wessen Händen befinde, nennen zu können geglaubt. Aber wer da sagt, dass ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermuthung dafür ausgegeben habe, der sagt es wie ein Schurke. Diesen Trumpf will ich öffentlich darauf setzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht vielmehr für besser halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu lassen. Die Theologen werden keine Narren sein, sie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat sie nicht auch schon Wittenberg für eine schwarze Verleumdung in seinem Postreuter erklärt? Wer wird diesem grossen Manne zu widersprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieser Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen.

Indess will ich doch, bei erster Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfasser nicht allein überhaupt sagen, sondern mich auch *in specie* wegen Ihres Herrn Vaters so erklären, dass man es gewiss künftig soll bleiben lassen, sich desfalls auf mich zu berufen. Diese Gelegenheit wird sich auch sehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beiträgen, sondern besonders, eben jetzt drucken lasse. Ich werde durch Maschos albernes Geschwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, dass er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben sollte, indem er von dem vermeintlichen Verfasser Dinge wissen will, die auf diesen gar nicht passen würden.

Ich habe es mit ihm schon vorläufig in beiliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenstand aber immer noch Goeze ist. Und so eine Schnurre soll Goeze unfehlbar jederzeit haben, so oft er in seinen fr. Beiträgen eine Sottise wider mich und meinen Ungenannten sagt. Dazu bin ich fest entschlossen, und sollte aus dem Anti-Goeze eine förmliche Wochenschrift werden, so langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geschrieben und gelesen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch gelesen? Gleichwohl will ich sie nebst der Duplik und den beiden fliegenden Blättern, die vorhergegangen, noch mit beilegen, damit Sie wenigstens alles haben, was in dieser Katzbalgerei gedruckt worden.

Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypothesen und

Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureissen. Diese Hypothese nun würde freilich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anschlage gewesen. Aber was thuts? Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler, je nöthiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben, dass ich die muthwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut als er kann. Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero ergebenster Freund und Diener L.

(Bd. 12 S. 605.)

141. Mein lieber Claudius!

Wolfenbüttel, 19. April 1778.

Danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tausendmal, dass er sich meiner bei Seiner Majestät dem Kaiser von Japan so günstig erinnern wollen. Aber, warum hat er mich ihm so schwer zu haben beschrieben? Einen *Salvum conductum* für meinen Bauch, und ich komme . . Denn genug, dass ein asiatischer Monarch kein europäischer ist, und ich wenigstens von den Jannabos an seinem Hofe nichts werde zu besorgen haben. Die Goldbarren stechen mir verzweifelt in die Nase, und wenn mir Albiboghoi nicht auch an den Bauch will: so lass ich ihm sein zweites Ohr gewiss. Nach dem alten Sprichworte, *per quod quis* etc. hätte er, der Hofmarschall, mir ohnedem die Zunge, und der Chan die Ohren hergeben müssen. Doch der Chan hat ja auch Ihren Vetter angehört, und das sichert sie ihm auf immer.

Da übrigens Hr. Asmus meine theologischen Gesinnungen so vortrefflich interpretirt hat: so wäre ich beinahe Willens, ihm auch mein F. M. Bekenntniss zukommen zu lassen. Es ist schon einmal in Hamburg gewesen; bei Herr Boden: aber — Und jetzt läuft es hier, durch die Hände der andern Observanz. Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch nur Einer verstehen wird.

Leben Sie recht wohl. Der Zufall, über welchen Sie mir Ihr Beileid bezeugt haben, liegt mir noch in den Gliedern. Bei Gott,

lieber Claudius, Freund Hein fängt auch unter meinen Freunden an, die Oberstelle zu gewinnen.

Ich wollte Ihnen gerne ein Buch für ein Buch, etwa meine Streitschriften mit Goezen, schicken. Aber was machen Sie damit? Ich an Ihrer Stelle würde sie gewiss nicht lesen; und unlesbare Bücher haben, ist nur Last. Wenn ein elektrischer Funke einmal wieder darein schlägt, so werden Sie ihn doch schon, in der Kette, in der Sie einmal sind, mitzufühlen bekommen.

Am besten wär's, Sie besuchten mich diesen Sommer, aber nicht so wie vorigen. Ich lass es ein Vorzug des lieben Gottes sein, den Willen für die That anzunehmen: im Guten und im Bösen. Denn wenn er es in dem einen thut, so thut er es auch in dem andern; und ich, weil ich es in dem andern nicht thun mag, mag es auch in dem ersten nicht thun. Ich kann Sie jetzt sehr gemächlich beherbergen, und die Stubenthüren sollen Ihnen die Besucher auch nicht einlaufen. Ich bin von der Welt so ziemlich sequestrirt, und befinde mich dabei wenigstens nicht übler.

Nochmals leben Sie wohl; und grüssen Sie Ihre gute Frau und Kinder, in welchen ich mir Sie so innig verwebt so gern denke. L.

(Bd. 12 S. 607.)

142. Mein lieber Eschenburg!

Wolfenbüttel, 12. Juli 1778.

Ich danke Ihnen für den gütigen Antheil, den Sie an meinen Abenteuern nehmen wollen, recht sehr. Aber seien Sie meinetwegen ganz ruhig. Noch ist an mich selbst nichts gelangt, und ich habe heute auf das an die Waisenhausbuchhandlung erlassene *Rescript* meine Vorstellungen bereits an den Herzog geschickt. Wir wollen sehen, was sie wirken. Wider die *Confiscation* des Fragments habe ich nichts. Aber wenn das *Ministerium* darauf besteht, auch meine Antigoezischen Schriften *confisciren* zu lassen: so kann ich dabei so gleichgültig nicht sein, und ich bitte um meinen Abschied. Das ist der Schluss vom Liede, der auch sein Anmuthiges hat. Mündlich ein mehrers; ich komme morgen oder übermorgen gewiss nach Brsch. Leben Sie indess recht wohl

Machen Sie mein Compliment an unsern Schmid, und sagen Sie ihm, dass ich noch recht guten Muths wäre, und sobald noch nicht zu verzweifeln gedächte. Der Ihrige L.

(Bd. 12 S. 608.)

143. An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, 9. August 1778.

Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdriesslichkeiten bestürmt. Ich muss ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muss alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, dass ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, dass Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach wenn er wüsste, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen, — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Genug, dass ich ihn nicht selbst umstürzen will! —

Es freuet mich, dass Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiss nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat, und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion g l a u b e, sondern was ich unter der christlichen Religion v e r s t e h e: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muss mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird; nämlich nur zu verhindern suchen, dass die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden.

Ich danke Ihnen für die gütigen Wünsche zu Fortsetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche sie kaum: denn diese Streitigkeit ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerfen kann, dass ich den Hals nothwendig brechen müsste. Den Stall wird man meinem Steckenpferd gewiss hier auch nicht versagen, wenn ich ihn nicht selbst aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine wertheste Freundin! und sobald sich der Hohepriester nur mit einer Silbe gegen meine nöthige Antwort regt: so haben Sie doch ja die Güte, mir es zu schicken. Dero ganz ergebenster L.

(Bd. 12 S. 611.)

144. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 11. August 1778.

Liebster Bruder!

Ich habe den Bogen erhalten, und danke Dir und unserm Voss für die prompte Besorgung. Es wird auf Goetzen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder gross werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweise lassen sich Folianten zusammen schreiben.

Noch weiss ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefasst sein. Du weisst wohl, dass man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen liess. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken lassen, und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, dass der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das *Decamerone* des *Bocaccio* auf: *Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo.* Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben,

dass sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiss den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannst, unverzüglich.
(Bd. 12 S. 613.) Gotthold.

145. Anti-Göze XI.

(1778.)

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advokaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muss. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, dass ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, dass ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf erstres glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, dass ich mich erkläret, nicht als Advokat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche blos als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebener Advokat für einen Verbrecher spricht; und rede nur statt seiner; und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehrern Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um so viel grösser, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin, und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgetheilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer grössern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungs-

partikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloses Blendwerk ausgegeben, und dadurch so wohl meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestossen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, dass ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wusste, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muss ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter auseinander bringen: und dieser Dritte kann Niemand sein, als das Publikum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publiko empfängt? Ich muss jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre: so ist das Beste doch nicht immer gut; und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Dass man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advokaten des Ungenannten, dass ich mich vielmehr, (weil es doch einmal Advokat heissen soll) als den Advokaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advokat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehöret, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt,*) *in aliam rursus ei personam transeundum est, agendusque adversarius, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quidquid recipit in ejusmodi disceptatione natura.* Gerade so, auch ich! Aber wer den Vertheidigern

*) Quinctilianus L. XII.

der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion *interrogare quam infestissime, ac premere*, weil auch hier, *dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus;* weil auch hier *optimus est in dicendo patronus incredulus.*

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem *infestissime* kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich einer darauf, und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon; ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben!“

Fühlen sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht; aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben blos auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldiget; Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldiget. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamirendere Beschuldigungen, als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Hass und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mässigen, dass ja Ihre Perücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund, „er ist toll!“ wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen?

blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, dass die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sei, *in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus.* Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniss seid ihr; und nichts weiter. Aber eben so oft Firniss des Lasters, als Firniss der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniss haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, dass man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin; wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig *assa foetida* räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Blos sein wiederholter Vorwurf, dass der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; blos dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein grosser Theil auf mich zurücke spritzt: hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, dass ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe?“ Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schliessen, dass das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich sein könne? Nun wohl: so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt, als ich; und ich bin lange zufrieden, dass ich deren doch eben so viel habe, als Hieronymus; wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht

weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: *Ego reor, et nomen tibi κατ᾽ ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo.* Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich *Dormitantius* nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören, mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, dass der Nachbar selbst diesen kleinen Spass so hoch aufgenommen haben sollte, dass er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren; und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Augustinus, ihn um Verzeihung bitten: *Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris, in scriptis meis.* —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun; welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Visier weder auf noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weiten, in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft:* „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitter-Beweis, dass ein Subrector in einer Reichsstadt eben so viel sei, als ein Bibliothekar, der Hofrath heisse! — Ei meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniss, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie bedaure ich, dass ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze, wider alle mein Wollen, so in den Harnisch geschrieben habe? Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, dass die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sei. Und leicht möglich, dass sie es wirklich nicht ist; obgleich der Herr Hauptpastor

* Anti-Lessing.

Goeze sie um ein grosses so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, dass man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäussert haben? Woher erhellet denn, dass ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muss ich denn diesen lieber in jenem herabgewürdiget, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben; so dass ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, dass ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz; aber doch noch hitziger als stolz; und mich jammert Ihrer Klasse. So oft ein Knabe lacht, muss er über den Herrn Subrector gelacht haben, — *et vapulat.*

(Bd. 10 S. 220.)

146. Nöthige Antwort.

(G. E. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg. 1778.)

Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze, nach so langem, ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Kopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äussert er nun, dass er auf den Punkt, über welchen er mit mir streite —

Ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre? —

sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, so bald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe

Wenn ich mich weniger rein wüsste, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er sich einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich: der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, dass er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, dass er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiss sich rein, und muss herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu sein vorgibt, „dass ich, wenn ich voraus hätte sehen können, dass die Controvers diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gesinnungen meines Herzens zu offenbaren.“

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das; und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar mit der längeren Nase nun abziehen wird.

Denn kurz: ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann; dass ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whiston'sche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, dass ich sogar das sogenannte Sympolum der Apostel und das sogenannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, dass diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müssten, wenn die Bibel sich verlöre;

2) warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müssten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;

3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muss er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitions-Verhör werden. Genug, dass er ungefähr daraus sieht, was ich *in recessu* habe und worauf Er sich gefasst halten muss.

§. 1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heisst bei den ältesten Vätern *Regula fidei.*

§. 2. Diese *Regula fidei* ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

§. 3. Diese *Regula fidei* war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

§. 4. Diese *Regula fidei* ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher; die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5. Mit dieser *Regula fidei* haben sich nicht allein die ersten Christen, bei Lebzeiten der Apostel, begnügt: sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthume gehalten.

§. 6. Diese *Regula fidei* also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7. Diese *Regula fidei* ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden; nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8 Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzelnen Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie, bei einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, stehen.

§. 9. Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniss des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10. Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11. Nach der *Regula fidei* sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilet worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der *Regula fidei* ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12. Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13. Der Beweis, dass die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, dass die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14. Der Beweis, dass der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15. Die Authentie der *Regula fidei* ist viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16. Auf die unstreitig erwiesene Authentie der *Regula fidei*, ist auch weit sichrer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17. Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten *Regula fidei* sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18. Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, dass sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19. Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als dass sie unter

den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen; und sofern sie mit der *Regula fidei* übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20. Das Mehrere, was sie über die *Regula fidei* enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr oder falsch sein; kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt; und ich bin im Stande mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wisssn, als ich; und es ist gar nicht wahr, dass so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich Manche wohl einbilden, und Manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen, und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will. (Bd. 10 S. 230.)

147. Die Menschheit in Staaten und Religionen.

(Aus Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer. 1778.)

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft, als die Bienen. Denn sie haben Niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

F. Ordnung muss also doch auch ohne Regierung bestehen können.

E. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiss: warum nicht?

F. Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird.

E. Wohl schwerlich!

F. Schade!

E. Ja wohl!

F. Steh auf und lass uns gehen. Denn sie werden Dich bekriechen die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muss. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

E. Worüber?

F. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst du sie?

E. Für etwas sehr Gutes.

F. Ohnstreitig. — Aber hältst du sie für Zweck oder für Mittel?

E. Ich verstehe dich nicht.

F. Glaubst du, dass die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder dass die Staaten für die Menschen sind?

E. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere sein.

F. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer geniessen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aber Glieder ist die Glückseligkeit des Staates. Ausser dieser gibt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staates, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden **müssen**, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

E. Ich möchte das nicht so laut sagen.

F. Warum nicht?

E. Eine Wahrheit, die Jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemissbraucht werden.

F. Weisst du, Freund, dass du schon ein halber Freimaurer bist?

E. Ich?

F. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

E. Aber doch sagen könnte.

F. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

E. Nun, wie du willst! — Lass uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

F. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

E. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

F. Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will, dass die Natur alles so eingerichtet, dass der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

E. Dieses hat denn auch wohl gemacht, dass einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmässig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

F. Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir; wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

E. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

F. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

E. Was ist das?

F. Dass sie nicht unfehlbar sind. Dass sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

E. Ein Beispiel! wenn dir eines einfällt.

F. So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen; und werden Ursache, dass viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

E. Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiss ja wohl, woher es

kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

F. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken lässt, schon erfunden; setze, dass alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht, dass auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewusst hätte?

E. Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, dass es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

F. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese Bessere als die Beste an: und frage das Nämliche.

E. Du scheinest mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, dass jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen sammt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft sein könne.

F. Nicht blos.

E. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen.

F. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

E. Nur eines erst.

F. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, dass alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden desswegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

E. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müsste sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

F. Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden sein; oder wie sie sonst heissen würden.

E. Ganz gewiss.

F. Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleineren Staaten hätte sein eigenes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

E. Wie anders?

F. Diese verschiedene Interessen würden öfters in Collision kommen, so wie jetzt: und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

E. Sehr wahrscheinlich!

F. Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloser Mensch einem blosen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewusst sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, misstrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

E. Das ist leider wahr.

F. Nun so ist es denn auch wahr, dass das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

E. Wenn du es so verstehst.

F. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst du nicht.

E. Das ist ein gewaltiger Schritt!

F. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.

E. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

F. Würden sie das; so würden sie auch, sie möchten heissen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als blose Menschen gegen blose Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche

Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

E. Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

F. Nur vermuthlich?

E. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, dass alle Staaten einerlei Verfassung hätten, dass sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

F. Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

E. Ja, ja: so scheinet es.

F. So ist es. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen.

E. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

F. Lass mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, dass die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Diese Trennung in wenig grosse Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis in's Unendliche fort.

E. Wie so?

F. Oder meinest du, dass ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken lässt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniss haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben: so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter

sie gleich vertheilet worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der Andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der Andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

E. Das versteht sich.

F. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl gibt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

E. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders sein.

F. Das sage ich eben!

E. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, dass den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

F. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, dass allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann: ich würde sie auch bei weit grössern Uebeln noch segnen.

E. Wer des Feuers geniessen will, sagt das Sprichwort, muss sich den Rauch gefallen lassen.

F. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

E. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

F. Das Gleichniss war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

E. Das wohl nicht.

F. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

E. Wie heilig?

F. Dass es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen?

E. In Absicht? . . .

F. In Absicht, sie nicht grösser einreissen zu lassen, als die

Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

E. Wie könnte das verboten sein?

F. Aber geboten kann es doch auch nicht sein; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und diese würde nun gerade ausser den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein *Opus supererogatum* sein: und es wäre blos zu wünschen, dass sich die Weisesten und Besten eines jeden Staates diesem *Operi supererogato* freiwillig unterzögen.

E. Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

F. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, dass es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüssten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.

E. Recht sehr zu wünschen!

F. Recht sehr zu wünschen, dass es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, dass alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

E. Recht sehr zu wünschen!

F. Recht sehr zu wünschen, dass es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herablässt, und der Geringe sich dreist erhebet.

E. Recht sehr zu wünschen!

F. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

E. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

F. Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

E. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

F. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müsste?

E. Wollte Gott!

F. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

E. Schöner Traum!

F. Dass ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freimaurer wären?

E. Was sagst du?

F. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

E. Die Freimaurer?

F. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

E. Die Freimaurer?

F. Ah! verzeih! —Ich hatt es schon wieder vergessen, dass du von den Freimaurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

E. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, sagst du —

F. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der grössern Gesellschaft werden wir bald Stoff zu einer tauglicheren Unterredung finden. Komm!

(Bd. 10 S. 257.)

148. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 7. November 1778.

Mein lieber Bruder!

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, dass ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir selbst noch nicht einig gewesen, selbst noch nicht gewusst, wie es mit Dingen werden solle, mit denen ich vielleicht weiter nichts gesucht, als den Leuten das Maul aufzusperren. Denn so dächtest Du nun ganz gewiss sehr falsch.

Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, dass ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eines von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich

sie drucken zu lassen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, poliren und erst zu Weihnachten anfangen, alles auf's Reine zu schreiben, und *à mesure* abdrucken zu lassen, dass ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Früher habe ich damit nie erscheinen wollen; denn Du erinnerst Dich doch wohl, dass ich in meiner Ankündigung zu Weihnachten vorher die Zahl der Subscribenten zu wissen verlangt habe.

Und also wäre der Eine Punkt, über den Herr Voss gewiss sein möchte, ohne alle Schwierigkeit. Ostern 1779 ist mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subscribirt hätten; — und wenn ich es für mein eignes Geld müsste drucken lassen.

Auch könnte ich über den zweiten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.

Aber nun sage mir, was will eigentlich Herr Voss? Durch welches neue Avertissement glaubt er mir den besagten Vortheil schaffen zu können? Dieser Vortheil würde mir allerdings sehr willkommen sein; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde gewesen, und jetzt bin ich es am allerwenigsten. Den Besitz meines Stücks nach der Subscription habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich stürbe? So bliebe ich vielleicht tausend Leuten einem jeden einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Ostern brauche ich freilich, und die Sorge es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müsste.

Aber wenn Du wirklich meinst, dass Dein andrer Vorschlag thunlich sei, und sich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen tausendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigstens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen. in welcher auch die kleinsten Spuren der Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich

jetzt zu geben im Stande bin: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, dass dieser Wechsel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines Briefes zu antworten.

(Bd. 12 S. 619.) Gotthold.

149. An Ramler.

Wolfenbüttel, 18. Dezember 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entschuldigung schuldig, warum ich in dem ersten versificirten Stücke, das ich mache, nicht unser verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine lautre Wahrheit ist, dass es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal gelesen; und doch wollten mir die Anapästen niemals von selbst kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das ist blos ein Versuch, mit dem ich eilen muss, und den ich so ziemlich, in Ansehung des Wohlklanges von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern weil ich glaubte, dass der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prosa zu sehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Absicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muss. Mir genüget, dass Sie nur so mit der Versification nicht ganz und gar unzufrieden sind Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muss ich Ihnen voraussagen, dass ich sechsfüssige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, dass sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen. — —

(Bd. 12 S. 623.) L.

150. Meine liebe Schwester!

Wolfenbüttel, 28. December 1778.

Gott weiss es, dass ich Dich nicht vergessen, sondern allezeit mit Wehmuth sehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn

Du wüsstest, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiss mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen. Meine Frau ist nun eben ein Jahr todt, und ich weiss nicht einmal, ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: so mag er mir es verzeihen, dass ich einer so unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk gewesen bin. Er wird böse auf mich sein: ich will ihn aber nächstens wieder gut zu machen suchen. Ich freue mich herzlich, dass er an eine bessere Stelle gekommen. Du gehst doch wieder zu ihm? — Nimm indess mit beigehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir ehestens mehr zu schicken. Lebe recht wohl.

(Bd. 12 S. 625.) Dein treuer Bruder Gotthold.

151. Mein lieber Herder!

Wolfenbüttel, 10. Januar 1779.

Sie sind sehr gütig, dass Sie nach zwei Briefen, die ich nicht so beantworten konnte, als ich gern wollte, und also lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir gewesen, und wie dankbar ich gern dafür sein möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherlei Dinge, wobei immer einer von meinen ersten Gedanken gewesen ist: was wird Herder dazu sagen?

Nathan kann nicht eher als in der Ostermesse erscheinen, und Sie sollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, dass Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Boccaz (*Giornata 1 Novella 3.*) Melchisedek heisst, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. *Introite, et hic Dii sunt!* kann ich indess sicher meinen Lesern zurufen, die dieser Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiss ich nicht. Nicht zwar, dass man mich abgeschreckt hätte, der Wahrheit diesen Dienst zu thun; sie mag sich nun endlich finden lassen, auf welcher Seite sie will.

Sondern weil ich wirklich das ganze Manuscript nicht in Händen, und es nur bei Leuten gelesen habe, die entweder zu viel eifersüchtig, oder viel zu furchtsam damit sind, als dass sie mir es anvertrauen möchten; so viel und heilig ich auch die vom letztern Schlage versichert habe, dass ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geschrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bei unsern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch so viel aufgetrieben. Dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, müsste man auch wohl mehr das erzählende und dogmatische, als das lyrische Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beiden zusammengesetzt ist, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie sie kein Volk aus so frühen Zeiten in Europa besser haben müsste. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutscher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren theils Priameln, theils Bilderreime. — Priameln, wovon jetzt noch kaum der Name mehr bekannt ist, waren im 13. und 14. Jahrhunderte eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das ursprüngliche deutsche Epigramm nennen möchte; alle moralischen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigsten Ausdrucke. Die Bibliothek besitzt davon ansehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geschrieben. Damit Sie sich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeschrieben habe, beilegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als sie verdienen. — Unter Bilderreimen versteh ich die Gedichte, welche sich am Ende des 16. Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, so häufig auf einzelnen fliegenden Kupferstichen oder Holzschnitten, satirisch-moralischen, und satirisch-politischen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge gesammelt habe, und die zum Theile, selbst von der Seite der Kunst, nichts weniger als zu verachten sind. Aus diesen zwei Quellen also, wollte ich meine Volksgedichte schöpfen, von welchen ich zweifle, ob sich irgend etwas davon zu Ihrem Plane schicken möchte.

Mit dem Renner ist mir nur kürzlich ein besondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drei Manuscripten, welche unsre Bibliothek besitzt, (die Ihnen bekannte Gudensche Abschrift ist nicht darunter; diese war schon vorher veräussert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenschen Handschriften kaufen liess) einen Renner zusammengeschrieben, wie ich glaubte, dass er wohl könne gewesen sein; und wollte ihn eben bei Weygand drucken lassen, als mir unvermuthet ein viertes Manuscript in Hamburg zu Händen kömmt, welches so gut und so alt ist, dass ich alles auf's neue durchgehen muss. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menschen habe, der mich dessen, was bei solcher Arbeit blose *Drudgery* ist, überheben könnte, weiss Gott.

Dass aus Bertuchs Hans Sachsen nichts wird, habe ich ungern gelesen. Ich wollte eben an ihn schreiben, und ihn bitten, wenn er doch so viele Alphabete Reime drucken liess, noch einige Bogen Prosa von dem nämlichen Verfasser beidrucken zu lassen; wäre es auch nur um zu sehen, wie Hans Sachsens Prosa gewesen. Denn dass Hans Sachsens prosaische Aufsätze auch ein ganz sonderbares Monument in der Reformationsgeschichte sind, wird mir freilich keiner auf mein Wort glauben, der sie nicht gelesen hat.

Wielands Plaisanterie über den Bunkel ist so gerecht als lustig, und Nikolai mag sie auch wohl gegen ihn verschuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sprosse aus der Leiter ausbräche, die ein gewisses Publikum mit besteigen muss, wenn es weiter kommen soll. Sie verstehen mich. Wenn die Verbreitung solcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts besser wäre, als so ein ruppichter Roman?

Leben Sie recht wohl. Sie sehen, ich mache noch weniger Umstände, wenn ich an einen Mann schreibe, den ich so von Grund des Herzens hochschätze.

(Bd. 12 S. 626.) L.

152. An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, 18. April 1779.

Mein lieber Bruder!

Auf umstehendem Blatte schicke ich Dir die beträchtlicheren Druckfehler. Alle übrigen und sonstigen Unschicklichkeiten

des Drucks will ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweiten Ausgabe bereit sein soll.

Es kann wohl sein, dass mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.

Und nun muss ich Dir auch schreiben, was Dir der gute Geschmack Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du musst mir schon für die Frau von D * *, der die Blumen so sehr gefallen haben, noch ein Paar Bouquets und einige einzelne schicken, doch dürfen keine Rosen darunter sein. Kein Kopfzeug mag sie auch nicht dazu; sondern nur Blumen! Blumen! Ach das sind göttliche Blumen! Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüsse mir Deine liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl

(Bd. 12 S. 636.) Gotthold.

153. An F. H. Jacobi.

Wolfenbüttel, 18. Mai 1779.

Der Verfasser des Nathan möchte dem Verfasser des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieser gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl schwerlich. Nathan ist ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen. (Bd. 12 S. 640.)

154. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.

Augustinus.

(Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. 1780.)

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von

welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, dass die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermesslichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht?

* * *

§. 1. Was die Erziehung bei dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2. Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist, und noch geschieht.

§. 3. Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiss sehr grossen Nutzen haben, und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

§. 4. Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie gibt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5. Und so wie es der Erziehung nicht gleichgiltig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Mass halten müssen.

§. 6. Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermesslichen in mehrere Ermesslichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7. So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiss, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, dass es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoss eine bessere Richtung zu geben.

§. 8. Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9. Dies war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiss, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen; und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10. Vielleicht, dass ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sei nur ein Vorrecht der bessern Aegyptier; und das, um es mit so viel grösserm Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders? —

§. 11. Diesem rohen Volke also liess sich Gott anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der

Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12. Durch die Wunder, wit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei, als irgend ein anderer Gott.

§. 13. Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann, — gewöhnte er es allmählich zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14. Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schliessen lernen!

§. 15. Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verliess, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16. Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17. Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wusste von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18. Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen muste? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller

übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19. Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stiess es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20. Während dass Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen lässt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21. Wie aber diese glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen: so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniss Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22. Auf gleiche Weise. Dass — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite gesetzt, welche in den Büchern des alten Testaments sich findet, und sich nicht findet — dass, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd sind: beweiset eben so wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen seine gute Richtigkeit haben. Denn lasst uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermisst, jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr; lasst uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben alles aus: wäre darum das Dasein Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gott minder

frei, würde es darum Gott minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch sie aufzeichnen liess, waren ja nicht blos für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahin stirbt.

§. 23. Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanction seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das israelitische Volk, an das damalige israelitische Volk gesandt: und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen israelitischen Volks, so wie der Bestimmung des künftigen, vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24. So weit hätte Warburton auch nur gehen müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, dass der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt; und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick zu verneinen scheine.

§. 25. Wie gut war es, dass Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdann erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wieder

herstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiss auch nicht erschweren wollte.

§. 26. Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, dass es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sei. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden: und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, dass sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§. 27. Also auch konnten in den Schriften des alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser grossen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin v e r s p ä t e t, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28. Denn, wenn schon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu sein scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen: so ist doch wohl gewiss, dass der menschliche Verstand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die blose Neugierde?

§. 29. Der und jener Israelite mochte freilich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken, und in dem festen Glauben stehen, dass wer fromm sei auch glücklich sein müsse, und wer unglücklich sei, oder werde,

die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein solcher scheinet den Hiob geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

§. 30. Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken: oder es war auf immer bei dem Volke, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, dass seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, dass er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer sollte es denn? Der Bösewicht? der die Strafe seiner Missethat fühlte, und wenn er dieses Leben verwünschte so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31. Weit weniger verschlug es, dass der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf, und war an und für sich selbst schon ein Beweis, dass das Volk nun einen grossen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniss.

§. 32. Lasst uns auch bekennen, dass es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheissen hat: sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiss ist.

§. 33. Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Lasst den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt wer-

den, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? —

§. 34. Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieses zum Beweise, dass die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gotte hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, dass diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines bessern richtigern Massstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35. Anstatt, dass es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte: fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36. Die Offenbarung hat seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37. Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten: und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluss so wenig unanständig, dass ohne ihn eines von beiden überflüssig sein würde.

§. 38. Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wussten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiss ich das nicht auch? Warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen; dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennet, dass die Schuld nicht an den Büchern liege, dass die Schuld ledig sein eigen sei, warum es nicht längst eben das wisse, eben so lebe.

§. 39. Da die Juden nunmehr, auf Veranlassung der reinern persischen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den grössten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und Andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da sie vor

allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen eben so grossen Abscheu bezeugten, oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, dass sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu sein erkannte, die sich dafür des verlassenen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40. So erleuchtet über ihre eigenen unerkannten Schätze kamen sie zurück, und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41. Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht, und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die babylonische Gefangenschaft und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochnen und aufgeschriebnen Weissagungen,“ für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur insofern die wahre sein, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mussten nun erst erkannt haben, dass Wunderthun und das Künftige vorhersagen, nur Gott zukomme; welches beides sie sonst auch den falschen Götzen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42. Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43. Doch da es mit dieser Lehre, in Ansehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtniss nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht sein wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren, und also nur Anspielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube

des gesammten Volkes werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

§. 44. Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dies gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45. Eine Anspielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte. Als die oft vorkommende Redensart, zu seinen Vätern versammelt werden, für sterben.

§. 46. Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln lässt. Dergleichen war Christi Schluss aus der Benennung Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47. In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; so wie die oben erwähnte Eigenschaft, dass es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48. Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählt werden. Dergleichen sind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moralischen Bösen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Ursprung der mancherlei Sprachen, in der Geschichte vom Thurmbaue zu Babel u. s. w.

§. 49. 2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologieen, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anders zu sagen scheinen und doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50. Und ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementar-Buches sowohl für Kinder, als für ein kindisches Volk.

§. 51. Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses

Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermassen nützliche Art thun zu können, muss man mehr hineinlegen, als darin liegt; mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muss der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorieen zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das gibt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnissreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Fassliche und Leichte.

§. 52. Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten.

§. 53. Ein besserer Pädagog muss kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reissen. — Christus kam.

§. 54. Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in E i n e n Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten grossen Schritte der Erziehung reif.

§. 55. Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, dass er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frei, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56. Schon längst waren die Besseren von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen S c h a t t e n solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57. Es war Zeit, dass ein andres w a h r e snach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluss auf seine Handlungen gewönne.

§. 58. Und so ward Christus der erste z u v e r l ä s s i g e, p r a k t i s c h e Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59. Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können: das lasse ich dahin gestellt sein. So, wie ich es dahin gestellt sein lasse: wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen sein: jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60. Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Speculation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anders, seine innern und äussern Handlungen darnach einrichten.

§. 61 Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, dass böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62. Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als dass sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verschafft hätten: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63. Dass sie aber diese Eine grosse Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders sein? Lasst uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen: ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoss für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64. Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, dass die Neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben.

§. 65. Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den mensch-

lichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66. Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können: und unstreitig hat das, dass so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67. Auch war es höchst nöthig, dass jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das *Non plus ultra* seiner Erkenntnisse halten musste. Denn dafür muss auch der Knabe sein Elementar-Buch vors erste ansehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreisst, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68. Und was noch jetzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehn beginnest.

§. 69. Bis sie dir nach sind, diese schwächere Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüsser der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist.

§. 70. Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, dass Gott auch blose Vernunftwahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verstattet und einleitet, dass blose Vernunftwahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um sie geschwinder zu verbreiten und sie fester zu gründen.

§. 71. Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das Nämliche. Sie wird in dem zweiten besseren Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

§. 72. So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmählich zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des

Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73. Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, dass Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne; dass auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschliesst? — Muss Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirklichkeit, sowie von seinen übrigen Eigenschaften, sich blos eine Vorstellung, sich blos eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben: oder diese vollständige Vorstellung ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist etc. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbst sein? — Wenn ich eine ähnliche Verdoppelung in Gott zu erkennen glaube: so irre ich mich vielleicht nicht so wohl, als dass die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, dass diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich fasslicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74. Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, dass der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so

Herr seiner Handlungen nicht sei, dass er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75. Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: dass Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen; als dass er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschliessen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken lässt?

§. 76. Man wende nicht ein, dass dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniss bedeutete in den ersten Zeiten des Christenthums ganz etwas anders, als wir jetzt darunter verstehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftwahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das *Facit*, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einigermassen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten *Facit* begnügen: so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77. Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so misslich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unserer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78. Es ist nicht wahr, dass Speculationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Speculationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79. Vielmehr sind dergleichen Speculationen — mögen

sie im Einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80. Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heissen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht.

§. 81. Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82. Nie? — Lass mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jüngling eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei.

§. 84. Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85. Nein; sie wird kommen, sie wird gewiss kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86. Sie wird gewiss kommen, die Zeit eines neuen wigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87. Vielleicht, dass selbst gewisse Schwärmer des drei-

zehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darin irrten, dass sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88. Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiss hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, dass der Neue Bund eben so wohl antiquiret werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechtes.

§. 89. Nur dass sie ihn übereilten; nur dass sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90. Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, dass sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, dass diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91. Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur lass mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Lass mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, dass die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, dass das grosse langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93. Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muss jeder einzelne

Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in eben demselben Leben beide überholet haben?"

§. 94. Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

§. 95. Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96. Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97. Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig helfen?

§. 98. Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, dass es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99. Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, dass ich schon da gewesen? Wohl mir, dass ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen m u s s, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100. Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein? (Bd. 10 S. 305.)

155. An Herder.

Wolfenbüttel, 25. Juni 1780.

Meine späte Antwort müssen Sie diesesmal blos dem Verlangen zuschreiben, Ihnen in der Hauptsache so zu antworten, als Sie es zu wünschen schienen. Sie verlangten die Fortsetzung meiner Freimaurer-Gespräche, und ich hatte die einzige reine Abschrift davon sehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich selbst nicht mehr finden; geschweige, dass ein Anderer

hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich sie wieder erhalten; und hier ist sie.

Wenn Sie das Ding an Hamann senden, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen: wenigstens nicht gewiss sein können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein, die sich für Polyhistores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu. Ein Wanderer ist leicht gefunden: aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen.

Mein Ungenannter scheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigstens haben — und — sie ihm zu machen, redlich gesucht; so wenig sie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird sich der Ungenannte schon selbst so weit helfen, als er sich, nach den Gesetzen einer höhern Haushaltung, helfen soll. Auf mein eigenes Glaubensbekenntniss habe ieh mich bereits eingelassen; wenigstens mich darüber ausgelassen. Denn zum einlassen gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat Niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war und hierdurch weder der einen noch der andern Partei gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die Einen. Wenn er nur das will, dachten die Andern, was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wissen soll, noch mit dem einzigen - - - anbinden müssen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre Volkslieder sind mir sehr lieb und werth. Aber können Sie wohl glauben, dass ich Ihre Plastik noch nicht gelesen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte! Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Versatilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, dass es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll.

Leben Sie recht wohl. Ich erspare mir alle Versicherungen

der Hochachtung und Freundschaft, die, wo sie sich nicht von selbst verstehen, doch nur umsonst sind.

(Bd. 12 S. 654.) L.

156. An Elise Reimarus.

Meine liebe Freundin!

Endlich hab' ich es möglich gemacht, Sie wieder einmal zu sehen. In einigen Tagen bin ich auf einige Tage bei Ihnen. Vielleicht folge ich schon in wenigen Stunden diesem Briefe auf dem Fusse nach. Ihnen jetzt noch viel zu schreiben, würde heissen, unsern mündlichen Gesprächen Abbruch thun wollen. Und schwerlich ist es auch dieses werth, was ich Ihnen etwa zu schreiben hätte. Ein einziges muss ich vom Herzen haben, ehe ich Sie sehe. Der Sohn Ihres Herrn Bruders ist in Braunschweig gegewesen, ist hier in Wolfenbüttel, ist in der Bibliothek gewesen, und hat sich mit keiner Silbe nach mir erkundiget, geschweige dass er mich gar sollte besucht haben. Gewisse Leute sagen, er habe mit allem Fleisse einen Mann nicht besuchen wollen, der so viel Schande auf seinen seligen Grossvater gebracht habe. Es mag sehr nützlich sein, seinen christlichen guten Geruch lauter und rein zu erhalten: ob man aber in der Sorgfalt dafür auch nicht zu weit gehen könne, gebe ich der Tochter dieses seines Grossvaters zu bedenken, die mich mit andern Augen ansieht, wenn sie ihre Briefe nicht eben so will geschrieben haben, als dieser Grossvater sein letztes und bestes Werk geschriebeu haben soll. Leben Sie wohl, und weiter kein Wort von der Politik Ihres Neuveu.

(Bd. 12 S. 658.) L.

157. An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, 28. November 1780.

Meine liebe Freundin!

Ich wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen diesesmal zu melden habe. — Sie vermuthen ohne Zweifel eine besondere Krisis meiner Krankheit? — Das hat sich wohl! — Doch was nicht

ist, das kann noch werden. Und der Tod selbst ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunschweig, wo mich der Herzog gestern rufen liess, um mir kund zu thun — — was meinen Sie wohl? — — Dass ihm sein Gesandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächsische Gesandte im Vertrauen eröffnet, dass nächstens an den Braunschweigischen Hof ein *Excitatorium* von dem gesammten *Corpore Evangelicorum* gelangen werde, um mich als den Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments von dem Zwecke Christi und seiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieses sagte mir der Herzog auf eine so freundschaftliche und beruhigende Art, dass ich es zuletzt fast bereuet hätte, ihm so gleichgiltig und sicher darauf geantwortet zu haben. Wenigstens hätte ich es wohl unterlassen können, ihn ausdrücklich zu bitten, dass er sich meiner in keinem Stücke annehmen solle, sondern in allem, ohne die geringste Rücksicht auf mich, so verfahren möge, wie Er glaube, dass ein Deutscher Reichsstand verfahren müsse. Denn ich begreife nun wohl, dass eine solche Aeusserung Niemand verdient, der uns nützlich zu sein wünscht. Indess war an meiner mürrischen Gleichgiltigkeit doch auch gewiss nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiss ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gerne verfolgt sein; und bilden sich ein, dass mir nichts weher thut, als wenn man sich nicht einmal mit mir einlassen will. — Aber, meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, dass allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines grossen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber unschuldig wollte hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei trösten, dass am Ende Jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, seid ihr des Teufels, dass ihr unsers gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen? Und weiss ich denn etwa nicht, wessen grossen Herrn lieber Bastard ich bin? — Also nur frisch die Leiter hinan! und dass nur Niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen! —

Eben werde ich in diesen Henkersgedanken unterbrochen.

Nächstens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu missbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde. L.

(Bd. 12 S. 661.)

158. An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, 21. Januar 1781.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beschäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie schreiben? — Und kränker als jemals. Nicht dass mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank sei es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin so gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar gesehen: aber gelesen habe ich ihn noch nicht, bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorlesen lassen. Der Verfasser, wenn Sie es noch nicht wissen, ist der Feldprediger bei den *Gens d'armes* in Berlin. Sein Name ist mir entfallen.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus diesem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlassen bleibt: so wird Hamburg so bald noch nicht aufhören, sich von dieser Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte schreiben alle, und lassen sich alle so theuer als möglich bezahlen — und Texte sind Texte

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich schreibe Ihnen doch: werden Sie sagen — es ist ein ausserordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird sich erinnern, dass ich ihm schon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine sehr klein, und versiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten sein sollte. Dieses habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieses jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals besser ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück schicken, welches

damals noch nicht sehr gross war. - Gott, wenn das auch wieder so werden soll! — Und wenn Sie vollends wüssten, wie lange ich über diesen Brief geschrieben!

Ich muss ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort soll. Der Ihrige L.

(Bd. 12 S. 667.)

159. An J. G. J. Breitkopf in Leipzig.

Wolfenbüttel, 28. Januar 1781.

P. P.

Endlich erhalten Ew. Wohlgeb. hierbei Ihr Manuscript*) zurück. Ich hatte mich desselben schon begeben, als es während meiner Abwesenheit in Hamburg hier ankam. Von Hamburg kehrte ich krank zurück, und blieb krank, besonders an meinen Augen. Nur seit einigen Tagen habe ich erst das Vergnügen gehabt, diesen Anfang Ihres vortrefflichen Werkes zu lesen. — Aber theurer Mann, das sind die Kapitel noch nicht, bei welchen ich Sie erwarte. Diese *Generaliora* wissen Sie alle unendlich besser als ich. Ich habe sie noch nirgends so vollständig und einleuchtend abgehandelt gelesen. Gleichwohl geht meine Neugierde mehr auf die nachfolgenden Kapitel von den ersten Drucken, besonders der Bibel. Sobald diese auf's Reine sind, haben Sie die Güte, sie mir zu schicken. Diese habe ich, fast alle, täglich unter Augen; und wenn ich über diese nichts angemerkt habe, was sich Andrer Bemerkung entzogen: so war ich der Ehre gar nicht werth, die mir Ew. Wohlgeb. durch Mittheilung Ihres Manuscript erwiesen.

(Bd. 12 S. 669.) Dero gehorsamster Diener

L.

160. Aphorismen aus den Jahren 1777—1781.

1) Mit einem deutschen Nationaltheater ist es lauter Wind, und wenigstens hat man in Mannheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als dass ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An

*) Das erste Hauptstück der „Geschichte der Buchdruckerkunst.“

das, ohne welches wir gar keine Schauspieler hätten, ist gar nicht gedacht worden. Auch die Schauspieler selbst halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reichlichen Unterhalt verspricht. (1777. Bd. 12 S. 586.)

2) Dass die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrentwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, eben so gut dazu, als neue. (1777. Bd. 12 S. 586.)

3) Ein andres ist auf etwas antworten; ein andres etwas beantworten. (1778. Bd. 10 S. 52)

4) Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. (1778. Bd. 10 S. 53.)

5) Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein! (1778. Bd. 10 S. 53.)

6) Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen musste sich das Haus freilich erst, an diesem und jenem Orte. — Aber dass der Grund gut ist, weiss ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.
(1778. Bd. 10 S. 59.)

7) Das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müsste nicht wissen, dass die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muss ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben. (1778. Bd. 10 S. 63.)

8) Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte

Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beissen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich geniessen können. — Ist das: so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiss, wenn und wo sie sich ergiessen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen: so sind deine Goldkörner unverloren! (1778. Bd. 10 S. 115.)

9) Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Misshandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

(1778. Bd. 10 S. 117.)

10) Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind grössten Theils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

(1778. Bd. 10 S. 124.)

11) Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod sein, und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

(1778. Bd. 10 S. 182.)

12) Ich suche allerdings, durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiss und verstehet, müsste schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. (1778. Bd. 10 S. 203.)

13) Was Blut kostet, ist gewiss kein Blut werth.

(1780. Bd. 10 S. 294.)

14) Gott weiss, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der jetzige König von Preussen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, dass nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen

Literatur die Epoche Friedrichs des Grossen zu nennen für gut findet. (1781. Bd. 10 S. 352.)

15) Aber so ging es damals*): Jeder schimpfte auf den Andern, und Keiner las den Andern. (1781. Bd. 10 S. 358.)

161. Aphorismen aus Lessing's Nachlass.

1) Die Beredsamkeit ist die Kunst, einem Andern seine Gedanken so mitzutheilen, dass sie einen verlangten Eindruck auf ihn machen. (Bd. 11 S. 19.)

2) Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der gerechten Sache; oder vielmehr sie sind gar keine. Die gelehrten Streitigkeiten sind eben sowohl eine Art von Kriegen, als die kleinen Zuzus eine Art von Hunden sind. Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meinung streitet; ob der Streit Blut oder Dinte kostet? Genug man streitet. Und also wird auch hier der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten sollte, nur selten einerlei Person sein. (Bd. 11, 1 S. 26.)

3) Die Ordnung, der ich folgen werde, ist die liebe Ordnung der Faulen. Man schreibt wie man denkt: was man an dem gehörigen Ort ausgelassen hat, holet man bei Gelegenheit nach: was man aus Versehen zweimal sagt, das bittet man den Leser das andremal zu übergehen. (Bd. 11, 1 S. 27.)

4) Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Aber eben desswegen, weil er nicht dazu erschaffen ward, hängt er diesem mehr als jenem nach. Seine Bosheit unternimmt allezeit das, was er nicht soll, und seine Verwegenheit allezeit das, was er nicht kann. (Bd. 11, 1 S. 27.)

5) Dass Sokrates ein Prediger der Wahrheit sei, sollten auch seine Feinde bezeugen, und wie hätten sie es anders bezeugen können, als dass sie ihn tödteten? (Bd. 11, 1 S. 28.)

6) Das Schwert nutzt man im Kriege, und im Frieden trägt man es zur Zierde. Im Kriege sorgt man nur, dass es scharf ist. Im Frieden putzt man es aus, und gibt ihm durch Gold und Edelsteine einen falschen Werth. (Bd. 11, 1 S. 30.)

7) Alle angenehmen Begriffe sind undeutliche Vorstellungen

*) Bei den literarischen Streitigkeiten Gottsched's.

einer Vollkommenheit. Die Vollkommenheit ist die Einheit im Mannigfaltigen. (Bd. 11, 1 S. 57.)

8) Die ersten ägyptischen Figuren standen mit senkrechten Armen, und mit zusammengeschlossenen Füssen. Man thue noch das dritte Kennzeichen hinzu, mit zugeschlossenen Augen, und man hat offenbar die Stellung eines Leichnames. Nun erinnere man sich, welche Sorgfalt die alten Aegyptier auf die Leichname wendeten, wie viel Kunst und Kosten sie anwandten, selbige unverweslich zu erhalten, und es ist natürlich, dass sie auch das Ansehen des Verstorbenen werden zu erhalten gesucht haben. Dieses brachte sie auf die Malerei und bildenden Künste überhaupt. Sie machten über das Gesicht des Leichnams eine Art von Larve, auf welche sie die Gesichtszüge des Verstorbenen nach der Aehnlichkeit ausdrückten. Eine solche Larve ist die *Persona Aegyptiaca* bei dem Beger *T. III. p.* 402, welche Herr Winkelmann unrichtig eine Mumie nennt. Doch nicht allein das Gesicht, auch der ganze Körper ward in eine Art von hölzerner Maske eingefasst, welche die Gestalt desselben ausdrückte, daher sie Herodotus ausdrücklich ξύλινον τύπον ἀνθρωποειδέα nennet. (Bd. 11, 1 S. 175.)

9) Aus meiner Erklärung von dem Ursprunge der ägyptischen Kunst lässt sich auch noch erklären, warum die ältesten ägyptischen Figuren mit dem Rücken an einer Säule anliegen. Es war der Gebrauch der Aegyptier die nach der Figur des Leichnams gearbeiteten Särge an die Mauer zu lehnen: und das erste hölzerne oder steinerne Bild war nichts als die grobe Nachahmung eines solchen Sarges. (Bd. 11, 1 S. 176.)

10) Ein falscher Grund ist schlimmer als gar kein Grund. (Bd. 11, 1 S. 191.)

11) Zur körperlichen Schönheit gehört mehr als Schönheit der Form. Es gehört auch dazu die Schönheit der Farben und die Schönheit des Ausdrucks. (Bd. 11, 1 S. 191.)

12) Eine allzuzärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in einer Person. Nur weil sie sich dieser zu sehr bewusst sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Aeusserliche an. Durch nichts verrathen sich der-

gleichen Leute aber mehr, als dadurch, dass sie sich am meisten durch die groben plumpen Worte, die das Unzüchtige geradezu ausdrücken, beleidiget finden lassen; und weil nachsichtiger gegen die schlüpfrigsten Gedanken, wenn sie nur in feine unanstössige Worte gekleidet sind. (Bd. 11, 1 S. 204.)

13) Dass der Nachdruck unbillig sei, dass der Nachdrucker sich schämen sollte, zu ernten, wo er nicht gesäet hat, und der faulen Hummel gleich über den Honig der fleissigen Bienen herzufallen: wer läugnet das? Aber was hilft das, dem Nachdruck zu steuern? Freilich, wenn Deutschland unter Einem Herren stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hilfe kommen könnte und wollte! (Bd. 11, 1 S. 211.)

14) Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen! (Bd. 11, 1 S. 223.)

15) Es ist schwer, dass auch die gleichsten Fussgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen können. Aber wenn die Rauigkeit des Weges sie zwingt, ihre Hände fahren zu lassen, so können sie doch immer einander mit Achtung und Freundschaft in den Augen behalten, und immer bereit sein, wenn ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall drohet, einander zu Hilfe zu eilen. (Bd. 11, 2 S. 21.)

16) Ein schöner Titel ist einem Buche noch nöthiger, als einem Menschen ein schöner Taufname. (1774. Bd. 11, 2 S. 28.)

17) Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel. (Bd. 11, 2 S. 67.)

18) Schade, dass ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: so zerreisse ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht: so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung schon vorlieb. (Bd. 11, 2 S. 67.)

19) Wortgrübelei! wird man sagen. — Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende. (Bd. 11, 2 S. 68.)

20) Der Philosoph sucht blos zu verhüten, dass ihn der Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. (Bd. 11, 2 S. 71.)

21) Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, dass es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, dass ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. (Bd. 11, 2 S. 163.)

22) Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird. (Bd. 11, 2 S. 164.)

23) Blos weil ich lange Titel hasse . . . habe ich auch hier zweideutige Kürze*) einer langweiligen Umschreibung vorziehen zu dürfen geglaubt. Büchertitel sind ja doch nur wie Taufnamen, die nicht zum Charakterisiren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden. (Bd. 11, 2 S. 165.)

*) Lessing erklärt und rechtfertigt den Titel „Bibliolatrie."

Alphabetisches Register.

Abendmahlslehre 208.
Ackermann 202.
Adelmann 206.
Adelung 237.
Advokaten, Lustspiel 64.
Aegyptische Kunst 367.
Afterkunst 148.
Ajax 131.
Altes Testament 264, 279.
Anthologie, griechische 214.
Anti-Goeze 301, 306, 347.
Antwort, nöthige 322.
Anzeige s. Bücheranzeigen.
Aphorismen 77, 108, 160, 177, 243, 363, 366.
Apologie 18, 21, 29 — Leibnitz 230.
Aristoteles 73, 170, 184, 187, 253 — s. a. Dramaturgie.
Auferstehungs-Geschichte 265, 283.
Autor s. Selbstverlag.
Axel 94.

Bahrdt 302.
Barnhelm s. Minna.
Batteux 89.
Behn 321.
Berengarius 204, 206, 208.
Berlichingen 242.
Berlin, Pressfreiheit 194.
Bertuch 339.
Bescheidenheit 178.
Bestreitung der Religion s. Religionsstreitigkeiten.
Beweis der Wahrheit 52 — des Geistes und der Kraft 286.
Beweise Gottes 21.
Beweiskraft der Wunder 300.
Bibel s. Religionsstreitigkeiten.
Bibliothek in Wolfenbüttel 227.
Bildende Kunst s. Laokoon.
Bode 142.
Breitinger 89.
Breitkopf s. Briefe.
Briefe antiquarischen Inhalts 76, 77, 172, 173.
„ an Breitkopf 363.
„ an Claudius 313.
„ an Eschenburg 240, 241, 296, 298, 299, 314.
„ von Gellert 15.
„ an Gleim 80, 84, 86, 141, 219.
„ an Herder 337, 358.
„ an Hompesch 260.
„ an Jacobi 340.
„ an Herzog Karl von Braunschweig 218.
„ an Frau König 201, 225, 248, 250, 256.
„ an Lessing's Vater 8, 31, 116, 119, 121, 122, 202.
„ an Lessing's Mutter 1, 210, 221, 253.
„ an Lessing's Bruder Karl 159, 217, 223, 237, 246, 251, 254, 259, 260, 297, 298, 316, 334, 339.

Briefe an Lessing's Bruder Theophilus 205, 243.
„ an Lessing's Schwester 258, 259, 236.
„ an Moses Mendelssohn 69, 70, 71.
„ an Nicolai 72, 112, 157, 194, 198, 199, 262.
„ an Ramler 110, 119, 222, 242, 336.
„ an Elise Reimarus 315, 360, 362.
„ an J. A. H. Reimarus 311.
Briefwechsel 113.
Buchhändler s. Nachdruck, Selbstverlag.
Bücheranzeigen:
1. die Weiberstipendien oder die wohlfeile Miethe der Studenten 12.
2. der Faule und die Vormünder 12.
3. Briefe von Gellert 15.
4. Gedichte von Gottsched 13.
5. Messias von Klopstock 16.
6. Kleinigkeiten von Lessing 19.
7. eine Ode von Klopstock 20.
8. Memoires etc. Duclos 21.
9. Gründe der Vernunft etc. 21.
10. L'école de l'homme etc. 22.
11. Hollander's Bibliothek 29.
12. Leben des Moliere etc. von Voltaire 65.
13. Lettres du Comte de Cataneo à Voltaire 66.
14. Annales etc. 67.
15. Zergliederung der Schönheit etc. von Hogarth 68.
Bühne s. Dramaturgie, Theater.
Burkhardt 227.
Burz, Inspektor 58.

Calmet 275.
Cardanus, Rettung desselben 25.
Casaubonus 184.
Cataneo 66.
Caylus 133.
Charakter im Drama 154, 155.
Chataubrun's Philoktet 132.
Claudius s. Briefe.
Clericus 275.
Cochläus 52.
Corneille 106, 154, 170, 187, 188 — s. a. Dramaturgie.
Corpus Evangelicorum 361.
Cronegk 146.

Deisten s. Duldung.
Dichter unglückliche 25.
Dichtkunst s. Drama, Laokoon.
Didaskalie 184.
Dikton 285.
Dobreslaw 9.
Dodsley 191.
Döbbelin 218, 223.
Drama 72, 79, 80 — s. a. Dramaturgie, Theater.
Dramaturgie hamburgische, Ankündigung 143 — Wahrheiten und Gemeinplätze 146 — Afterkunst 148 — Voltaire als Dramatiker 149 — ein Geist auf der Bühne 150 — historische Dramen 154 — Corneilles Rodogune 154 — die drei Einheiten des Drama 163 — Euripides 165 — vom Tragikomischen 166 — die Schule des Kritikers 167 — Aristoteles und die Aufgabe der Tragödie 168 — Aristoteles und Corneille 170 — Kritik und Genie 180 — Nachwort 182 — ihr Absatz 158 — ihr Nachdruck 190 — s. a. Lustspiel, Theater.
Dreieinigkeit, Beweise 21.
Duclos 21.
Duldung der Deisten 263.

Eberhard über Leibnitz 230.
Eckhof 146.

Edelmann 62.
Einbildungskraft des Dichters 78.
Ekelhaftes 140.
Emilia Galotti 217, 218, 222.
Englisches Theater 187.
Epigramm, Bedeutung 211 — Bestandtheile 212 — Witz 213.
Ernst und Falk, Gespräch für Freimaurer 326.
Erziehung des Menschengeschlechts 283, 312, 340.
Eschenburg s. Briefe.
Euklides 187.
Euripides 165.
Eyck 235.

Fabel, Gebrauch der Thiere 88 — Nutzen in den Schulen 97.
Fabeln: die Erscheinung 87 — der Hamster und die Ameise 87 — der Löwe und der Haase 88 — der Esel und das Jagdpferd 88 — der Esel mit dem Löwen 99 — der Löwe mit dem Esel 99 — die Pfauen und die Krähe 100 — der Rabe und der Fuchs 100 — der Knabe und die Schlange 101 — der Wolf auf dem Todtenbette 101 — Herkules 102 — die Esel 102.
Falk und Ernst, Gespräch für Freimaurer 326.
Faust 107.
Fehler unverzeihlicher 172.
Fontenelle über Leibnitz 234.
Fragmente s. Religionsstreitigkeiten, Ungenannter.
Französisches Theater 132, 149, 163, 187.
Freigeist von Mylius 61.
Freimaurer, Gespräch 326.
Furcht s. Drama, Dramaturgie.

Gallotti s. Emilia.
Geist auf der Bühne 150.
Geist und Kraft 286.
Gelehrte der junge 47.
Gellert's Briefe 15.
Genie 110, 180.
Geschmack 15, 66, 144, 177.
Gespenst 150.
Glaube des Leibnitz 232.
Gleim s. Briefe.
Göthe's Werther 241.
Götz von Berlichingen 242.
Goeze s. Anti-Goeze.
Goldoni 71, 183.
Gottes-Beweise 21.
Gottes-Werkzeuge 52.
Gottsched, Gedichte 13 — Ode des Mylius auf ihn 58 — Theater 104 — Sprachkunst 107.
Graal 240.
Gregorius 11.

Haimann 359.
Hamburgische Dramaturgie s. Dramaturgie.
Hamlet 151.
Harlekin 105.
Haupt, Beweis der Dreieinigkeit 21.
Heldengedicht, Unterschied vom Drama 79, 80.
Helena 138.
Herder s. Briefe.
Hero und Leander 214.
Herzog Karl von Braunschweig s. Briefe.
Hieronymus 292.
Historie, Beiträge 6.
Historische Dramen 154.
Hirschau, Fenstergemälde 231.
Höflichkeit 178, 180.
Hogarth 68.
Hollander 29.
Homer 134, 138, 176, 177.
Hompesch s. Briefe.
Horaz, Rettungen 49.

Horaz, Uebersetzung von Lange 33, 36.

Jacobi s. Briefe.
Improvisator 30.
Johannes, sein Testament 291.
Joseph II. 302.
Israeliten, Durchgang durch's rothe Meer 261, 275.
Juden, Lustspiel 48.

Kästner, Professor 47, 59.
Kanzel, Verschreiuung der Vernunft 264, 268.
Karl, Herzog von Braunschweig s. Briefe.
Karrikatur 127.
Kleines, Werth desselben 231.
Kleinigkeiten, Anzeige 19 — Vorrede 23.
Kleist, sein Tod 84.
Klopstock, Messias 16 — eine Ode 20 — Nachahmer 28 — Herrmanns Schlacht 158.
Klotz 172, 173, 178, 189, 193, 197, 204.
Kölbele 200.
König s. Briefe.
Kometen 59.
Komische Tragödie 166.
Komödie s. Lustspiel.
Kraft und Geist 286.
Kriegslied 81.
Kritik 167, 180, 183, 222.
Kunst s. Dramaturgie, Laokoon.
Kuntsch 202.

Lange, die Horazischen Oden 33 — Vade mecum 36.
Laokoon: Vorrede 123 — Beruf der Malerei 126 — Gesetz der Schönheit 127 — Auffassung des bildenden Künstlers 129 — französischer Triumph über die Alten 132 — malerische Erzählung und malerische Handlung 132 — die Schönheit der Helena 138 — das Ekelhafte 140.
Lauson, ein Improvisator 30.
Lavater 199, 252.
Leander und Hero 214.
Leibnitz 230, 232, 246.
Leidenschaften s. Drama, Dramaturgie.
Leisewitz 251.
Lemnius 27.
Lesen, warum? 1.
Lessing, Tod seines Vaters 205 — Tod seiner Mutter 259 — seine Vermählung 256 — Geburt und Tod seines Sohnes 296 — Tod seiner Gattin 298 — s. a. Briefe.
Lied s. Volkslied.
Lilienthal 295.
Logau 211.
Lustspiel, Werth 3 — zwei schlechte 12 — Vorrede zu Lessing's Lustspielen 45 — die Advokaten 64 — Aufgabe 75 — Stoffe 82.
Luther 53, 77.

Malerei s. Laokoon — Oelmalerei 235.
Mannheim, Akademie 255 — Theater 260, 261, 263, 363.
Martial 211.
Mascho 303.
Maupertius 71.
Medea 131.
Meer rothes, Durchgang der Israeliten 264 275.
Mendelssohn s. Briefe.
Menschengeschlecht s. Erziehung.
Menschheit in Staaten und Religionen 326.
Messias von Klopstock 16.
Michaelis 277.
Minna von Barnhelm 119, 159, 160.

Milton 133.
Mitleid s. Drama, Dramaturgie.
Moliere 65, 82.
Musäus 214.
Muster, Benützung guter 6.
Mylius 10, 54.

Nachahmer Klopstock's 28.
Nachdruck 190.
Nathan der Weise 316, 334, 336, 337, 340, 369.
Nationaltheater 186, 262, 363.
Naturforscher: Warum ich lese 1.
Neuber Frau 47, 105.
Nicolai Friedrich, Buchhändler s. Briefe.
Nicolai, Professor 86.

Ode von Klopstock 20.
Oden des Horaz von Lange 33, 36.
Oelmalerei 235.
Offenbarung s. Religionsstreitigkeiten.
Orthodoxie 238, 260 — s. a. Religionsstreitigkeiten.

Pauson 126.
Phantasie des Dichters 78.
Philoktet 132.
Philosophie des Leibnitz 230.
Physiognomik 252.
Pöbelhaftigkeit 64.
Poesie s. Drama, Laokoon.
Pope 70.
Pordenone 140.
Pressfreiheit in Berlin und Wien 194.
Pyreikus 126.

Racine 187.
Ränke schlechter Schriftsteller 173.
Ramler s. Briefe.
Reimarus Elise s. Briefe.
Reimarus G. A. H. s. Briefe.
Religion, Leibnitz 232 — s. a. Apologie, Orthodoxie, Religionsstreitigkeiten.
Religionen und Menschheit 326.
Religionsstreitigkeiten 77 — Bestreitung und Vertheidigung der Religion 263 — über den Beweis des Geistes und der Kraft 286 — das Testament Johannis 291 — die Beweiskraft der Wunder 300 — Anti-Goeze I 301 — Anti-Goeze II 306 — Anti-Goeze XI 317 — nöthige Antwort 322 — die Menschheit in Staaten und Religionen 326 — die Erziehung des Menschengeschlechtes 340 — s. a. Apologie, Orthodoxie.
Rettungen, Vorrede 45 — des Horaz 49 — des Cardanus 52 — des Cochläus 52.
Rodogune Corneilles 154.
Romeo und Julie 161.
Rothes Meer, Durchgang der Israeliten 264, 275.
Rousseau 27, 71.
Rüdiger 11.

Sakraments-Streitigkeiten 208.
Satirischer Moralist 22.
Saurin 275.
Schauspiel s. Drama, Dramaturgie, Lustspiel, Theater.
Schauspieler 145, 148, 185.
Schauspielkunst 185.
Schlachtgesang 81.
Schlosser 309.
Schmerz 128.
Schmid, Professor 206.
Schmid, über Götz von Berlichingen 242.
Schönheit 127 — der Helena 138.
Schönheitslinie 68.
Schreken s. Drama, Dramaturgie.
Schriftsteller, Ränke schlechter 173 — s. a. Selbstverlag.

Schule des Kritikers 167.
Selbst-Anzeige 19.
Selbstverlag 191 — in Frankreich 199.
Shaftesbury 104.
Shakespeare 106, 151, 161, 177.
Sherlok 285.
Simonides 124.
Sittengeschichte 21, 22.
Sittensprüche 146.
Skelet 197.
Sonnenfels 194.
Sprachkunst Gottscheds 107.
Staat und Menschheit 326.
Streitigkeiten, Ermittlung der Wahrheit 195 — sakramentarische 208 — s. a. Religionsstreitigkeiten.

Terenz 184.
Testament altes 264, 279.
Testament Johannis 291.
Theater, Benützung guter Muster 6 — Gottsched 104 — Nationaltheater 186, 262, 363 — s. a. Drama, Dramaturgie, Lustspiel.
Theologie s. Apologie, Orthodoxie, Religion, Religionsstreitigkeiten.
Theophilus Presbyter, Oelmalerei 235.
Thersites 176.
Thiere in der Fabel 88.
Timanthes 128.
Timomachus 130.
Titel 368, 369.
Tod, sein Bild 195, 197.
Tragikomödie 166.
Tragödie s. Drama.
Trauerspiel s. Drama, Theater.
Triumph französischer über die Alten 132.
Turonensis 206.

Uebersetzungskunst 78, 108.
Ungenannter, Verfasser der Fragmente 311, 360.
Unglückliche Dichter 25.
Unverzeihlicher Fehler 172.

Vade mecum für Lange 36.
Vavassor 211.
Verdrehung und Widerspruch 197.
Verfasser s. Schriftsteller.
Vernunft 264, 268.
Vertheidigung der Religion s. Religionsstreitigkeiten.
Vigilantius 321.
Volkslied 81, 219, 263, 338, 359.
Voltaire, Leben des Moliere 65 — Lettres du Comte de Cataneo 66 — Annales 67 — Zayre 106, 161 — als Dramatiker 149, 151, 161, 167.
Vorrede zu den Kleinigkeiten 23 — zu den Rettungen und Lustspielen 45 — zum Laokoon 123 — zur Dramaturgie 143 — zu den Beiträgen zur Geschichte und Literatur 227.
Voss, Buchhändler 224, 251.

Wahrheit, Beweis 52 — Streit 195 — Besitz 364.
Wahrsager von Mylius 62.
Warburton 345.
Wehsen 11.
Weissagungen und Wunder 286.
Werkzeuge Gottes 52.
Wernicke 211.
Werth des Kleinen 231.
Widerspruch und Verdrehung 197.
Wieland 103, 339.
Wien, Pressfreiheit 194.
Wörterbuch deutsches 237.
Wolfenbüttel, Bibliothek 227.
Wunder, deren Beweiskraft 300.
Wunder und Weissagungen 286.

Zachariä 202.
Zeitgeschmack 21.
Zeuxis, Helena 138.

Berichtigungen.

Seite 2 Zeile 8 *Komma* zu streichen nach *Zügen*.
„ 17 „ 1 *Anführungszeichen* zu streichen.
„ 21 „ 7 v. u lies *des Buches*, statt *der Bücher*.
„ 25 „ 15 v. u. *Komma* zu streichen nach *Geburten*.
„ 30 „ 19 lies *Vielen* statt *vielen*.
„ 31 „ 4 u. 51 ies *hinlänglich*.
„ 31 „ 17 lies *wiederholen*.
„ 32 „ 5 lies *Sprachen*.
„ 41 „ 10 und S. 42, Z. 10 v. u. lies *Ihr* statt *ihr*.
„ 42 „ 2 v. u. lies *Ihren* statt *ihren*.
„ 48 „ 14 v. u. *Komma* zu streichen nach *Gelehrte*.
„ 49 „ 7 v. u. lies *verleumdet*.
„ 51 „ 21 lies *einem*.
„ 53 „ 14 „ *läugnen*.
„ 54 „ 19 u. 20 hat die Jahrzahl 1754 mit Weglassung des Monat *März* die 19te Zeile einzunehmen.
„ 63 „ 6 lies *boshaft*.
„ 66 „ 13 v. u. lies *Metaphysik*.
„ 66 „ 17 lies *Zweifel, die* statt *die Zweifel*.
„ 67 „ 5 v. u. lies *techniques*.
„ 71 Die hieher gehörige Anmerkung steht auf Seite 72.
„ 92 Zeile 4 lies *sprächen*.
„ 92 „ 15 lies *ἦν* und *ζῷα*.
„ 93 „ 11 v. u. lies *Individua*.
„ 94 „ 22 lies *reizten*.
„ 95 „ 15 *einen* statt *Einen*.
„ 99 Anmerk. Z. 2 setze nach *ging* ein *Komma*.
„ 102 „ Z. 12 v. u. lies *Zeus*.
„ 103 Zeile 4 v. u. nach *verblutet* setze das *Schluss-Anführungszeichen*.
„ 103 Anmerk. Z. 3 v. u. lies *bist*.
„ 106 Zeile 12 lies *Shakespeare*.
„ 106 „ 21 „ *das*.
„ 107 „ 4 lies *Shakespearesches*.
„ 126 „ 10 lies *selbst*.
„ 146 „ 10 v. u. nach *Olints* ein *Komma*.
„ 163 „ 4 v. u. nach *kunstreichen* ein *Komma*.
„ 166 „ 14 v. u. vor *eines* ein *Komma*.
„ 169 „ 16 *Komma* zu streichen nach *Mitleid*.
„ 173 „ 15 lies *Herr* statt *Her*.
„ 175 „ 13 „ *Miene*.
„ 176 „ 11 v. u. *Komma* zu streichen nach *Gedichts*.
„ 189 „ 8 desgl. nach *Klotz*.
„ 197 „ 2 v. u. nach *haben* ein *Fragezeichen*.
„ 198 „ 1 lies *denn*.
„ 199 „ 13 lies *das* statt des zweiten *dass*.
„ 215 „ 6 lies *προγόνων*.
„ 216 „ 11 „ *δόμος* und *πύργος*.
„ 216 „ 16 „ *τελῆ*.
„ 229 „ 2 nach *solches* ein *Komma*.
„ 232 „ 3 lies *Werth der* statt *Werthder*.
„ 286 „ 16 (1777).
„ 302 „ 2 v. u. das erste *Komma* zu *streichen*.
„ 308 „ 5 ein *Komma* nach *auch* zu setzen.
„ 309 „ 4 lies *ist*.
„ 309 „ 22 „ *antwortete*.
„ 319 „ 18 „ *Sie*.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessing's Prosa für Schule und Haus

Nördlingen 1873

P.o.germ. 838 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162828-2